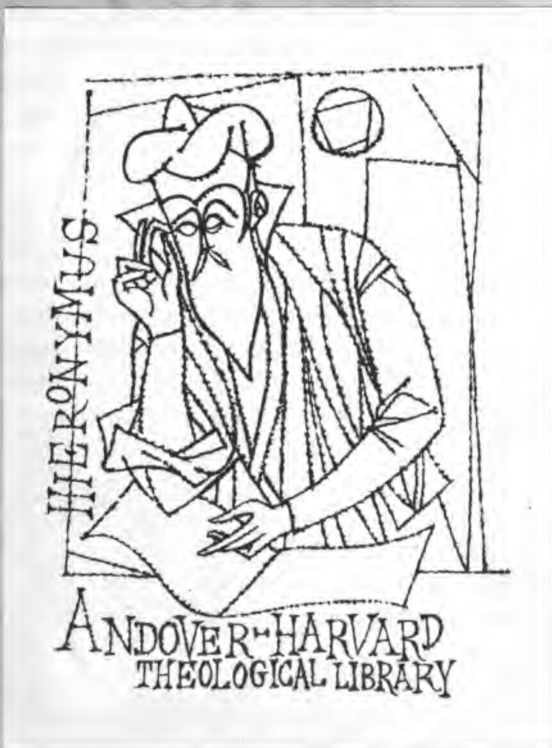

HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Christian Märklin.

Ein

Lebens- und Charakterbild

aus der

Gegenwart.

Von

David Friedrich Strauß.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1851.

Kaum ist eine Klage allgemeiner und leider auch kaum eine begründeter über unsere Zeit, als daß ihren Fortschritten im Wissen eine entsprechende Kräftigung und Läuterung des Willens nicht zur Seite gehe, daß dem Ueberfluß an hellen Köpfen und gebildeten Menschen gegenüber an tüchtigen Charakteren Mangel sei. Unsere Altvordern, in strenger Zucht erwachsen und durch die Unsicherheit der öffentlichen Zustände lebenslang darauf angewiesen, im Nothfall persönlich für sich und die Ihrigen einzustehen, lernten früh sich zusammennehmen, und blieben an Leib und Seele ein wehrhaftes Geschlecht. Die Enge ihres Vorstellungskreises, die festen Pfähle, mit welchen der unangefochtene Kirchenglaube denselben abgemarkt hatte, kamen der Bestimmtheit und Beharrlichkeit ihres Wollens zu Gute; während auch noch unsere Großväter und Väter, welche die Schranken der herkömmlichen Erziehung, Glaubens- und Denkweise niederreißen sahen und zum Theil selbst niederreißen halfen, eben durch den Kampf und die Arbeit, welche dieß kostete, sich gekräftigt fanden, die neue Aufklärung als ein theuer errungenes Gut in straffgeschlossener Hand hielten, und die Grundsätze derselben mit rührigem Eifer an sich selbst und in ihrem Wirkungskreise durchzuführen suchten. Dagegen ist uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts der Schatz geistiger Bildung, dessen wir uns erfreuen, zum größern Theile mühelos als Verlassenschaft des achtzehnten zugefallen: und dieß, in Verbindung mit der schlafferen Zucht und dem langen Frieden, worin wir aufgewach-

sen sind, hat unser Zeitalter, gerade in seinen gebildeteren Classen, zu einer Art von geistiger Schwelgerei verführt, welche die sittliche Kraft lähmte, und uns in den beiden letzten Jahren so bedenklich schwach erscheinen ließ den Angriffen der Massen gegenüber, deren leidenschaftliches Wollen von der alten Zucht nicht mehr gebändigt und von der neuen Bildung noch nicht gemildert war.

Daß es so nicht sein soll und noch viel weniger sein muß; daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe; daß im Gegentheil, je gründlicher angeeignet, desto gewisser die Geistescultur unserer Zeit auch dem Willen zu Gute komme, ihm feste und erhabene Zielpunkte und die Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach denselben verleihe: davon war der Mann als ein Zeichen unter uns hingestellt, dessen Lebens- und Charakterbild ich eben deßwegen zu entwerfen und möglichst weithin sichtbar zu machen unternommen habe, damit es die Vorurtheile der Einen zerstreue, die Schlaffheit der Andern beschäme, und alle bessern Kinder dieser Zeit zur Nacheiferung reize. Füge ich dem noch bei, daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat oder brechen mußte, es gewesen ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines sittlichen Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war: so wird dieß dem Bilde, das ich aufzustellen mich anschicke, ohne seinem Werthe für den weitesten Kreis etwas zu benehmen, zugleich für einen engeren noch eine besondere Anziehungskraft ertheilen.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Märklins Herkunft und Knabenalter.

Begünstigt freilich vor vielen Andern war unser Freund dadurch, daß er der Sohn und Zögling eines Vaters war, welcher mit der hellen Denkart der neuen Zeit noch die ganze Sittenstrenge der alten verband. Als Sohn eines kirchenräthlichen Beamten im Jahr 1771 in Stuttgart geboren, war Jakob Friedrich Märklin (der Vater) in der Einfachheit und ernsten Zucht aufgewachsen, wie sie damals noch den mittleren Ständen eigen war; und von dem alterthümlichen Zuschnitte des Unterrichts, den er genoß, wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn ich sage, daß er unter seinen Papieren noch eine „Specialgeschichte der Enakim" bewahrte, die er auf dem Stuttgarter Gymnasium nachgeschrieben hatte. Aber in derselben Schule wurde damals Hegel gebildet, mit welchem zugleich Märklin hernach auch in das Stift zu Tübingen aufgenommen wurde. Noch bis in seine letzten Lebensjahre pflegte sich der berühmt gewordene Philosoph bei Würtembergern, die ihn in Berlin besuchten, mit Anhänglichkeit nach seinem Altersgenossen Märklin zu erkundigen, mit dem er die dortigen Bildungsanstalten durchlaufen, und der noch in Tübingen an Kenntnissen und Tüchtigkeit mit ihm gewetteifert hatte. Hier hatten sich beide Jünglinge, wie alle bessern Köpfe in jener Zeit, mit besonderem Eifer auf die Kantische Philosophie geworfen, und so wenig Märklin, seinem damaligen Studiengenossen gleich, berufen war, dieselbe wissen-

schaftlich weiterzubilden, so drückte sie ihm doch für das ganze fernere Leben jenes Gepräge auf, das uns an ihren ächten Zöglingen so hell und kräftig anspricht. Sittlich streng, aber dogmatisch liberal; unerschrocken im Kampfe für Freiheit und Recht, doch innerhalb fest bestimmter Gränzen; eben so sehr gegen transscendentes Schwärmen ihrer eigenen Vernunft auf der Hut, als gegen die Zumuthung der Auctorität, unverständliche Glaubenssätze anzuerkennen: so war das Geschlecht jener Männer, und in diesem Geiste hat auch Märklin der Vater während eines langen Lebens gewirkt. Besonders seine Thätigkeit während der zwanzig letzten Jahre seines Lebens, wo ihm als Prälaten und Generalsuperintendenten ein weiteres Feld geöffnet war, steht in der Heimath noch in gutem Andenken. So streng er in dieser Stellung von den ihm untergebenen Geistlichen und Schullehrern gewissenhafte Pflichterfüllung forderte, so redlich strebte er in seinem Theile, ihre und ihrer Hinterbliebenen ökonomische Lage zu verbessern, und durch Wahrung der protestantischen Gewissensfreiheit insbesondere die Kirchendiener vor mißlichen Collisionen zu bewahren; während eine natürliche Freundlichkeit und die durch gründliche Bildung erworbene Humanität seiner Strenge alles Herbe und Zurückschreckende benahmen. In der Ständeversammlung, wo ihm sein Amt Sitz und Stimme verlieh, hat er nicht allein die Rechte der Kirche, sondern auch die des Volkes bis zu deutlichen Zeichen fürstlicher Ungnade vertreten; mit der Zeit eines der erfahrensten Mitglieder der Kammer, war er lange das einzige Licht der Prälatenbank, bis Pahl neben ihm auf derselben Platz nahm. Im rüstigen Kampfe gegen den Entwurf eines neuen Gesangbuchs, welches Schleiermachers romantischer Nachwuchs der evangelischen Kirche Würtembergs zu octroyiren beabsichtigte, und bald nachher auch wirklich octroyirt hat, ereilte in Stuttgart, wohin er zur Synode gereist war, den 71jährigen der Tod, nachdem er sich bis zur letzten Krankheit alle Frische, Munterkeit, ja Eleganz seiner besten Jahre bewahrt hatte.

Als am 23. Juni d. J. 1807 unser Freund dem Vater geboren wurde, bekleidete dieser die Stelle eines Klosterprofessors in

Maulbronn. Er war seit fünf Jahren mit Friderike, einer Tochter des verstorbenen Professors der Rechte, Hoffmann in Tübingen, verheirathet, welche in dem Hause des Professors und Prälaten J. F. Flatt, des bekannten Theologen, ihres Stiefvaters, erzogen worden war. Sie hatte dem Gatten schon in Bebenhausen, wo er früher im gleichen Amte gestanden, zwei Kinder geboren; unsern Christian Märklin gebar sie kurz nach dem Umzuge nach Maulbronn. Von den drei Geschwistern, die mit ihm heranwuchsen, sah sich dieser später zwei, einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester, kurz nacheinander im schönsten Jugendalter durch den Tod entrissen; mit besonderem Schmerze die Schwester, die um der Zusammenstimmung ihrer beiderseitigen Empfindungs- und Denkweise willen ihm das liebste Geschwister gewesen war.

Es war ein recht heimliches, stilles Asyl, in welchem Märklin die ersten sieben Jahre seines Lebens zubringen sollte. Der gute Maulesel hätte sich an keiner Stelle niederlegen können, die zur Gründung eines Klosters geeigneter gewesen wäre. Ein kleines, abgeschiedenes Thal, von bewaldeten Hügeln umgeben; von einem Bache durchflossen, an dem sich eine Perlenschnur von Seen, zur Gewinnung der nöthigen Fastenspeisen für die ehrwürdigen Väter, anlegen ließ; und die Krone von Allem, ein Gelände in der Nähe, auf welchem die gefällige Sonne einen Wein reifte, der noch heute unter die auserwählten des Landes gerechnet wird. Hier war im 12. Jahrhundert das Cisterzienser-Kloster gegründet worden, das im Verlaufe der Zeit manche Erweiterung und Umgestaltung erfuhr, so daß es, wie auch seine große, herrliche Kirche, alle Abstufungen des Baustyls, von dem Rundbogen und viereckigen Pfeiler des romanischen bis zur reichsten Ausbildung des gothischen Säulenbündels und Spitzbogenfensters zeigt. Die Klostergebäude sammt den Wohnungen seiner Beamten und Dienstleute wurden mit einer hohen, von einem Zwinger umgebenen und durch ein einziges Thor geschlossenen Mauer umzogen, so daß auch die später angelegte Landstraße von Stuttgart nach Bretten und Bruchsal, ohne Störung für die klösterliche Stille, außerhalb

vorbeizog. Damals freilich, als unser Freund hier aufwuchs, hatte das Kloster schon längst tief eingreifende Veränderungen erfahren. Nach 400jährigem Bestande war es um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reformirt, seine Besitzungen zum Kirchengut eingezogen, sein Abt, der bis dahin unter Würtembergischer (früher Pfälzischer) Schirmvogtei ein kleiner Landesherr gewesen war, zum Würtembergischen Kirchenbeamten gemacht worden; statt klösterlicher bewohnten von da an herzogliche (später königliche) Angestellte die Nebengebäude des Klosters; in diesem selbst aber, dessen ursprüngliche Gestalt nach und nach durch manchen modernen An- und Umbau beeinträchtigt war, hauste statt der Mönche eine Anzahl 14—18jähriger junger Leute, welche von einem Prälaten unter strenger Clausur und Aufsicht gehalten, und mit Hülfe zweier, gleichfalls im Kloster wohnenden Präceptoren, später Professoren, deren einer eben Märklin der Vater war, zur Aufnahme in das theologische Stift in Tübingen vorbereitet wurden.

Von den gesunden Erziehungsgrundsätzen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchdrungen, ließ Vater Märklin den kleinen Sohn die meiste Zeit im Freien zubringen, wozu der geräumige Klosterhof mit seiner Lindengruppe, der zum Garten umgeschaffene Zwinger, und als der Knabe heranwuchs, vor Allem die herrlichen Buchenwälder, die ihren kühlen Schatten beinahe bis an das Klosterthor erstrecken, die geeignetsten Plätze boten. Als die Jahre des Lernens herankamen, nahm er an dem Unterrichte Theil, den ein freundlicher Schullehrer aus einem benachbarten Dorfe wöchentlich zweimal seinen ältern Geschwistern im Lesen, Schreiben und Rechnen gab, wozu der Vater selbst leichte Uebungen in den Anfangsgründen des Französischen fügte. Märklin war ein folgsamer, leicht zu erziehender Knabe; besonders vor dem Vater hatte er von früh an tiefen Respect; er war bescheiden, liebreich und von Allen die ihm näher kamen, wieder geliebt. Für einen so gutartigen Knaben war die Zucht des Vaters vielleicht allzustreng, die Unterwürfigkeit, in welcher der Sohn gehalten wurde, zu schroff; zwar der dankbaren Liebe des letzteren konnte sie keinen Eintrag thun, auch schloß sie in spätern

Jahren die edelste Offenheit im Verhältniß des Sohnes zum Vater nicht aus: doch pflegte Märklin für eine gewisse Schüchternheit, sich Andern gegenüber geltend zu machen, die Ursache in einer „allzustreng subordinirenden Erziehung" zu suchen. Auch in folgendem Satze, der sich in den von ihm aufgezeichneten „Lebenserfahrungen und Ansichten" findet, ist eine Hindeutung auf die Art, wie er selbst erzogen worden, nicht zu verkennen. „Man kann — sagt er hier — die verschiedenen Arten der häuslichen Erziehung etwa so classificiren: entweder ist sie eine conventionelle, damit die Kinder gut in die Welt und Gesellschaft taugen; oder eine moralische, welche sie zwar gewissenhaft, aber gerne unzufrieden mit der Welt macht, und den Humor nicht zuläßt; oder eine religiöse, die sie zu Christen, aber nicht zu Menschen bildet. Die wahre Erziehung, die humane, welche Menschen zu bilden strebt, ist so selten, daß man der Laterne des Diogenes bedürfte, sie zu finden."

Im J. 1814, dem siebenten des Knaben, erfuhr er die erste Ortsveränderung, indem sein Vater als Dekan nach Neuenstadt versetzt wurde. Neuenstadt, obwohl sein noch stehendes Schloß über anderthalbhundert Jahre einer Nebenlinie des Würtembergischen Fürstenhauses zur Residenz gedient hat, ist doch ein sehr unbedeutendes Städtchen, und so mochte das Leben im dortigen Dekanathause nicht minder still und eingezogen sein, als es das in der Professorswohnung zu Maulbronn gewesen war. Doch mehr altersgleiche Kameraden traf hier der junge Märklin an; statt der schlammigen Seen einen klaren Fluß, den Kocher, in dem er sich baden, statt der Wälder, die hier entfernter lagen, vor dem obern Stadtthor die uralte riesige Linde, unter deren auf hundert Säulen ruhenden Aesten er spielen, und, was die Hauptsache war, eine lateinische Schule, die er besuchen konnte. Nach einiger Vorbereitung durch den Vater trat er in dieselbe ein, und fand sich durch den Unterricht des tüchtigen Präceptors Schuler, dem der Vater zu Hause nachhalf, und durch die Anregung, welche ihm aus dem gesellschaftlichen Lernen erwuchs, in Kurzem so weit gefördert, daß er mit seinen Kameraden Schritt halten

konnte, nach und nach immer mehrere derselben überholte. Oft blieb er jetzt nach der Abendschule noch da, um seinen weniger fähigen Mitschülern nachzuhelfen, und bisweilen soll er geäußert haben, wenn er Präceptor wäre, so wäre es ihm nicht bang um seine Schüler; er würde ihnen keine Ruhe lassen, bis sie etwas gelernt hätten. Das war nämlich genau die Art, wie er es lebenslänglich mit sich selber hielt: manche Aufgabe des Denkens und Wissens wurde ihm schwer; aber er ließ nicht ab, setzte ihr von allen Seiten zu, bis er sie endlich bemeistert hatte. Gutta cavat lapidem, war ein Spruch, den er nicht blos im Munde führte. — In dieser Zeit war es auch, daß sich, ohne Schwanken und Bedenken, die Wahl des Berufs bei dem Knaben entschied: Vater und Sohn waren einverstanden, daß es der geistliche Beruf sein sollte, welchen schon vor unserem Freunde auch sein älterer Bruder gewählt hatte, der im Herbst 1819 in das Kloster, oder, wie es jetzt hieß, in das niedere Seminar Maulbronn aufgenommen wurde, an welchem der Vater früher als Lehrer angestellt gewesen war.

Im Wesentlichen war Märklins Schulunterricht vollendet, er hatte namentlich im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen einen tüchtigen Grund gelegt, war auch im Frühling 1821 confirmirt worden: als zu Anfang Juni desselben Jahres der Vater als Prälat und Generalsuperintendent nach Heilbronn befördert wurde. Dieß war eine auch für den Knaben bedeutende Veränderung. Nicht nur daß die Familie eine höhere, gewissermaßen vornehme Stellung erhielt; Märklin kam jetzt zum erstenmal in eine größere, lebhaftere und nicht altwürtembergische Stadt. Zwar ist, nach großländischem Maßstabe gemessen, Heilbronn mit seinen 10,000 Seelen selbst nur ein kleiner Ort; doch zählt es nicht blos in Würtemberg zu den größten Städten des Landes, sondern es ist auch, vermöge seiner Lage am Neckar, durch Schifffahrt, Handel und allerlei Fabriken ein sehr gewerbsamer Platz. Der muntere, lebenslustige Sinn der Bevölkerung, welche, obgleich Heilbronn seit dem 16. Jahrhundert zu Schwaben gerechnet wird, doch nach Sprache und Naturell der fränkischen Art verwandter

ist, hatte sich in der lachenden, fruchtbaren, insbesondre weinreichen Gegend, unter günstigen Handels- und Gewerbsverhältnissen, während des wohlgeführten reichsstädtischen Regiments, ungehindert entfalten können, und auch die Vereinigung mit Würtemberg im J. 1802 brachte, bei der besondern Sorgfalt, welche die Regierung auf den Flor der neuen Erwerbung wandte, hierin keine Aenderung hervor. Für Märklins strenge, gründliche, ächtschwäbische Natur war es eine wohlthätige Ergänzung, daß er fortan eine Reihe von Jahren, als Seminarzögling, Student und Repetent, seine Ferien großentheils in einer Stadt zubrachte, wo eine leichtere Geselligkeit zu Hause war, als in den altwürtembergischen Städtchen und selbst Städten, die aus einem gedrückten schwerfälligen Wesen nicht leicht herauskommen.

Den Rest jenes Sommers besuchte Märklin noch das Gymnasium in Heilbronn, um im Herbste die Prüfung zu erstehen, welche ihm die Aufnahme in das Seminar Blaubeuren zuwege bringen sollte. An diesem war dießmal die Reihe; denn, nach allerlei im Laufe der Zeit vorgenommenen Veränderungen, war neuerdings in Würtemberg die Einrichtung dahin festgestellt worden, daß vier niedere Seminare, in Maulbronn, Schönthal, Blaubeuren und Urach, bestehen, von denen, bei vierjährigem Studiencurse, sich abwechselnd jedes Jahr eines in das theologische Stift zu Tübingen entleeren, und in das geleerte, nach vorgängiger Prüfung, 40 (jetzt nur noch 30) neue, 14jährige Zöglinge, eine Promotion genannt, aufgenommen werden sollten. Diese Prüfung, ächt altwürtembergisch, als ob das ganze Land ein geistliches wäre, Landexamen genannt, war zu jener Zeit eine dreifache (jetzt nur noch zweifache) Sichtung, welche in drei aufeinanderfolgenden Jahren jedesmal im Herbst mit den zum Kirchendienste sich bestimmenden Knaben vorgenommen wurde. Das erste Jahr hießen die zwölfjährigen Candidaten Petenten, im zweiten Exspectantes prima vice, im entscheidenden dritten Examen endlich Exspectantes secunda vice. Lateinische, griechische, im letzten Treffen auch hebräische Composition und Exposition, etwas Geschichte und Rechnen, waren die Prüfungsfächer; die

lateinischen Verse nicht zu vergessen, welche über das Thema des lateinischen Exercitiums gemacht werden mußten. Der Candidaten bei diesem Examen waren und sind noch jetzt gewöhnlich so viele, daß die Hälfte und mehr zurückgewiesen werden muß; denn die Vortheile, welche die Aufgenommenen genießen, sind beträchtlich. Sie hatten zu jener Zeit Wohnung, Heizung, Kost, Beleuchtung, Bedienung, auch einen Theil der Kleidung und des Schreibmaterials frei, und bekamen noch für den Tischwein, der nicht getrunken wurde, weil er nicht trinkbar war, eine Entschädigung, welche als Taschengeld dienen konnte. Nur für Unterricht und Bücher, einen Theil der Kleidung, Leibwäsche und etwaige Nebenausgaben war Aufwand aus eigenen Mitteln erforderlich; und dieselbe Einrichtung besteht noch jetzt, nur daß in mehreren Stücken die Naturallieferung in eine Geldzahlung verwandelt ist.

Im September 1821 bestand Märklin das Landexamen zum drittenmal, und wurde sofort, als einer der Vorzüglichsten, in das Seminar Blaubeuren aufgenommen.

Zweites Kapitel.

Klosterleben.

Wenn in diesem Kapitel und zum Theil auch noch im folgenden der Freund, um dessen Lebensgeschichte es sich handelt, nur selten in den Vordergrund der Erzählung tritt, so darf dieß meine Leser nicht irre machen. Es sind die Lehrjahre unseres Freundes, es sind Verhältnisse und Einflüsse zu schildern, die ihm mit Mehreren, unter Andern auch mit dem Verfasser dieses Lebensabrisses, gemeinsam waren, und zu denen er sich aufnehmend verhielt; zwar eigenthümlich aufnehmend, doch so, daß diese Eigenthümlichkeit weniger in einzelnen erzählbaren Thatsachen jetzt schon hervortrat, als vielmehr später erst in ihren Folgen sich entwickelte. Darum darf sich der Verfasser, unbeschadet des eigentlichen Zwecks seiner Arbeit, erlauben, von hier an eine Strecke weit gerade so zu sprechen, als ob er ein Stück aus seiner eigenen Lebensgeschichte zu erzählen hätte.

Auf den 21. October war die sogenannte Einlieferung festgesetzt, und einige Tage vorher machten sich Vater und Sohn auf die Reise, welche unsern noch wenig gereisten Märklin vom untern Neckarlande über die Wasserscheide der schwäbischen Alp hinüber in das Flußgebiet der Donau führen sollte. Bis Eßlingen und Plochingen, so lange man den Neckar zur Seite oder in der Nähe hat, findet sich der im Unterlande Aufgewachsene noch heimisch; aber weiter aufwärts, um Kirchheim, wird schon eine

Veränderung bemerklich: der Weinbau wird seltener, die Wiesencultur zeigt in den vielen hölzernen Stellfallen zur Wässerung eine von der unterländischen abweichende Eigenthümlichkeit, und nun tritt auch mit der Teck die Alp mit ihren geradgestreckten Rücken, schroffen Kanten und steilen Abfällen in Aussicht. Von Owen an treten die Berge, mit Wald und Felsen gekrönt, näher zusammen und schließen das anmuthige, von der krystallhellen Lauter durchflossene Lenninger Thal ein, durch dessen Wiesen und Obstbäume, an freundlichen Dörfern vorbei, die schmale aber wohlerhaltene Landstraße wie durch einen Park sich schlängelt. Doch nun gelangen die Reisenden an das obere Ende des Thals, wo hinter dem Dorfe Gutenberg eine lange, gewundene Steige in anderthalb Stunden auf die Hochfläche der Alp hinaufführt. Oben noch einen Blick abwärts in das Thal, umher auf die Berg- und Felswände und die ihnen kühn aufgeklebten Burgruinen und kleinen Ortschaften, endlich rückwärts nach dem geliebten Unterland und seinen sanften, duftigen Höhenzügen, von dem es jetzt zu scheiden gilt. Denn bewegt er sich nun vorwärts, so empfängt den Reisenden eine ganz neue Scene. Eine öde Fläche, über die ein empfindlich scharfer Wind streicht, steinige Aecker, an der Landstraße statt der Obstbäume, die im Thale das Auge erfreuten, hie und da ein mageres Vogelbeerbäumchen, noch öfter nur eine kahle Stange, im Winter bei tiefem Schnee den Weg zu bezeichnen. Erreicht man endlich ein Dorf, so fallen die Strohdächer auf, und im Wirthshause will das gelbe Cisternenwasser dem Durstigen nicht munden. Drei Meilen geht es auf dieser untröstlichen Fläche fort, bis endlich eine Rinne sich einzusenken beginnt, in welcher die Straße allmählig abwärts führt. Der junge Reisende, dem das Bisherige ein böses Vorzeichen für seinen künftigen Aufenthaltsort war, athmet auf, indem die Scene sich wieder etwas belebt, Gehölz an beiden Seiten der vielgekrümmten Schlucht anfliegt und kecke Felsen hervorspringen. Jetzt, jetzt, meint er, muß der Ort sich zeigen, auf welchen die Erwartung so gespannt ist; aber noch eine Wendung der immer tiefer sich senkenden Straße und noch eine; endlich, links, eine hohe,

schroffe Felswand, und kaum ist diese betrachtet, so rollt auch schon der Wagen zwischen den ersten Häusern der Vorstadt.

In dem sonst so stillen Städtchen geht es heute sehr lebhaft zu. Alle Wirthshäuser und die meisten angesehenern Privathäuser sind von den Vätern, zum Theil auch den Müttern und Geschwistern der jungen Ankömmlinge besetzt. Märklin, Vater und Sohn, nehmen in dem ihnen verwandten Dekanathause ihr Quartier. Andern Tags Besuche bei den künftigen Lehrern; Einräumen der kleinen Habseligkeiten; das erste gemeinsame Essen der Zöglinge im Seminar, dem die Angehörigen zuschauen; die erste Nachtruhe daselbst; Abreise der lieben Eltern: und nun mögen die jungen Leute zusehen, wie sie untereinander und in den neuen Verhältnissen sich zurechtfinden.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts gestiftet, hatte das Benedictinerkloster Blaubeuren im Ganzen dieselben Verwandlungen erfahren, deren oben in Bezug auf das Kloster Maulbronn gedacht worden ist. Im sechszehnten Jahrhundert reformirt und zur Vorbereitungsschule für künftige Geistliche eingerichtet, hatte es mit kurzen Unterbrechungen diese Bestimmung behalten, war jedoch in Folge einer neuen Organisation der niedern Seminarien, die seiner Wiedereröffnung im Winter 18¹⁷⁄₁₈ voranging, in mancher Hinsicht anders eingerichtet worden, als wir das Maulbronner Kloster noch zehn Jahre früher eingerichtet gefunden haben. Der Vorstand hieß jetzt Ephorus; zu den zwei Professoren waren zwei jüngere Studienaufseher, Repetenten genannt, hinzugetreten, und im Zusammenhang damit die bisherigen kleineren Zellen zu vier großen Zimmern und ebensovielen Schlafsäälen, durchschnittlich für zehn Personen jedes, vereinigt worden, zwischen deren zweien jedesmal ein Repetent sein Kabinet hatte, dessen nach den Zimmern der Zöglinge führende Thüren er während der Arbeitsstunden offen hielt, um sie in unmittelbarster Aufsicht zu haben. Diese Zimmer öffneten sich auf einen langen und hohen, durch ein großes Spitzbogenfenster erleuchteten Gang, der selbst im Spitzbogen, doch nur in Holzbau, gewölbt, mit altersbraunen eichenen Dielen, die im Fries noch Schnitzwerk zeigten, verkleidet, den alten Kloster-

namen, Dorment, beibehalten hatte. Die Pforte, welches dieses Dorment nach außen öffnete, war hinter uns verschlossen worden, und blieb fortan Tag und Nacht geschlossen, mit Ausnahme der beiden Stunden vom Mittagessen bis 2 Uhr, wo man ausgehen durfte. Daß diese Clausur nicht dazu beitrug, das anfängliche Heimweh der lieben Muttersöhnchen zu lindern, kann man sich denken. Und daß vollends nicht einmal der Sonntag hierin eine Ausnahme machte, daß auch er durch keine Stunde längere Spazierfreiheit die Einförmigkeit des Kasernenlebens unterbrach, das war und blieb selbst den Eingezogensten schmerzhaft, und war gewiß ein pädagogischer Fehler. Der Sommer brachte insofern eine Erleichterung, als da auch Abends, je nach der Tageslänge, 1—2 Stunden Ausgangsfreiheit eintrat; während man im Winter die Abendrecreation (von 7—9 Uhr) natürlich auf den Zimmern oder dem Dorment zubringen mußte. Die tägliche Lebensordnung war nun diese. Um 5½ Uhr im Winter, im Sommer um 5 Uhr, läutete die Dormentsglocke zum Aufstehen; ¼ Stunde darauf zum Gebet, Preciren genannt, wobei alle gegenwärtig sein mußten; hierauf Zeit zur Privatarbeit, bis es vor 7 zum Frühstück ging, das in einer Wassersuppe bestand; nach diesem begannen die Collegien, vier Stunden des Vormittags, je nach der Jahreszeit durch eine Musik- oder Turnstunde unterbrochen; Nachmittags noch einmal zwei Unterrichtsstunden, dann wieder Zeit zum Privatstudium bis zum Abendessen, oder im Sommer bis zu der diesem vorangehenden Turnstunde; um 9 Uhr Abendgebet, worauf man entweder zu Bette gehen, oder bis 10 Uhr noch arbeiten mochte. Von diesem regelmäßigen Gange machte nur der Mittwoch Nachmittag und Donnerstag Morgen eine Ausnahme, wo ein lateinisches, und dazu abwechselnd ein griechisches oder hebräisches Exercitium, Hebdomadar genannt, mit dem Zubehör lateinischer Verse, ausgearbeitet werden mußte, und der Sonntag, wo außer dem Gottesdienste nur ein paar Unterrichtsstunden, vorzüglich religiösen Inhalts, zu besuchen waren.

Was nun die Lehrer betrifft, deren Unterricht wir genossen, so waren wir hierin gewiß vor Allen, die damals und hernach

in Würtembergischen Klöstern erzogen wurden, glücklich zu nennen. Denn ein solches Paar von Männern, wie unsre Lehrer **Kern** und **Baur**, jeder so trefflich für sich selbst, und überdieß so schön sich ergänzend, mag wohl selten an einer Anstalt sich zusammenfinden. Von beiden hat später Baur in erweitertem Wirkungskreise, als akademischer Lehrer und theologischer Schriftsteller, verdienten Ruhm erlangt; Kern zeigte sich der höhern Stellung, die ihm mit dem bisherigen Collegen und Freunde angewiesen wurde, nicht gewachsen; bei einem schönen Talente der Auffassung und Darstellung des Gegebenen fehlte es ihm an Schärfe und Tiefe des Geistes, um in's Innere der wissenschaftlichen Aufgaben einzudringen, und ebenso an Charakterfestigkeit, um seine Ansichten unbeirrt festzuhalten und rücksichtslos zu vertreten; so gerieth er in Tübingen in ein trauriges Schwanken zwischen den theologischen Parteien, und erwarb sich nur im letzten Jahre seines Lebens wieder mehr Achtung und Zutrauen, als er, provisorisch mit dem Ephorate des Stifts beauftragt, Gelegenheit fand, seine natürliche Bonhommie walten zu lassen. Doch dieß war der Zeit vorgegriffen; damals in Blaubeuren war uns Kern ein vortrefflicher Lehrer, welchem der Dank nicht geschmälert werden darf, den wir ihm schuldig geworden sind. Beide Professoren hatten sich in die Unterrichtsgegenstände so getheilt, daß Baur die griechischen und römischen Prosaiker, Kern die Dichter, dieser außerdem noch das Hebräische nebst Logik und Psychologie, jener alte Geschichte und Mythologie, vorzutragen hatte; später las dann Baur noch zwei Dialoge von Platon, Kern Einiges von Cicero mit uns. Hier nun wäre schwer zu sagen, was uns mehr Genuß und Belehrung gewährte, unter Baur's Anleitung den Herodot, Livius und Tacitus, oder unter Kern's den Homer, Virgil und Sophokles zu lesen. War Baur's Erklärung der Alten, den philologischen Apparat weggerechnet, mehr eine kritische und philosophische, welche z. B. bei Herodot uns in die höhere Mythologie, bei Livius in die Probleme der Niebuhr'schen Geschichtskritik einführte, bei Tacitus die psychologische Kunst uns anschaulich machte, mit welcher der große Geschichtschreiber das wunderbare Nachtstück seines

Tiberiuscharakters entworfen hat: so war Kern's Behandlung der classischen Dichter, und bald auch der Psalmen und Propheten, eine im besten Sinne geschmackvolle zu nennen; er konnte in Absicht auf die ersteren als Heyne's, was die letzteren betrifft, als Herder's Schüler gelten. Eines läßt sich vielleicht sagen, daß nämlich diese vortrefflichen Männer hin und wieder allzu hoch mit uns kaum flügge Gewordenen flogen, daß des Geistes zu viel, des Buchstabens zu wenig in ihrem Unterrichte war. Doch dieß hing gerade damit zusammen, was den Reiz und Werth ihres Unterrichts, wenigstens für die fähigeren ihrer Schüler, nicht wenig erhöhte, daß nämlich beide damals selbst noch im Werden waren: kaum aus dem Jünglingsalter herausgeschritten, zogen sie uns in ihre eigene Entwickelung hinein, ließen uns gleichsam an ihren Entdeckungsreisen theilnehmen, Baur insbesondere an seiner mythologischen, die er damals noch ohne rechten Kompaß anstellte, doch aber auf derselben schon manche der Küsten streifte, von denen er nachher, bei geregelterer Fahrt, so reichen, bleibenden Ertrag für die deutsche Wissenschaft heimgebracht hat. Auch das Leben und der Charakter beider Männer, vom Geiste ächter Wissenschaft durchdrungen, und durch denselben über alles Gemeine und Alltägliche erhoben, konnte eines nachhaltigen Eindrucks und Einflusses auf wohlgeartete jugendliche Gemüther nicht verfehlen. Insbesondere ging Baur's Leben ganz in der Wissenschaft auf; er kannte außer seinen Studien kaum einen Genuß, und ist in dieser Beziehung uns, wie ohne Zweifel noch jetzt Allen, die ihn von dieser Seite kennen zu lernen Gelegenheit haben, ein Ideal geblieben. Kern war eine weichere, bequemere Natur; doch auch ihm gab die klassische Welt, in der er sich bewegte, und nicht am wenigsten das Freundschaftsverhältniß zu einem Collegen wie Baur damals noch einen höhern Schwung. Kern hatte vor dem ernsten Baur, wie schon erwähnt, eine gewisse Bonhommie, auch einen höhern Grad von geselliger Gewandtheit voraus; dabei war er aber leichter durch den Schein einzunehmen und reizbarer, begünstigte oder drückte nicht selten, und zwar Letzteres nicht immer ohne Leidenschaftlichkeit, je nachdem

Einer das Glück oder Unglück gehabt hatte, sich bei ihm beliebt oder verhaßt zu machen; während Baur immer und überall gerecht und unparteiisch, nur darin bisweilen zu schroff war, daß er vorübergehenden jugendlichen Leichtsinn allzu schnell als unheilbaren Stumpfsinn und bleibende Verworfenheit verloren gab. Damit hing das andere zusammen, was wir über den herrlichen Mann zu klagen hatten, während mit dem läßlichern Collegen, so meinten wir, eher zurechtzukommen gewesen wäre. Daß nämlich einen Schüler von frischem Blut, außer nach der Weisheit Brüsten, auch nach

Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen

gelüsten könne, das wollte ihm nicht einleuchten. Unsere Gesuche um verlängerte Recreation am Sonntag, um Gestattung eines größern Ausflugs an einem Feiertage, pflegten bei ihm auf die meisten Schwierigkeiten zu stoßen. Da wir jedoch vor Augen sahen, daß er uns damit nur einen kleinen Anfang dessen zumuthete, was er selber zu leisten gewohnt war, so konnte dieß der Verehrung, ja selbst der Liebe, keinen Abbruch thun, mit der wir an dem seltenen Lehrer hingen.

Nach dieser Seite kam es uns übrigens in der That zu Gute, daß an der Spitze der Anstalt, wie er sich selbst gern ausdrückte, in der Person des Ephorus Reuß ein Mann stand, der als gedienter Schulmann mit den Wünschen und Bedürfnissen der Jugend besser bekannt war. Er begünstigte und förderte das Turnen, gab uns an schönen Sonntagen manche halbe oder ganze Freistunde zu, gestattete bisweilen an Feiertagen Ausflüge auf benachbarte Ortschaften, und half uns in den spätern Jahren unseres Blaubeurer Aufenthaltes selbst zu mehrtägigen Fußreisen unter der Aufsicht eines Repetenten, die für unsere körperliche Kräftigung und erste Lebensbildung unschätzbar waren. Im übrigen stand er freilich weder an Geist noch an Charakter auf der Höhe, die uns an den beiden Professoren imponirte. Der ihrigen gegenüber hatte seine wissenschaftliche Bildung einen sehr altmodischen Zuschnitt; seiner Auffassungsweise fehlte es an Geist, seiner Dar-

stellung, wie seiner ganzen Erscheinung, an Geschmack: daß wir hienach von dem Synonymenkram seiner Erklärung des neuen Testaments, den trocknen Dictaten seiner Religions- und Kirchengeschichte, nichts profitirten, hätte weniger verschlagen, da der Seminar- und Gymnasialunterricht in diesen Fächern — nicht mehr recht erbaulich und noch nicht recht wissenschaftlich — ein trauriges Mittelding ist, bei dem nicht wohl etwas herauskommen kann; aber daß er sich auch die neuere Geschichte hatte zutheilen lassen, das hatten wir um so mehr zu bedauern, als neben dem hohen Geist und Schwunge, womit uns Baur die alte vortrug, uns selbst an demjenigen der Geschmack verdorben war, was die Lehrstunden des Ephorus Brauchbares enthalten mochten. Wirklich gut und dankenswerth trug Reuß zwei Stücke der Geschichte vor, nämlich die Geschichte der französischen Revolution und die Würtembergische Geschichte. Letztere war ihm, als ausgeprägtem Altwürtemberger, ein bis auf's Kleinste hinaus vertrauter Stoff; die Fragen und Interessen, um welche es sich in dieser, in der That beachtenswerthen, Particulargeschichte handelt, namentlich die Verfassungsangelegenheit, waren ihm Herzenssache, und dieß gab auch seinem Vortrage eine besondere Frische und Lebendigkeit. Das gleiche Gepräge trug aus ähnlichem Grunde seine Erzählung der französischen Revolution. Ihre Helden und Ereignisse hatten ihm die ersten Jugendeindrücke gegeben; er hatte sich aus den deutschen Revolutionszeitschriften jener Jahre alle Details jener Vorgänge eingeprägt; auch ein gleichzeitiges Kupferwerk wies er uns vor, und wußte so, ohne alle Kunst, Scenen und Personen uns in eine fast handgreifliche Nähe zu rücken. Doch jener Mangel an Läuterung durch ächte Wissenschaft machte sich auch in der Handlungsweise des Mannes bemerklich. Sein Benehmen war ohne Tact und Haltung, sein Jähzorn überschritt oft alle Gränzen der Würde und des Anstands, und in seiner Behandlung der einzelnen Zöglinge wußte er sich, bei allem Streben nach Unparteilichkeit, von der Rücksicht auf die Stellung nie ganz loszumachen, welche deren Väter in der Würtembergischen Rangliste einnahmen. Bei aller Liberalität im Ganzen war er dann

doch bisweilen im Einzelnen barbarisch, wie er längere Zeit uns die vormittägige Zufuhr von Semmeln aus der Stadt abschnitt, um uns durch Hunger zur Verzehrung der ungenießbaren Morgensuppe zu nöthigen, welche der Speisemeister uns auftischte. Diesen Erzgauner schützte er vier Jahre lang gegen unsre fortgesetzten gerechten Klagen, und es war eine Schlappe für den Ephorus wie ein Triumph für uns, als sein Schützling noch in unsrem letzten Vierteljahre über einem Unterschleif ertappt und abgeschafft wurde.

Neben diesen drei Hauptlehrern und Vorgesetzten wechselten die beiden Repetenten öfters, und nur zweien gelang es, sich mit uns in ein näheres Verhältniß zu setzen und ein bleibendes Andenken zu hinterlassen. Beide hatten nacheinander gerade diejenige Abtheilung, welcher Märklin zugetheilt war, unter sich: der Eine Eipper, ein biedrer Mensch von tiefer Gemüthlichkeit mit religiöser Färbung, welche unterdeß (er ist jetzt Pfarrer) stark pietistisch nachgedunkelt haben soll; der andre, Bührer, frisch, geistreich, humoristisch, erwarb sich besonders als allezeit rüstiger und aufgeräumter Anführer unsrer kleinen Fußwanderungen großes Verdienst.

Doch es ist Zeit, daß wir uns nun auch in dem Kreise der Zöglinge umsehen, und damit unserem Freunde wieder näher kommen, den wir scheinbar aus den Augen verloren haben. Wir waren unserer 40 Seminaristen, dann noch ein Dutzend sogenannte **hospites**, die auf eigene Kosten, in Pension bei dem Ephorus und den beiden Professoren, an dem Unterrichte Theil nahmen. Auch in dieser Hinsicht hatte es Märklin glücklich getroffen. Es bot sich ihm eine reiche Mannigfaltigkeit von Individualitäten, sich an ihnen zu reiben, eine Anzahl von Talenten, sich mit ihnen zu messen; Originale fehlten nicht, die entweder selbst witzig waren, oder doch Andern Anlaß gaben, witzig zu sein; dabei war unter allen diesen jungen Leuten, am wenigsten unter den Seminaristen, kein eigentlich schlimmer Mensch, kein Fall, der auf innere Verdorbenheit hingewiesen hätte, ist jemals vorgekommen.

Der ausgezeichnetste unter allen war damals unstreitig

Wilhelm Zimmermann, der sich später durch poetische und historische Arbeiten bekannt gemacht, und neuerlich als Reichstagsabgeordneter in Frankfurt und Stuttgart eine zweideutige Berühmtheit erlangt hat. Der begabte Sohn armer Eltern, hatte er spät zu lernen angefangen, bald aber die raschesten Fortschritte gemacht; nach Blaubeuren kam er als der geistig entwickeltste von uns allen, und übte dadurch, bei seiner mittheilsamen enthusiastischen Natur, der es andrerseits an einem baroken Humor nicht fehlte, den größten, und im Ganzen höchst dankenswerthen Einfluß aus. Mit guten philologischen Kenntnissen und reger Empfänglichkeit für die Größe und Schönheit des Alterthums, galt er besonders bei Baur viel, und war für uns ein wohlthätiger Vermittler, gleichsam ein zugänglicher Vorhügel dieses unersteiglichen wissenschaftlichen Gebirges. Auch den Sinn für deutsche Dichtung hat er zuerst unter uns geweckt, und unserem Geschmacke die erste Richtung gegeben. Wenn ich mich des Gedichts erinnere, das er am Morgen unseres Abschiedstages von Blaubeuren vortrug, worin er in beredten, vom tiefsten Eindrucke begleiteten Worten die Summe unserer dortigen Entwicklung zog: so steht Zimmermann wieder in der ganzen Bedeutung vor mir, die er damals für den Kreis seiner Mitschüler hatte; eine Bedeutung, die er in Tübingen verlor, wo in dem, für Naturen seiner Art gefährlichen Umgange mit Waiblinger jene Genie- und Großmannssucht hervortrat, welche, indem sie den Geist aufbläht, statt ihn zu kräftigen, der Tod jeder gesunden Entwicklung ist, und auch Zimmermann um die männliche Auszeitigung seines Talents und Charakters betrogen hat.

Kaum läßt sich ein größerer Gegensatz in Naturell und Erscheinung denken, als der zwischen Zimmermann und demjenigen stattfand, der nächst ihm am meisten unter den Mitschülern hervorragte. Gleich jenem in Stuttgart, aber in einer angesehenen Beamtenfamilie, geboren, auch durch ein stattliches und edles Aeußere im Vortheil, war Gustav Pfizer eine feine, im besten Sinne vornehme Natur. Leicht, wie Zimmermann, ergriff er die Gegenstände des Lernens, aber er verarbeitete sie tiefer, und

war darum vielleicht mit dem darstellenden Worte minder flink bei der Hand, das aber dafür um so gewählter und bezeichnender ausfiel. Zimmermann schon in Blaubeuren ein Volksredner, mit Allen sich einlassend und Allen verständlich: Pfizer von dem nicht immer feinen Treiben der Mehrzahl sich reinlich und ironisch zurückziehend, nur einem gewählten Kreise von Fähigern und Gebildetern, zu welchen Märklin bald mitgehörte, die Schätze seines Innern erschließend. Von seinem lyrischen Dichtertalente, welchem Deutschland später so gehaltvolle Gaben verdanken sollte, theilte er schon in jener Zeit einzelnen Vertrauten ausgezeichnete Proben mit.

Eine Fülle von Originalität, Witz und Humor entwickelte Fr. Vischer; er war die Seele jeder heitern Gesellschaft oder komischen Darstellung, ein geschickter Zeichner, besonders in Karikaturen; aus Blaubeurer Beziehungen entstand der Name Schartenmaier, unter dem er noch im letzten Jahr unsres dortigen Aufenthalts und dann in der ersten Universitätszeit jene Volksgedichte lieferte, aus denen mehrere Kernverse in ganz Deutschland Curs erhalten haben. Hinter dieser humoristischen Außenseite barg sich aber bei Vischer ein höchst energischer Charakter; ein feiner Form- und Kunstsinn war frühe bemerkbar, und mit Wärme und Treue schloß er sich an Freunde, wie namentlich an Märklin an, dessen inniges Verhältniß zu ihm nur durch den Tod gelöst werden konnte.

Wie manche Andere wären noch zu nennen, die sich in jenem Kreise hervorthaten: wie Gustav Binder, dessen Geist und Charakter sich so gedrungen zeigten wie seine Gestalt, und der uns namentlich durch seine geschichtlichen Kenntnisse imponirte; Julius Krais, der mit reiner Seele in idealischen Dichterträumen wandelte, dabei indeß schöne philologische Studien, besonders in den griechischen Tragikern, machte; der frische, leichterregte, offene Heinrich Kern, dessen Willenskraft insbesondere Märklin oft bewundernd rühmte; auch Elsner war in Blaubeuren unser Mitzögling, der sich später als eines der ersten publicistischen Talente Würtembergs ausgewiesen hat, den aber schon damals der Mangel an charaktervoller Haltung nicht zu dem Gewicht unter den

Kameraden gelangen ließ, das seinen Gaben und Kenntnissen außerdem nicht hätte fehlen können. Von seiner eigenen Stellung hier zu reden, ist dem Verfasser dieses Lebensabrisses durch den Umstand erspart, daß er damals noch viel zu unentfaltet, und unter einer zahlreichen zum Theil etwas wilden Jugend in viel zu unbehaglichem Zustande war, als daß er sich hätte geltend machen können. Unsern Märklin erinnert er sich, besonders gerne zum Vertrauten seiner kleinen Gemüthsschmerzen gemacht zu haben; ein genaueres Verhältniß knüpfte sich erst in Tübingen mittelst der philosophischen und theologischen Studien an. Die Bemerkung aber ist hier nicht vorbeizugehen und gibt allerlei zu denken, daß alle die bisher genannten Jünglinge, welche mit Märklin zusammen man füglich die Auslese der damals in Blaubeuren beieinander wohnenden Jugend nennen konnte, — den einzigen Krais ausgenommen, der sich aus der classischen Poesie ohne Anstoß in die christliche hinüberträumte, — nach längerem oder kürzerem Kirchendienste den Ausweg aus diesem in das Lehrfach oder das schriftstellerische Privatleben gesucht und gefunden haben. Wie viele Kämpfe wären wenigstens einem Theile dieser Männer, wie viel Kreuz auch der Mutter Kirche selbst erspart geblieben, wenn schon damals, worauf jetzt der Antrag gestellt sein soll, im Stift zu Tübingen eine eigene Section zur Heranbildung von Philologen bestanden hätte! —

In dem Kreise dieser und andrer, mehr oder minder begabten, großentheils aufgeweckten und fast durchaus gutartigen jungen Leute nahm nun Märklin gleich von Anfang an eine sehr geachtete Stellung ein. Groß und rüstig, bald auch ein tüchtiger Turner, in die Bräuche des Studentenlebens durch den ältern Bruder und dessen Universitätsfreunde schon zum Voraus eingeweiht, ein ton- und tactfester Sänger von allerlei Burschenliedern — wie feierlich er uns den „Landesvater" vorzusingen pflegte, glaubt sein Biograph noch heute zu hören und zu sehen — war er schon äußerlich und in geselliger Hinsicht sehr im Vortheil. Dazu kam, daß er auch im Lernen sich von Anfang an hervorthat. Märklin hatte schöne, wenn auch nicht glänzende Gaben;

seine Natur war einfach, aber um so solider angelegt; kein einzelnes Talent stach hervor, aber alle Geistesthätigkeiten griffen um so harmonischer in einander. Mancher faßte schneller auf, aber keiner verarbeitete gründlicher; an Gedächtniß übertraf ihn mancher, aber so zu Fleisch und Blut wurden die Kenntnisse bei wenigen wie bei ihm. Ueber dem Lesen der Classiker wurde sein eigener Sinn antik, wie ihn später das Studium der Philosophie zum praktischen Weisen machte. Daß hier ein werdender Charakter sei, das fühlten die Kameraden frühzeitig. Wo es einen Streit zu schlichten, eine sittliche Collision zu lösen gab, war es sein Gutachten, das mit Beeiferung eingeholt und mit Achtung und Vertrauen vernommen wurde.

Treten wir jetzt mit unserem Freunde und seinen muntern Genossen aus der Klosterpforte heraus, so konnte der Gegensatz der strengen Klosterzucht zum gemüthlichen Familienleben kaum größer sein, als der zwischen den Gegenden, aus welchen er herkam, und derjenigen, in welche er sich nunmehr versetzt sah. Aus den weichen, üppigen Rebenhügeln des Unterlandes zwischen rauhe, kahle Felsenhöhen; aus dem weiten, lustigen Neckarthale bei Heilbronn in einen engen Kessel, dessen umschließende Berge über den einer freieren Gegend Gewohnten im Anfang herein fallen zu wollen schienen. Aber bestieg man nun die Berge, erreichte die Wälder: welche gesunde Bewegung, welche reine Luft! wie kräftig sprachen die schroffen, kühnen Felsen zu dem jugendlichen Sinn! wie umwehte uns der Geist einer gewaltigen Vorzeit in den Trümmern der Burg, die über Wald und Felsenzacken, ein fabelhafter Bau, in das friedliche Blauthal herunter sah. Die Blau war der Eurotas dieser ihrem Charakter und Einflusse nach wahrhaft spartanischen Gegend; nur daß in diesem Eurotas zu baden uns verboten war, weil er die jungen Spartiaten gar zu sehr als gesottene Krebse wiedergab, wogegen das kleine Nebenflüßchen, die Ach, ein milderes Bad gewährte. Unmittelbar hinter dem Kloster nämlich entspringt die Blau, aus einem Wasserkessel von 70 Schuh Tiefe und 400 Schuh Umfang, der Blautopf genannt,

und von einer Ultramarinfarbe, derengleichen sich nur in Tirolischen oder Schweizerseen wiederfindet.

Das Städtchen, von welchem das Kloster mit seinen Nebengebäuden und geräumigem Hofe durch eine Mauer sich abscheidet, ist klein und unansehnlich, die Masse der Bewohnerschaft war, wenigstens zu jener Zeit, rauh und ungeschliffen; doch fehlte es nicht an einzelnen gebildeten Familien, meistens aus dem Beamtenstande, und diese eröffneten sich denjenigen Seminaristen, mit deren Eltern sie nur einigermaßen bekannt waren, oder die während ihres dortigen Aufenthalts sich selbst ihnen bekannt zu machen Gelegenheit hatten, auf die zuvorkommendste und gastfreundlichste Weise. Auch Märklin war in mehreren dieser Familien eingeführt, und hat der schönen Stunden, die er hier genossen, zeitlebens gerne und dankbar gedacht. Der Zutritt in diese Häuser war uns gewissermaßen ein Ersatz für das uns entzogene Familienleben, und auch die leiblichen Erquickungen, welche uns dort freundlich und reichlich gereicht wurden, waren für eine heranwachsende, und im Kloster sehr knapp gehaltene Jugend nicht zu verachten. Denn ein Wirthshaus in oder außerhalb des Städtchens zu besuchen, war und blieb uns (einzelne Fälle besonderer Erlaubniß ausgenommen) die ganzen vier Jahre unseres Klosteraufenthaltes hindurch verboten, und wurde, wo es doch geschah und — wohlgemerkt — herauskam, streng (mit Carcer) bestraft. Doch war im letzten Jahre die Natur der Dinge stärker als das Verbot. Daß man Jünglinge von 17—18 Jahren nicht füglich mehr abhalten könne, während ihrer Freistunden in einer anständigen Schenke gesellig ein Glas Bier zu trinken, das sahen die Lehrer selbst ein, und drückten nicht blos ein, sondern zuletzt beide Augen und überdieß die Ohren zu, wenn sie an der sogenannten Schusterburg vorübergingen, einem Garten am Abhang eines Hügels vor dem Städtchen, wo wir uns im letzten Sommer bei Bier und Kegelspiel zu erholen pflegten. Auch das Rauchen war verpönt; was aber selbst den übrigens so gesetzlichen Märklin nicht abhielt, es im Geheimen doch auszuüben.

Unter diesen Menschen, Einflüssen und Verhältnissen, in sol-

cher Natur und Umgebung, brachte Märklin vier Jahre zu. Ein Jahr wie das andere floß ihm in stillem Fleiße dahin, und hatte er auch oft, in jugendlichem Drange, das Ende der Klosterzeit herbeigewünscht, so kam dieses zuletzt doch zu bald. Man hatte mit den Jahren die beiden trefflichen Lehrer immer mehr würdigen gelernt, war ihnen auch persönlich näher gekommen, und mußte zweifeln, ob man auf der Universität ihresgleichen wieder finden würde; man hatte in der letzten Zeit mehr Freiheit genossen, die Verbindungen im Städtchen waren angenehmer geworden; auch die Gegend mit ihrer stark ausgeprägten Eigenthümlichkeit, die vertrauten Spazierwege auf den Bergen, hatten sich immer tiefer in unser Inneres verwebt: aber Woche um Woche verstrich, die Prüfung zur Aufnahme in das Stift zu Tübingen war erstanden, der Abschiedsmorgen graute (27. Sept. 1825), Zimmermann trug im vollen Hörsaale sein herrliches Gedicht vor, dann setzte man sich zu Pferde und Wagen, zog, von manchem Fenster aus freundlich, selbst zärtlich begrüßt, noch einmal feierlich durch das Städtchen, und dann für immer zum Thore hinaus.

Drittes Kapitel.

Universitätsjahre.

Die alte Würtembergische Landesuniversität Tübingen gehört, zwar nicht der Stadt, aber der Gegend nach, zu den schönsten Musensitzen in Deutschland. Am obern (nach Würtembergischer Eintheilung mittlern) Neckar gelegen, da, wo derselbe, nachdem er wenige Meilen weiter oben aus dem Schwarzwalde hervorgetreten, an mildern Abhängen die Rebe, als die fernere Begleiterin seines Laufes, sich zu erziehen beginnt, am Zusammentritte zweier freundlichen Seitenthäler mit dem Hauptthale, selbst auf dem Ausläufer eines Hügels erbaut, dessen Höhe das alterthümliche Schloß krönt, und von Bergen umgeben, die theilweise noch bewaldet, in Verbindung mit jenen Thälern die mannigfachsten und anmuthigsten Spaziergänge gewähren, bietet Tübingen für eine frische, aufstrebende Jugend einen gesunden, heitern, vielfach anregenden Aufenthalt dar.

Wer von der Neckarseite herkommt, bemerkt in der hellen Front, welche die Stadt gegen den Fluß macht, ein stattliches, freundlich getünchtes Gebäude, dessen einer, tiefer in den Schloßberg hinein gebauter Flügel über den vordern, jüngern Bau hoch hervorragt. Das alte Augustinerkloster, im sechszehnten Jahrhundert von Herzog Ulrich zum Convict für künftige Geistliche des evangelischen Bekenntnisses bestimmt, von Christoph erweitert und mit einer entsprechenden Hausordnung versehen, hat im Laufe der Zeit, neben den Veränderungen der letztern, auch so viele bauliche Umwandlun-

gen erfahren, daß es kein klösterliches, ja kaum mehr ein alterthümliches Ansehen hat. Mit der Hauptseite gegen Süden gewendet, sonnig und luftig, die höhern Stockwerke mit entzückender Aussicht auf die dunkelblaue Mauer der schwäbischen Alp, welche über dem theatralisch auseinandertretenden Vordergrunde des Steinlachthales sich als Hintergrund erhebt, ist das ganze Gebäude, die beiden Hörsääle und den Speisesaal ausgenommen, in Arbeits- und Schlafzimmer für je 6—10 Bewohner in der Art abgetheilt, daß, ähnlich wie in Blaubeuren, allemal zwischen zwei Studierzimmern der Zöglinge ein Repetentencabinet sich befindet.

Was der durch ein starkes gemeinsames Selbstgefühl zusammengehaltenen Blaubeurer Promotion hier von Anfang sehr schwer fiel, war, daß ihre Mitglieder (zu denen, aus den Gymnasien des Landes, noch etwa zehn neue hinzugekommen waren) sich nun trennen mußten, indem sie in sämmtliche Stuben vertheilt, und gleichsam unter die übrigen Regimenter gesteckt wurden. Dieß war die sehr natürliche Ordnung des Stifts, wo, aus den vier niedern Seminarien zusammenfließend, vier Promotionen beieinander wohnen, von denen jährlich eine zum Kirchendienst abgeht, während eine neue ankommt. Märklin kam auf die sogenannte Jägerstube, deren Bewohner in dem bunten Heerlager dieses Hauses etwa den Ruf der Pappenheimischen Kürassiere hatten: ehrenfeste Leute, die in der Studentenwelt etwas galten, und doch ihre Studien nicht vernachläßigten. Das war ganz eine Umgebung, wie sie unserm Freunde zusagte.

Das Leben in Tübingen gestaltete sich denn doch um vieles freier als das bisherige. Dauerte auch das klösterliche Zusammenleben, wie andrerseits die im niedern Seminar genossenen Vortheile, fort, so war doch der in das Stift aufgenommene Studirende der Theologie (Stiftler genannt) so gut akademischer Bürger, als der Jurist, Mediciner, oder auch der auf eigene Kosten außerhalb des Seminars studirende Theologe. Im Einklang hiermit war auch die Hausordnung im Stift ziemlich leidlicher als die im niedern Kloster gewesen war. Morgens kein Zwang zum Aufstehen mehr, obwohl der Repetent darauf zu achten hatte,

daß Einer nicht fortwährend gar zu spät zur Arbeit kam; das Thor den Tag über nicht mehr verschlossen, doch ein Aufseher dort aufgestellt, der diejenigen aufzuschreiben hatte, welche Nachmittags erst nach 3 Uhr zurückkamen, oder sonst zu ungehöriger Stunde das Thor passirten: man sieht, die Präventiv-Maßregeln waren, wie es bei mündig gewordenen Nationen sich ziemt, mit repressiven vertauscht. Die Abende war man im Winter freilich auch hier unter Clausur; doch war es nicht unmöglich, bisweilen Ausgangserlaubniß zu erhalten, und dem Wirthshausbesuch, und damit dem Verkehr mit den freien Stadtstudirenden, trat kein Verbot mehr in den Weg.

Die Vorlesungen hatte man bei den Universitätsprofessoren zu hören; dazu kamen nun aber allerlei besondre Uebungen im Stift unter der Leitung der Repetenten. Wöchentlich hatte jede Promotion durch einen derselben anderthalb- bis zweistündigen examinatorischen Unterricht in den verschiedenen Fächern der Philosophie und später in der dogmatischen Theologie, daher locus genannt; Repetitionen in den Gegenständen, die gerade dem Studium vorlagen, kamen hinzu; halbjährlich hatte jeder Seminarist über ein gemeinsames, je für eine Promotion von den Repetenten bestimmtes Thema einen sogenannten Normalaufsatz, überdieß noch einen kleineren Privataufsatz über ein im Einvernehmen mit dem Stubenrepetenten freigewähltes Thema zu fertigen, deren jeder von einem Repetenten mit ihm durchgegangen wurde; endlich war am Schlusse jedes Semesters eine Prüfung zu bestehen, nach deren Ergebniß, unter Berücksichtigung der übrigen Leistungen, die jährliche Location sich bestimmte. Man hat unter diesen Einrichtungen besonders die letztere, innerhalb jeder Promotion ihren Mitgliedern bestimmte Plätze vom ersten bis zum letzten anzuweisen, (was ebenso schon im niedern Kloster geschah) getadelt, auch manchmal daran gerüttelt (sie ist eben jetzt wieder auf eine Klasseneintheilung zurückgebracht): aber sie hat sich immer von selbst wiederhergestellt, weil sie in der Natur der Sache liegt. Knaben und Jünglinge von gleichem Alter, die eine Reihe von Jahren unter demselben Dache denselben Studien le-

ben, messen sich aneinander, und würden sich selbst lociren, wenn man dieß von oben herab zu thun unterließe. Und fürchte man nur nicht allzu rigoristisch den Ehrgeiz, der dadurch aufgeregt werde. Als die Außenseite geistigen Aufstrebens ist dieser natürlich und berechtigt, und der Jüngling, dem jenes Aufstreben fehlt, würde, den Hebel des Ehrgeizes hinweggenommen, dadurch nicht etwa ein reines Streben gewinnen, sondern im Gegentheil noch niedrigern Triebfedern anheimfallen.

Die Zeit der Universitätsstudien für die ins Stift aufgenommenen Theologen war damals auf 5 Jahre festgesetzt (sie ist wenige Jahre hernach wieder auf 4 herabgesetzt worden), wovon die beiden ersten für philosophische, die drei letzten für theologische Vorlesungen und Studien bestimmt waren. Herkömmlich waren unter den ersteren, außer der Philosophie im engern Sinne, Philologie und Geschichte mit inbegriffen, und hier begann für uns alsbald große Noth, in welcher wir zwar nicht die Fleischtöpfe unseres Blaubeurer Speisemeisters, aber die reiche und schmackhafte geistige Kost schmerzlich vermißten, mit welcher unsere dortigen Professoren uns aufgezogen hatten. Nirgends fanden wir einen Baur oder Kern wieder: wir fühlten uns im Punkte des Unterrichts zurück statt vorwärts gekommen, und damit auch in der Stimmung gedrückt statt gehoben.

Im philologischen Fache war, neben dem Ehreninvaliden Conz, Professor Tafel der einzige Lehrer; ein Mann, der im Umgang weit mehr Geist zu verpuffen pflegte, als er in seine Vorlesungen einfließen zu lassen für gut fand. Grammatik und etwas Textkritik war da Alles; von einem Eindringen in den Geist und Hinweisung auf die künstlerische Composition keine Rede. Wie verdrießlich kauten die an Butterbrod Gewöhnten an der trockenen Kruste! Tafels Pindar, den er mit Märklin besuchte, ist dem Schreiber dieser Zeilen noch heute eine schreckliche Erinnerung. Besser gestaltete sich die Sache, als Tafel später Interpretationsübungen eröffnete, in welchen er die alten Schriftsteller durch die Zöglinge selbst, denen er berichtigend nachhalf, erklären ließ: nun wußte man doch, daß man in einer Schule war, und

fand auch die lediglich grammatische Auslegung eher am Orte, von der denn doch, wie man bald merkte, bei einem so gründlichen Philologen wie Tafel noch mancherlei zu profitiren war. Märklin war längere Zeit hindurch ein besonders eifriger Theilnehmer dieser Uebungen, in denen damals Stücke von Aeschylus und Sophokles gelesen wurden; er ahnte nicht, daß er diesem philologischen Eifer späterhin die Rettung aus der peinlichsten Lage seines Lebens, aus der Sackgasse verdanken sollte, in welche die Theologie ihn hineingeführt hatte.

In der eigentlichen Philosophie kam neben dem ausgedienten Schott und dem mystischen Dilettanten Eschenmayer eigentlich nur Professor Sigwart in Betracht. Es war ein Mann von schönen Kenntnissen, gesundem Verstand, und damals noch in den besten Jahren; aber so phlegmatisch, schwunglos und durch und durch ledern, daß es auch in diesem Fache der helle Jammer war. Die Schläfrigkeit seines Vortrags paßte zwar zu der Nüchternheit seiner Ansichten ganz wohl; aber auf die Zuhörer wirkte sie lähmend wie ein Schlaftrunk. Von seiner Anthropologie und Logik, von denen uns in Blaubeuren Kern namentlich die erstere mit weit mehr Geist und Geschmack vorgetragen hatte, profitirten wir gar nichts; größere Ausbeute gewährte uns später seine Geschichte der Philosophie, die wirklich eine brauchbare Vorlesung war, theilweise auf tüchtigen Quellenstudien beruhend und klar zusammengestellt, wozu noch kommen mochte, daß wir uns unterdessen an seinen zähen näselnden Vortrag mehr gewöhnt hatten. Bei aller Nüchternheit war doch (so viel vermögen Jugendeindrücke) neben Kant und Jacobi auch Schelling auf die Denkart unseres Philosophen von Einfluß gewesen; Hegels Gestirn war für den Tübinger Horizont zum Glück noch nicht aufgegangen, sonst würde sich Sigwart durch die seichte, ideenlose Kritik, die er später diesem System entgegensetzte, schon damals vollends um allen philosophischen Credit bei uns gebracht haben.

Ein wahres Labsal waren für uns alle, wie für Märklin insbesondere, die Vorträge seines Vetters, des Professors Haug, über allgemeine Geschichte. Hier waren es nun doch einmal nicht

bloße Namen oder Jahrszahlen, hier war Idee, Begeisterung, und auch, den eintönig singenden Vortrag abgerechnet, eine geschmackvolle Form. Die Geschichtsstunde um 9 Uhr Vormittags war uns eine Erholungsstunde, besonders da uns auch das Nachschreiben erspart blieb, weil das allzurasche Ablesen des Heftes von Seiten des Professors es unmöglich machte. Das hing aber, wenn es nicht selbst schon ein Fehler war, mit einem wesentlichen Fehler dieser Vorlesungen zusammen. Haug sprach wie ein Buch: aber so soll man auf dem Katheder eben nicht sprechen. Seine Perioden waren so rund und glatt, daß sie nirgends fest zu kriegen waren; sie strömten in so gleichmäßigem Wellenschlage dahin, daß sie zu dem einen Ohr hinein, zum andern wieder hinausgingen, und man sich am Schlusse des Semesters verwunderte, wie wenig einem aus den so aufmerksam angehörten Vorträgen geblieben war.

Konnte man sich nun in Philologie und Geschichte, so weit die Vorlesungen nicht ausreichten, zur Noth selbst weiter helfen, so war dieß doch in der eigentlichen Philosophie ungleich schwieriger. In den beiden ersteren Fächern hatten wir schon vor der Universität einen tüchtigen Grund gelegt: in der Philosophie sollten wir, wenn man von den vorbereitenden Disciplinen der Logik und Psychologie absieht, erst anfangen. Auch die Repetenten, die im Stift den philosophischen locus bei uns hielten, zeigten sich der Aufgabe nicht gewachsen. So fanden wir uns, ohne Führer, dem wir uns hätten anvertrauen mögen, auf das gute Glück des Privatstudiums angewiesen. Man las Kant, und verzog das Gesicht über den sauern Apfel, in den man gebissen hatte; man las Jacobi, der schmeckte schon süßer, und man meinte, wenn das Philosophie sei, schon eher mitthun zu können; man las Schelling, und wer die Jugend, zumal eine so wie wir erzogene, zu begeistern weiß, der hat sie. So hatte uns nun Schelling; er hatte insbesondere auch Märklin gewonnen, der sich in einem Briefe an den Vater aus dieser Zeit, auf den wir noch zurückkommen werden, offen zum Schelling'schen Pantheismus bekennt. Zwar wurde später der mystische Nebel, welchen diese Philosophie mit sich führte,

in uns durch die aufgehende Sonne Schleiermacher's niedergeworfen: aber er hatte das Erdreich befeuchtet und befruchtet, das vor der Dürre des Materialismus und Rationalismus von da an für alle Zukunft gesichert blieb.

So ging die Zeit des philosophischen Studiums zu Ende, als man kaum einen rechten Anfang desselben gefunden hatte. Unmöglich konnte man den kaum ergriffenen Faden schon wieder aus der Hand lassen, sondern er mußte forthin neben dem neuanzuknüpfenden theologischen fortgesponnen werden. — Doch mag hier, ehe wir weiter gehen, noch der geselligen Verhältnisse Märklins auf der Universität mit einigen Worten gedacht sein. Daß er auf der Stube, die er im Stift bewohnte, angenehme Beziehungen fand, wurde schon erwähnt. Was er noch später gern im Munde führte: „Tages Arbeit! Abends Gäste!" u. s. w., übte er damals praktisch aus. Morgens unter den Frühsten, den Tag hindurch unter den Emsigsten beim Studium, war er Abends einer der Muntersten in der Gesellschaft. Sein helles, herzliches Lachen ist seinen Kameraden unvergeßlich geblieben. Beim sogenannten Stubenkränzchen, welches nach Stiftsitte auch auf der Jägerstube während des Winters einmal wöchentlich Abends stattfand, bestand dort die lustige Einrichtung, daß der Nüchternste die Orakel der trunken werdenden Gesellschaft zu protokolliren hatte: und dabei soll unser Freund nicht immer nur als Protokollist thätig gewesen sein. Doch wie Prinz Heinz, König geworden, dem lockern Ritter den Abschied gibt, so verbrannte Märklin bei seinem Abgang aus dem Stift, in das ihm binnen Kurzem die Rückkehr als Repetent bevorstand, klüglich das tolle Manuscript, und von da an konnte es nur noch als Sage aus der Vergangenheit von ihm heißen: Narratur et prisci Catonis Sæpe mero caluisse virtus. Doch gerade weil er sich nicht sauertöpfisch zurückzog, sondern in der jugendlichen Heiterkeit die sittliche Würde zu bewahren wußte, setzte sich der neue Ankömmling bald auch bei den älteren wie bei den jüngeren Kameraden in Respect.

Das gesellige Studentenleben außerhalb des Stifts litt damals unter einem harten Druck, der kurz nach Märklins Eintritt über

die Universität verhängt worden war. Wiederholte, zum Theil blutige Zusammenstöße zwischen Mitgliedern der Burschenschaft und der Landsmannschaften hatten die Regierung veranlaßt, im November 1825 in der Person des Oberjustizraths Hofacker einen Commissär mit außerordentlichen Vollmachten und zwanzig Gensdarmen nach Tübingen zu senden, der das Verbindungswesen ausrotten, die Universitätspolizei aus den Händen des akademischen Senats nehmen, und strenge Ordnung schaffen sollte. Die Art, wie der Regierungscommissär hiebei verfuhr, die übermüthige Lust, mit der er gleicherweise Professoren wie Studenten auf die Köpfe trat, die gänzliche Verkennung, ja der Hohn, auch gegen die bessere, namentlich sittliche Seite der Burschenschaft, die Niederhaltung jeder freieren Bewegung unter den Studirenden — Alles das konnte nicht ermangeln, auch bei Solchen, welche, wie Märklin, keiner eigentlichen Verbindung angehörten (nur der sogenannten Commentverbindung, einer der Burschenschaft affiliirten Genossenschaft allgemeinster Art, hauptsächlich auf Ehrenhaftigkeit des geselligen Benehmens gestellt, war er, mit der Mehrzahl besserer Studirenden, beigetreten) eine tiefe Entrüstung hervorzurufen. Auch Professoren theilten diese Stimmung; vor andern war es Steudel, welcher, mit richtigem Verständniß und warmem Herzen für die Bedürfnisse einer akademischen Jugend, die groben Mißgriffe der damaligen Gewalthaber schmerzlich beklagte. Der größere Theil von Märklins Universitätsjahren verfloß unter dieser commissarischen Schreckensherrschaft, welche freilich ihm unmittelbar um so weniger anhaben konnte, je inniger er sich mehr und mehr an den engeren Kreis von Freunden anschloß, welche gemeinsame Studien, und bald auch gemeinsame Ansichten mit ihm verbanden.

Eine für das Studium wie für das Behagen unsres Freundes äußerst förderliche Veränderung trat etwas später dadurch ein, daß er, was bei damaliger Ueberfüllung des Stifts (durch mehr als anderthalbhundert Zöglinge) mittelst eines leichten ärztlichen Zeugnisses möglich war, die Erlaubniß erhielt, außerhalb desselben wohnen zu dürfen. Während damit der Zwang und die Stö-

rungen hinwegfielen, welche von einem solchen Zusammenleben zum Theil der Natur der Sache nach unzertrennlich sind, blieben ihm doch alle materiellen und wissenschaftlichen Förderniſſe, die mit der Angehörigkeit an das Stift sich verknüpfen. Er behielt nicht nur den Tisch in demselben, sondern hatte auch fortan wie bisher an allen gemeinsamen wissenschaftlichen Uebungen, Prüfungen u. s. w. Theil zu nehmen.

Wenn wir uns nun zu Märklins theologischem Studium wenden, so ist hier vor Allem einer tief eingreifenden Veränderung zu gedenken, die sich schon während unseres philosophischen Curses ereignet hatte. An der Spitze der evangelischen Theologen stand, als wir die Universität bezogen, mit großem Ansehen der Prälat Ernst Bengel, des berühmten Johann Albrechts Enkel, ein Mann von hellem Kopfe, gewandter Rede und imponirender Persönlichkeit. Durch Storr auf der einen, die Kantische Philosophie auf der andern Seite gebildet, hatte er sich, wie so Manche in jener Zeit, zwar auf dem Gebiete des kirchlichen Supranaturalismus, doch nicht weit von der Gränze des Rationalismus, niedergelassen. Es war eine Theologie innerhalb der Gränzen des reinen Verstandes, der aber eben als solcher kein Bedenken trug, das rein Unvernünftige, das Wunder, auf plausible Verstandesgründe hin gelten zu lassen. Ganz in der Ordnung war es daher, daß Bengel mit den Socinianern, deren Lehre er im Flattisch-Süskind'schen Magazin dargestellt hatte, so glimpflich umgegangen war. Außer dieser vorzüglichen Abhandlung hatte Bengel wenig Erhebliches geschrieben; seine Vorlesungen, hauptsächlich über die historisch-theologischen Fächer, befriedigten, ohne tief aus den Quellen geschöpft zu sein, durch geschickte Zusammenstellung und verständiges Urtheil das Bedürfniß der Studirenden, denen auch seine energische Persönlichkeit Achtung einflößte. Dieser bedeutende Mann nun war während unsrer ersten Osterferien plötzlich, noch in rüstigen Jahren, gestorben: ein unersetzlicher Verlust, wie damals alle klagten; felix etiam opportunitate mortis, wie später manche sich verlauten ließen, da die Nothwendigkeit, sich mit der neueren, insbesondre Schleierma-

cher'schen Theologie gründlicher als nur durch gelegentliche Seitenhiebe auseinanderzusetzen, mit jedem Tage unabweislicher wurde, ein solches Eingehen aber offenbar frischere Kräfte, weniger in der alten Theologie festgewordene Geister erforderte.

Nichts desto minder war damals durch Bengels Tod die evangelisch-theologische Facultät in Tübingen sehr verwaist. Von den noch übrigen Zugehörigen derselben war zwar Schmid als Lehrer der praktischen Theologie ohne Zweifel tüchtig; aber von den Lehrern der theoretischen Fächer war der eine durchaus unbedeutend, ein anderer nur durch die Proben von Geistesschwäche bekannt, die man sich, Wahrheit und Dichtung, aus seinen Vorlesungen erzählte. Der dritte, Dr. Steudel, war doch dem hellen, rüstigen Bengel gegenüber eine gar zu trübe, kümmerliche Gestalt, als daß er hätte für fähig gelten können, die durch seinen Hintritt entstandene Lücke auszufüllen. Indem man sich so nach tüchtigen Kräften unter der jüngeren theologischen Generation des Landes umsah, boten sich in erster Reihe immer wieder unsere beiden Blaubeurer Lehrer dar, und nach manchen, besonders gegen Baur erhobenen Bedenken, deren bedeutendstes von der pantheistischen Zeitphilosophie hergenommen war, deren Anhänger man in ihm witterte, wurden sie in der That berufen, und traten im Herbst 1826 ihre neue Stellung an. Gleich in ihren Antrittsdisputationen pflanzten sie, wenn auch in freier kritischer Haltung, doch dem Geist und Wesen nach das Banner der Schleiermacher'schen Theologie auf, und damit war für Tübingen eine neue theologische und selbst auch philosophische æra hereingebrochen. Von diesem Tage an schwand die alte, von Storr ausgegangene Tübinger Schule sichtlich dahin und ging später mit Steudel zu Grabe, während mit Baur und seinen Jüngern eine neue, wissenschaftlich ungleich bedeutendere, Tübinger Schule erwuchs. Welche Freude aber insbesondre für uns Blaubeurer, die verehrten Lehrer, die wir uns seitdem so oft zurückgewünscht, denen wir wohl auch schriftlich unsre Noth auf der dürren Heide der damaligen Tübinger Philologie und Philosophie geklagt hatten, nun auf's Neue als unsere

Führer begrüßen, ihnen als alte Schüler vor Andern nahe stehen zu dürfen.

Als die Zeit, theologische Vorlesungen zu besuchen, für uns herankam, galt es nun, zunächst bei Steudel Apologetik und Alttestamentliche Theologie zu hören. Steudel gehörte zu den unglücklichen Menschen, deren Talent mit ihrem Streben in keinem Verhältniß steht. Er konnte ein vorzüglicher Seelsorger werden, und wurde ein mittelmäßiger, trauriger Professor. Alles wurde ihm schwer und sauer auf diesem Felde, Auffassung und Darstellung, Begriff und Urtheil, und der heulende Ton seines Vortrags, in Verbindung mit den Verrenkungen seiner Satzbildung, war nur der angemessene Ausdruck der Marter, die er seinen Fähigkeiten hatte anthun müssen, um sich von der praktischen Stelle, die er vorher bekleidet hatte, zum Manne der Wissenschaft und des Katheders hinaufzuschrauben. Diese Verschrobenheit war um so bedauerlicher, da sie nicht ohne verunstaltenden Einfluß auf höchst ehrenwerthe moralische Eigenschaften blieb. Denn Steudel war nicht blos ein streng rechtschaffener, sondern auch ein von Herzen wohlwollender, ja gemüthlicher Mann, uneigennützig, offen, liberal in politischer wie in pädagogischer Denkart, was er als Superattendent des Stifts wie als Mitglied des Senats in vielen Fällen (einen haben wir oben gesehen) bewiesen hat. Aber das Mühselige seiner Geistesarbeit, durch einen kränklichen Körper noch erschwert, verdüsterte seinen Sinn, und als er vollends an seiner Seite immer mächtiger eine theologische Richtung emporstreben sah, die er nicht in sich aufzunehmen, aber ebensowenig aus dem Felde zu schlagen wußte, da hielt auch er sich nicht immer frei von jenem Zelotismus, der überall da eintritt, wo eine rechtgläubige Kirche und Theologie die Empfindung hat, gegen ihre Widersacher mit den Waffen des Geistes nicht auszureichen. Eigentlich war Steudels theologische Waffenrüstung auf den Kampf mit dem Rationalismus geschmiedet worden; gegen diesen, wo Verstand gegen Verstand zu Felde lag, wo dem Widerspruch auf der einen sicher eine Inconsequenz auf der andern Seite entsprach, konnte er sich immerhin behaupten; auch daß er, wo ihm das Geschütz

stecken blieb (was ihm freilich im Grunde immer passirte), dem Verstande das Herz, den Gründen Erbaulichkeiten vorzuspannen liebte, verschlug dem Rationalismus gegenüber weniger, der es auch nicht verschmähte, im Nothfall moralische Tiraden in's Feld zu führen. Als nun aber mit Schleiermacher eine Theologie auftrat, welche von einem höhern wissenschaftlichen Standpunkt aus gleicherweise den Supranaturalismus wie den Rationalismus negirte, welche die Kunst des dialektischen Kampfes in einer unter den Theologen bisher unerhörten Vollkommenheit aus den gründlichsten Philosophenschulen herübergebracht hatte, in Folge dessen keine Ausflucht mehr gelten ließ und jede Blöße schonungslos benützte: da reichten die herkömmlichen Paraden, die stumpfe Klinge und der wacklige Herzschild des Supranaturalismus nicht mehr aus, er mußte sich ergeben oder sterben. Steudel starb und ergab sich nicht; der letzte Supranaturalist, in dem Sinne, wie ich an einem andern Orte den ältern, verständigen Supranaturalismus von dem neueren, mystischen, unterschieden habe, d. h. von der jetzt sogenannten gläubigen Theologie, die mit der modernen Wissenschaft kokettirt, während sie mit dem Pietismus unter Einer Decke steckt. — Ob nun Märklin dem guten Oheim zulieb ein Uebriges gethan, und in seinen Vorlesungen ausgehalten hat, weiß sein Biograph nicht zu sagen; dieser selbst blieb nach vier Wochen weg, und glaubt, der Herr Christus selbst, wenn er mit angehört hätte, wie mühselig, kümmerlich und kleinlich hier seine Sache geführt wurde, hätte sie lieber aufgegeben, um der Quälerei ein Ende zu machen. Die theologischen Abendgesellschaften, welche der wohlmeinende Steudel wöchentlich einmal für Studirende gab, fing zwar Märklin erst später zu besuchen an; doch kann gleich jetzt so viel bemerkt werden, daß er hier, von dem Lehrer wenigstens, nicht viel profitiren konnte, da Steudel, einer bereits auf die Seite gedrängten theologischen Ansicht verfallen, und ohne dialektische Geistesgewandtheit, auf keine Weise im Stande war, die Debatte von einem überschauenden Standpunkt aus zu leiten.

In die ungeheuern Felder der Dogmen- und Kirchengeschichte hatte sich Baur mit seinem riesenmäßigen Fleiß und durchgrei-

fenden Geiste wunderbar schnell hineingearbeitet. Er las, als wir sie bei ihm hörten, die eine zum ersten, die andre zum zweitenmal, und wenn auch späterhin seine Quellenstudien sich mit jedem Jahre weiter ausgedehnt haben, so wußte er doch schon damals in allen Hauptpartien selbstständig Bescheid. Insbesondere wandte er in jener Zeit den verschiedenen gnostischen Systemen, deren tiefsinnig schillerndes Wesen mit seinen bisherigen mythologischen Studien in Verwandtschaft stand, jene Aufmerksamkeit zu, deren Ergebnisse er später in den bekannten vortrefflichen Schriften über die Gnosis und das manichäische Religionssystem niedergelegt hat. In seinem Antrittsprogramm hatte er das gnostische Christenthum mit dem Schleiermacher'schen verglichen: indem er so das Fernste an das Nächste knüpfte, hörte auch jenes auf, uns fremd und gleichgültig zu sein; in allen Perioden der Geschichte zeigte er uns denselben Geist, der, jetzt auf diesen, jetzt auf jenen Wegen und in den mannigfaltigsten Formen, seine eigenen Tiefen zu ergründen, sein Wesen zu verwirklichen strebt. Ebenso geistvoll und fruchtbar, so das Aeußerliche an das Innerste und Tiefste anknüpfend, las uns Baur die Symbolik. Ihm genügte es nicht, die Abweichungen der verschiedenen Confessionen in Lehre und Cultus darzulegen und sie prüfend an die Schrift und den gemeinen Verstand zu halten; sondern von dem Wesen des religiösen und christlichen Geistes aus suchte er Katholicismus und Protestantismus als die zwei Hauptformen seiner Verwirklichung, die mehr objective und äußerliche, und die mehr subjective, innerliche, zu begreifen, und daraus die Differenzpunkte herzuleiten. Daß er hiebei mehr, als von seinem philosophischen Standpunkt aus anging, in die einzelnen Lehren des protestantischen Systems mit seinem eigenen Bewußtsein noch verwickelt war, hat sich später in seinem Streite mit Möhler gezeigt; wie denn überhaupt in Baur's Theologie die historische Kritik einen Grad von freier Entwicklung erreicht hat, hinter welchem die dogmatische bis jetzt noch zurückgeblieben ist. — Wie sich Märklin zu diesen Vorlesungen verhielt, davon ist seinem Biographen ein bestimmtes Datum im Gedächtniß geblieben. Dem letzteren wollten, von sei-

nen philosophischen Studien her, die theologischen Anfangs gar nicht munden; insbesondre schienen ihm die confessionellen Unterscheidungslehren, welche Baur in seiner Symbolik mit so vielem Eifer aufrecht erhielt, leere Hülsen zu sein, denen er für sich keinerlei Bedeutung abzugewinnen wußte: Märklin war es, der mit seiner Pietät gegen alles historisch Gewordene solchen speculativen Hochmuth dämpfte, und den Freund bestimmte, auch in diesem an der Oberfläche dürren Boden auf lebendiges Wasser zu bohren.

Bei Kern hörten wir in den beiden ersten Jahren unsres theologischen Studiums Synopse und Dogmatik. Der Charakter beider Vorlesungen war im Wesentlichen der gleiche. Lehrreich und bequem in der Darstellung des Gegebenen, geschickt und fein besonders in der Gruppirung der verschiedenen Ansichten und Standpunkte; abwechselnd glücklich und schwach in der Beurtheilung; ganz ungenügend, wo es galt, eine eigene Ansicht aufzustellen. In Bezug auf die evangelischen Erzählungen hatte Kern ein gesundes Auge für ihre Widersprüche, aber einen noch bessern Magen, sie auszugleichen; zur supranaturalistischen Auffassung war er zu gebildet, manche Grellheiten der rationalistischen stießen seinen Geschmack zurück; nach den genießbaren Früchten der letzteren zuckten ihm oft sichtbar die Finger, aber seine kirchliche Stellung verbot's, und so blieb es denn gewöhnlich bei einer Auskunft, die noch viel schlechter war, als eine von denjenigen, die er vorher widerlegt hatte. Stehend war damals Fritzsche als komische Person, wenn sich der Professor einmal vor seinen Zuhörern etwas zu Gute thun wollte; es bezog sich dieser Spott meistens auf die manchmal wunderlichen Ergebnisse der classisch-philologischen Strenge dieses Auslegers; wie erstaunte aber der Verfasser dieses Lebensabrisses, als er viel später Fritzsche's Commentar zur Hand nahm, und in ihm einen Exegeten entdeckte, der durch seine Andeutungen einer mythischen Auslegung mancher evangelischen Berichte dem guten Kern das einfachste Mittel bot, seiner kritischen Verlegenheiten los zu werden. Noch ungleich mehr traten die namhaft gemachten Schwächen in Kern's Vorlesungen über die Dogmatik hervor, da hier, der Natur der Sache

nach, des eigenen Räsonnements mehr sein mußte, und der Versuch, eine selbstständige Ansicht aufzustellen und wissenschaftlich zu begründen, nicht füglich umgangen werden konnte. Als sein nachgeschriebenes Heft gebunden vor ihm lag, fiel dem Berichterstatter das bekannte Kästner'sche Epigramm auf Raffs Naturgeschichte ein, und er konnte sich nicht enthalten, es mit folgender Veränderung hineinzuschreiben:

In diesem Heft spricht, wie sichs traf,
Fuchs Schleiermacher, Wolf Marheineke, recht brav;
Will aber Dr. K. einmal zum Worte kommen,
So ist's als hätt' — — die Rolle übernommen.

Schade, daß Kern nicht in Blaubeuren geblieben war, oder vielmehr, daß er nicht als Philologe nach Tübingen berufen wurde; er hätte sich in dieses ihm schon vertraute Fach selbst noch leichter als in das theologische vollends hineingearbeitet, und ungleich mehr darin geleistet, weil hier sein Geschmack seinem Urtheil hätte zu Hülfe kommen können, der in der Theologie weder ausreichte, noch eigentlich nur an seiner Stelle war.

Das Bedürfniß, neben diesen Vorlesungen und deren Repetition die unvollendeten philosophischen Studien fortzuführen, veranlaßten Märklin um diese Zeit zu einem Fleiße, der für seine Gesundheit bedenklich heißen konnte. Allnächtlich pflegte er bis 12, ja bis 2 Uhr zu arbeiten, und Morgens nach 6 Uhr sich wieder zum Geschäft zu erheben. Später hat er diese Lebensordnung weislich dahin verändert, daß er das späte Nachtarbeiten aufgab, um desto früher — Sommers in der Regel nicht nach 5 Uhr — aufzustehen. Märklin ist sich in dieser Beziehung zeitlebens überaus hart geblieben, und hatte sich oft gegen die Vorwürfe seiner besorgten Freunde zu vertheidigen.

Welches der wissenschaftliche und sittliche Standpunkt war, den Märklin damals, zu Anfang seines theologischen Studiums, einnahm, davon gewinnen wir aus zwei Briefen, die er um jene Zeit an seinen Vater schrieb, eine sehr anschauliche Vorstellung. Mit dem wackern Vater war der edle Sohn in steter, inniger Verbindung geblieben; es war ihm Herzensbedürfniß, gegen den

Vater durchaus offen zu sein, denselben über den Gang und jeweiligen Stand seiner Studien und Ueberzeugungen auf dem Laufenden zu erhalten, wo sich eine Differenz der Ansichten herausstellte, diese entweder auszugleichen, oder vor dem Vater zu rechtfertigen, um, wie der Sohn sich eben in einem jener Briefe ausdrückt, nichts, was sein kindliches Verhältniß zum Vater stören könnte, unaufgelöst zu lassen. Nun war der alte Märklin, seiner Kantischen Bildung zufolge, verständiger Theist, und die Schelling'sche Philosophie, auf deren Boden der Sohn damals stand, traf von seiner Seite nicht blos der Vorwurf des Pantheismus, sondern auch der einer überfliegenden Schwärmerei. Dieß gab er dem Sohne brieflich zu erkennen, und dieser sucht nun den vom Vater verworfenen Standpunkt noch einmal gegen denselben in Schutz zu nehmen.

„Ich kann mich — bekennt er offen — immer noch nicht von der Persönlichkeit Gottes, wie sie der Theismus nimmt, überzeugen. Der Gott jener Lehre ist ein persönlicher, selbstbewußter; das Bewußtsein aber ist nichts Andres, als der Ausdruck eines besondern, in der Zeit sich entwickelnden Lebens des Geistes; indem wir uns also Gott als bewußt denken, tragen wir eben damit den Begriff der Zeit auf ihn über, das Erste gerade, was so viel als möglich von ihm entfernt gehalten werden muß. Wir finden aber überhaupt bei genauerer Betrachtung, daß uns keine einzelnen Eigenschaften Gottes entstehen, außer unter der Voraussetzung der Zeit in Gott. So beruht z. B. die gepriesene Vorsehung Gottes einzig auf diesem Begriff; man nimmt an, daß das Wirken Gottes bei einzelnen Begebenheiten besonders hervortrete, etwa Unglück verhütend u. dgl.; man setzt also Gottes Wirken damit in die Zeit, und so wie man diese hinwegnimmt, was man bei einer geläuterten Vorstellung von Gott thun muß, so fällt eben damit jene Vorsehung für einzelne Fälle weg, und es bleibt uns nichts als das allgemeine Wirken Gottes in der Natur, welches in gewissem Sinne allerdings auch Vorsehung genannt werden kann."

„Es ist überhaupt zuzusehen, ob wir unsre Vorstellung von

Gott nicht zu sehr von dem Bewußtsein unsrer eignen Schwäche und Endlichkeit abhängig machen, und uns so einen Gott denken, der gleichsam ein Supplement dieser Endlichkeit sein soll. Darum spricht man von Bedürfnissen des Herzens, welche durch den Pantheismus nicht befriedigt werden; und es ist wahr, daß wir z. B. im Unglück, wenn wir Trost bedürfen, uns nothwendig einen persönlichen Gott denken, weil diese Vorstellung uns beruhigt. Allein es fragt sich, ob wir hier nicht die Vorstellung von Gott unsrer individuellen Lage accommodiren, statt daß wir unsre Individualität der Idee von Gott accommodiren sollten. Mir erscheint der Gott, wie ihn die meisten Menschen sich denken, als ein auf's Höchste gesteigerter Mensch, als ein Wesen, von dem man die endlichen Formen nicht wegbringen kann, dem man aber, wegen mehr oder weniger sinnlicher Bedürfnisse, die höchste Macht (das All- bei jenen Eigenschaften) zuschreibt. Das Individualisiren Gottes erscheint freilich als nothwendig für den Menschen, weil er Alles nur unter den endlichen Formen des Verstandes begreifen kann; ob aber darin, wenn der Mensch, um sich das Uebersinnliche vorzustellen, in dasselbe ein Selbstbewußtsein und eine Persönlichkeit überträgt, die objective Wahrheit liege, ob das Objective mit der subjectiven Auffassung übereinstimme, ist eine andre Frage, und ob nicht vielleicht auch diejenigen Recht haben, welche das Persönliche als nicht nothwendig in der Idee Gottes annehmen."

„Daß aber mit der Idee eines unendlichen All, oder wie man anders den Gott der pantheistischen Ansicht bezeichnen will, alles Einzelne verschwinde und mit allem Uebrigen verschwimme, (ein Vorwurf des Vaters, wie es scheint) kann ich nicht glauben. Denn wenn gleich alles Einzelne nur eine Erscheinung des unendlichen Geistes ist, so wird es ja eben nur dadurch das bestimmte Einzelne, daß es abgesondert ist von allem Uebrigen, und daß es (was den Menschen betrifft) sich selbst in seinem Selbstbewußtsein als ein persönliches, identisches Wesen vorfindet; das Selbstbewußtsein ist aber eben das Princip des individuell-persönlichen Lebens, das jede (menschliche) Individualität bestimmt von allem Uebrigen trennt und getrennt hält. Aber eben so gewiß ist es auf

der andern Seite, daß jeder Einzelne mit allem Uebrigen in der engsten Beziehung lebt; denn er findet, was auch der Theismus annehmen muß, daß dieselbe Kraft, die in ihm das Bewegende ist, auch in andern lebt, daß auch in diesen, wie in ihm selbst, der göttliche Geist sich geoffenbart hat. Darum wird jedes Leben eine doppelte Beziehung haben; denn es ist ein Leben für sich im Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, und ein Leben im Ganzen und in der Einheit mit dem Unendlichen."

„Darum aber ist die Gottheit nicht als ein Aggregat unendlich vieler endlichen Wesen zu denken, und ich denke sie nicht so; diesen Vorwurf könnte man mir blos dann machen, wenn ich von der Anschauung der endlichen, getheilten Welt ausgehend, aus dieser Getheiltheit die Gottheit construiren wollte, wodurch mir dann aber blos ein logischer Begriff entstünde, nicht eine reale, lebendige Einheit. Ich setze aber das Absolute gleichsam als das Prius (wenn hier die Form der Zeit zuläßig ist); oder vielmehr das Absolute ist gleichzeitig mit seiner Erscheinung, der Welt. Setze einmal den Begriff einer Kraft überhaupt, welche sich in bestimmten Erscheinungen äußert; sie kann nicht anders gedacht werden als so, daß mit der Kraft zugleich eine Wirkung, Erscheinung derselben gesetzt ist. Denn im Begriff der Kraft liegt a priori der der Thätigkeit. Deßwegen unterscheide ich aber doch von der äußern Erscheinung die Kraft selber als das jene Bedingende, und muß die Kraft als eine ursprüngliche Einheit setzen, von der aus erst die Mannigfaltigkeit der Wirkungen und Erscheinungen möglich ist. Darum scheint es mir auch, als ob ich wohl ein endliches Wesen einen Theil des Unendlichen nennen könnte, wenn nur dieß nicht materiell verstanden wird; d. h. das Endliche ist eine Erscheinung, es ist gesetzt und bedingt durch das Unendliche; so daß durch diese Ansicht auch keineswegs die Abhängigkeit von Gott aufgehoben wird, sondern das Endliche erscheint schlechterdings abhängig von Gott, in dem allein es lebt und sich bewegt. (Act. App. 17, 28.)"

Sind uns in diesem Briefe, der im Februar d. J. 1828, also gegen den Schluß seines ersten theologischen Semesters, geschrie-

ben ist, in den schlichtesten Worten, die aber in der That alles Wesentliche enthalten, bereits die Grundzüge der philosophischen Denkart gegeben, welcher Märklin sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist: so zeigt uns ein gerade um ein Jahr späterer Brief auch schon sein ganzes sittliches Verhalten zur Wissenschaft. Dem Vater wollte es nicht gefallen, daß der Sohn fortwährend neben dem theologischen Studium das philosophische mit so vieler Vorliebe noch fortbetrieb, was dem erstern, meinte er, nur nachtheilig sein könne. Dagegen glaubt nun der Sohn in seiner Antwort schon das vorkehren zu dürfen, daß er sich bewußt ist, dem philosophischen Studium nur diejenige Zeit zu widmen, welche Andere auf Erholung und Schlaf verwenden. Daß einer neben seinem eigentlichen Fachstudium noch ein besonderes Lieblingsstudium betreibe, das finde man ja, wofern nur das erstere darunter nicht Noth leide, sonst lobenswerth, und zwar von der ganz richtigen Ansicht aus, daß Jedem neben dem, was seine äußern Verhältnisse ihm zur Pflicht machen, noch ein offener Raum zu lassen sei, in dem sich seine Individualität frei ergehen könne, daß nicht alle Individuen mit ihren geistigen Anlagen über Einen Leisten geschlagen werden dürfen, sondern Jedem das Recht zugestanden werden müsse, gerade in *seiner* Weise zu existiren. Dieses Recht der Individualität nimmt Märklin für sein philosophisches Studium in Anspruch; denn zu diesem finde er sich durch innerste Neigung hingetrieben, und würde vergeblich suchen, sich desselben zu entschlagen. Sich zum wahren Menschen, nicht aber zum einseitigen Fach-Gelehrten auszubilden, darauf sei sein ganzes Bestreben gerichtet. Die Wissenschaft im weitesten und höchsten Sinne betrachte er als sein eigentliches Lebenselement. Wenn aber der Vater etwa befürchte (denn gegen das Studium der Philosophie an sich könne er bei seiner hellen Denkart unmöglich eingenommen sein), der Sohn möchte sich in irgend einem einseitigen philosophischen System (dem Schelling'schen) fixiren, so versichert dieser, wie ihm sehr wohl bewußt sei, daß unsre Ueberzeugungen in keinem Augenblicke unsres Daseins vollendet, sondern immer im Werden begriffen seien, mithin von einem solchen Abschlusse der Ansicht

vernünftigerweise niemals die Rede sein könne, und zwar bei ihm um so weniger, da er, je länger er sich mit Philosophie beschäftige, um so mehr von seinem Nichtwissen sich überzeuge.

„Aber — fährt er hierauf fort; denn hier muß ich ihn wieder selbst reden lassen — zu welchen Resultaten mich mein philosophisches Studium führen werde, das muß mir selbst ganz frei überlassen bleiben, wenn jene auch von der gewöhnlichen Denkweise noch so sehr abwichen; denn das eigene Denken des Geistes treibt mich fort, und dem einmal Erkannten kann ich mich nicht widersetzen; und wenn ich endlich bei solchen Resultaten ankäme, vor welchen die Menschen gewöhnlich zurückschrecken, und welche sie unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstande sowohl als mit den Wahrheiten des Christenthums finden, wenn ich auf Pantheismus, Läugnung der Freiheit und Unsterblichkeit käme, so könnte mich an meinen Ueberzeugungen, hätte ich nur in denselben innere Befriedigung gefunden, auch das nicht irre machen, daß ich mich damit in Gegensatz gegen die gäng und gäbe Landesphilosophie gesetzt hätte."

Doch nachdem er mit so edlem Freimuthe dem hochverehrten Vater gegenüber die Unabhängigkeit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung für alle Fälle gewahrt hat, fährt er begütigend fort, das Eintreten eines solchen Aeußersten sei ihm gar nicht wahrscheinlich. Denn daß die neuere Philosophie in einem unauflöslichen Gegensatz gegen das Christenthum stehe, könne er keineswegs glauben. Wollen wir irgend einen Zusammenhang in der Entwicklung der geistigen Welt annehmen, so seien jene philosophischen Systeme vielmehr, bei aller scheinbaren Differenz, als Producte der christlichen Denkweise anzusehen, die unser geistiges Leben mehr, als wir selbst wissen, durchdrungen habe. Auch seine eigene innere Erfahrung bürge ihm dafür: wären Christenthum und neuere Philosophie so unverträglich, so wüßte er sich den Widerspruch nicht zu erklären, daß er auf der einen Seite eben jetzt sich mehr als jemals religiös angeregt fühle, und Alles in die fromme Weltbetrachtung hineinzuziehen suche, auf der andern aber mit derselben Lust sich in jene philosophischen Systeme hineinarbeite; wornach

er vielmehr glauben müsse, daß die letzteren nur eine tiefere, rein speculative Auffassung des Christenthums enthalten. Da sein ganzes Streben nach Erkenntniß aus innerem, wahrhaft religiösem Bedürfniß hervorgegangen sei und sich immer wieder darauf zurückbeziehe, auch nur in dieser Beziehung für ihn Werth habe, so sei er für sich ganz ruhig, wie es ihm in seinem Streben weiter gehen werde, und wünsche nur, daß auch der Vater mit ihm einverstanden sein, und seine fernere Ausbildung nicht mit mißfälligem Blicke betrachten möge.

„Aber ebendamit — so schließt er — ist auch meine ganze Richtung entschieden: alles mein Streben bezieht sich auf mein inneres Leben, um diesem Nahrung zuzuführen, damit es immer mehr erstarke, und in demselben Maaße muß auch alles rein und blos Aeußere für mich seinen Werth verlieren. Ich habe daher, je mehr ich zum Bewußtsein meiner selbst kam, mich immer mehr in mir selbst zu concentriren gesucht; ich wünsche mich auch künftig weder in äußern Lebensverhältnissen, noch in allzuvielen Richtungen des Studiums zu zerstreuen, ich möchte auch später wo möglich die Beschäftigungen fortsetzen können, die mich am meisten ansprechen, und die in der nächsten Beziehung zur Sache des Christenthums stehen, und daher als einfacher Prediger leben und sterben. Dieses rein innerliche Dasein (ein mystisches, wenn Dir der Ausdruck nicht zuwider ist) ist mein Bestreben; in diesem Sinne suche ich mein ganzes Leben aufzufassen, und hienach, ob ich darin erstarke, oder davon abfalle, wünschte ich, daß auch Du mich immer beurtheilen möchtest."

Schon in dem 22jährigen Jünglinge sehen wir hier den Kern eines wissenschaftlichen Charakters, der sich in allen Lagen seines spätern Lebens nur bewährt und gefestigt hat. „Wenn mir nur die Götter den Sinn bewahren, nichts Anderes als die Wahrheit zu suchen und zu wollen, nichts für mich" — so schrieb er 11 Jahre später an einen Freund, nachdem er seinem Wahrheitsstreben die Ruhe mancher Jahre, zuletzt seine kirchliche Stellung, zum Opfer gebracht hatte. Ferner auf die innere Bildung, nicht auf äußern, auch nicht wissenschaftlichen Erfolg seine ganze Thätigkeit

anzulegen, und dabei der Eigenthümlichkeit, in gebührender Unterordnung unter das Allgemeine, ihr Recht einzuräumen, blieb gleichfalls lebenslänglich Märklins Grundsatz. Daß die Grundlinien seiner speculativen Denkart, wie wir sie ihn oben ziehen sahen, von ihm später nur weiter ausgeführt aber nicht verwischt worden sind, ist schon bemerkt worden; auch die vorgetragene Ueberzeugung von dem Verhältniß des Christenthums zur Philosophie hielt er treulich und standhaft fest, so lange es möglich war — aber freilich auch nicht länger.

Doch auf die Ausbildung dieser Ansichten wären um die Zeit dieser Briefe, außer seinen reinphilosophischen Studien, sicher auch schon die Schriften desjenigen Mannes von Einfluß gewesen, welcher mehr als irgend ein anderer Märklins theologischer Lehrer werden sollte. Leichter als alle andern schloßen sich ja nach Geist und Ton an die von Märklin mit so tiefem inneren Antheil studirten Schelling'schen Werke jene merkwürdigen Schriften an, in welchen der jugendliche S c h l e i e r m a c h e r als begeisterter Thyrsusschwinger in die entgötterte Welt nicht nur den Gott zurückzuführen Anstalt machte, wie er in mystischer Vermählung dem Gemüthe sich zu empfinden gibt, sondern ihr auch den von ihr verworfenen Christus in ferner und unbestimmter, aber nur um so zauberhafterer Perspective zeigte. Die Persönlichkeit hatte der Gott auch bei Schleiermacher als Preis seiner Wiederherstellung darangeben müssen; wie ebenso Christus, um wieder eingesetzt zu werden, einer Reihe von übernatürlichen Prärogativen entsagen mußte. Freilich, wie es bei restaurirten Legitimitäten zu geschehen pflegt, sah man auch hier nach wieder eingenommener Stellung eines jener abgethanen Vorrechte um das andre wieder aufleben; die wirkliche Charte, welche der zum Diplomaten gewordene Mystagoge endlich in seiner Glaubenslehre zum Vorschein brachte, fiel ungleich positiver aus, als die Proclamation in den Reden über die Religion hatte erwarten lassen. Doch war es ja, wie die Briefe uns gezeigt haben, von Anfang noch nicht das specifisch Christliche, sondern das mehr Metaphysische, die allgemeine Feststellung des Gottesbegriffs im Verhältniß zur Welt, was Märk-

lins Nachdenken beschäftigte, und darin blieb die Schleiermacher'sche Glaubenslehre hinter den Reden über die Religion in der That nicht zurück, vielmehr wurde das dort rhetorisch Vorgetragene hier in scharfer Dialektik begründet.

Eben hiedurch aber, daß wir ihn fest auf demselben philosophischen Boden stehend fanden, auf den auch wir uns gestellt hatten, erwarb sich Schleiermacher unser Zutrauen, so daß wir ihm willig auch in das rein theologische Gebiet hinüber folgten. Er muthete uns doch nicht, wie die gewöhnliche Theologie, zu, mit unserem bisherigen Princip zu brechen, und einem neuen, der Auctorität einer Offenbarung, uns zu ergeben; sondern unser eigenes menschliches Selbstbewußtsein blieb nach wie vor das Princip. Zwar war das fromme Selbstbewußtsein, aus welchem Schleiermacher die christliche Glaubenslehre abzuleiten sich anheischig machte, ein anderes als das philosophische Bewußtsein; doch sollte diesem die Controle des ersteren zustehen, und der Versicherung unseres Führers, daß beide Thätigkeiten des freien menschlichen Geistes niemals wirklich in Widerspruch mit einander gerathen können, war doch viel leichter zu glauben, als von einer angeblich übernatürlichen Offenbarung und unserem Denken ein gleich gutes Einvernehmen für beständig zu erwarten war. In der That war der Schleiermacher'sche Satz, daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend etwas Objectives, sondern nur über eine Bestimmtheit unsres frommen Gefühles seien, — so weit entfernt auch Schleiermacher selbst war, die letzte Consequenz aus demselben zu ziehen, — ein großes, befreiendes Wort für die deutsche Theologie. Unserem Märklin insbesondere, in welchem neben dem Triebe, sich philosophisch dem reinen Licht entgegenzuschwingen, nicht minder stark auch der andere lebte, sich mitfühlend und mittheilend zu den Brüdern niederzulassen, wenn er auch nicht als künftiger Geistlicher dazu ganz eigentlich berufen gewesen wäre, — unserem Märklin schien sich in der Schleiermacher'schen Theologie die erfreulichste Aussicht auf unzerrissene Einheit seines künftigen geistigen Lebens und Wirkens zu eröffnen. — Daß auch auf die Betonung der Individualität in Märklins Lebensansichten die

Schleiermacher'schen Schriften, insbesondre die Monologen, von Einfluß gewesen, braucht kaum erst bemerklich gemacht zu werden.

Unterdessen hatten die Vorlesungen ihren Fortgang gehabt, und wir hörten jetzt bei Baur nacheinander die Apostelgeschichte und die Korintherbriefe. Hier war es, wo Baur durch einzelne Winke, z. B. bei Gelegenheit des Pfingstwunders, der Parteien in Korinth u. s. w., uns ein kritisches Licht, obwohl erst in der Ferne, zeigte. Denn er war weit von der Verwegenheit entfernt, wie später der Verfasser des Lebens Jesu und dieses Lebensabrisses that, mit einer Handvoll entschlossener Mannschaft einen Sturm auf die Mauern Zions zu unternehmen; zu der regelrechten Belagerung aber, auf die er es anlegte, fing er damals kaum die ersten Linien zu ziehen an.

Eine Vorlesung des kürzlich in Bern verstorbenen Schneckenburger, damals Repetenten im Stift, über den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie, gab vielen Stoff und brauchbare Fingerzeige, und ein Vortrag desselben über Kirchenrecht war für Märklin, in dem sich neben dem wissenschaftlichen immer mehr auch der praktisch kirchliche Sinn entwickelte, von besondrem Interesse. Schneckenburger war ein vortrefflicher Kopf, wenn er den Charakter dieses Kopfs gehabt hätte. Er arbeitete viel, faßte leicht, sah scharf, combinirte glücklich (seine Darstellungsgabe war geringer); aber er zeigte sich nicht im Innersten ergriffen von den Aufgaben, die er behandelte, hatte gerade für die letzten Fragen, auf die es ankam, kein Herz oder keinen Muth, brach seinen Beobachtungen, wie später in seiner tüchtigen Schrift über die Apostelgeschichte, oft absichtlich die Spitzen ab: so blieb er mehr oder minder Antiquar, ließ uns hocherregte Jünglinge, denen die wissenschaftlichen Probleme Herzenssache und Lebensfragen waren, kalt, ja erschien uns frivol, und hat auch später auf die Entwicklung der deutschen Theologie den Einfluß nicht gewinnen können, der seiner intellectuellen Begabung erreichbar gewesen wäre.

Ob es das Gedruckse des Schmid'schen Vortrags, in Verbindung mit dem winklichten, durch kein philosophisches Licht

erhellten Stoffreichthum seiner Vorlesungen, die überdieß am Ende des Semesters selten ihr Ziel erreicht hatten — ob dieß, oder was sonst der Grund war, der Märklin abhielt, die Moral bei ihm zu hören, wüßte sein Biograph nicht anzugeben; kurz, er zog vor, sie bei Kern — nicht zu hören. Denn ein Eklekticismus ohne feste wissenschaftliche Principien führt in der Moral weit mehr als in irgend einer andern Disciplin zu einem breiten, seichten Gewäsche, das unsern Freund nicht festzuhalten im Stande war. Er that jetzt das Nöthigste durch Privatstudium von Schwarz u. a. Handbüchern; doch erst die später bei mehrerer Muße gelesenen Schleiermacher'schen Abhandlungen gaben ihm in einer Wissenschaft, die seiner geistigen Eigenthümlichkeit so besonders nahe lag, die rechte Befriedigung.

Jetzt nahmen aber auch die praktischen Uebungen in Predigt und Katechese ihren Anfang, und hierin war Schmid in der That ein ausgezeichneter Lehrer, an den sich in dieser Hinsicht besonders auch Märklin mit Eifer und Vertrauen anschloß. Ohne uns selbst Muster sein zu können — denn seine eigenen Predigten waren, bei trockenem Concept, durch dasselbe Druckſen, wie die Vorlesungen, unerfreulich — wußte er uns doch vortrefflich zu sagen, wie wir es machen sollten und wie nicht; seine Leitung des Predigerseminars war durch und durch praktisch und förderlich, und der Schreiber dieser Zeilen hat später die ähnliche Anstalt in Berlin tief unter der Tübinger gefunden. Die Uebungspredigten waren öffentlich, in der kleinen Schloßkapelle; die Namen der Prediger wurden vorher durch Anschlag am schwarzen Bret bekannt gemacht; so daß, wenn Leute von Auszeichnung, wie Märklin, predigten, immer auch ein zahlreiches Publicum aus der Stadt sich einzufinden pflegte. Mit besonderer Vorliebe übte sich Märklin auch in der Katechese, in welcher er in seinem letzten Studienjahre den zweiten Preis davon trug.

Doch von der Philosophie sollte unser Freund, auch unter den praktischen Uebungen des letzten Jahres, nicht loskommen. Das Studium der Schleiermacher'schen Glaubenslehre, weit entfernt, uns wissenschaftlich zu beruhigen, gab uns vielmehr doppelten

Antrieb, da weiter vorzudringen, wo der Meister, ziemlich willkürlich, wie es uns vorkommen wollte, Gränzpfähle gesteckt hatte; der ewige Friede, den er zwischen Philosophie und Theologie abgeschlossen zu haben sich rühmte, erschien uns nur als ein gebrechlicher Waffenstillstand, und wir fanden gerathen, uns auf den Kriegsfall vorzusehen. Wie viel aber an unserer philosophischen Waffenrüstung noch fehlte, das wurde uns eben auch wieder beim Lesen von Schleiermachers Dogmatik deutlich. Nur um so lauter, weil sie es verschwieg, wies diese überall auf Kant, auf Spinoza zurück (auf Letzteres hatte uns besonders Schneckenburger aufmerksam gemacht): unsere philosophische Bildung aber wurzelte bis dahin blos in Schelling, da wir Kant zwar theilweise gelesen, aber nicht begriffen hatten. Daher that sich nun im letzten Jahre ein Häuflein von Freunden, unter denen mit Märklin auch der Verfasser seines Lebensabrisses war, zusammen, um ein bis zweimal wöchentlich sich durch gemeinsame philosophische Lectüre gegenseitig zu fördern. Wir fingen mit Kants Prolegomenen an, und gingen hierauf zu Hegel's Phänomenologie, verglichen mit Gabler's Propädeutik, fort. Hegel war damals in Tübingen noch so gut wie unbekannt; Schneckenburger, der sein Zuhörer in Berlin gewesen war, brachte ihn zuerst ausführlicher auf das Katheder, und unser alter Blaubeurer Freund, Zimmermann, in dem Alles schneller als in uns Uebrigen aufging und wieder abwelkte, pries, höhnisch absprechend über unsere damaligen Heroen, unter welchen wir freilich neben Schleiermacher auch Twesten, neben Schelling Franz Baader aufgestellt hatten, Hegel's Encyclopädie als das Buch der Bücher, mit dessen Studium, der „Arbeit im Begriff", er mehr als einmal seinen abendlichen Durst nachdrücklich zu begründen wußte. Mit richtigem Takte wählten wir nun aber zu unserer Lectüre nicht die Encyclopädie, welche in ihrer aphoristischen Haltung dem Anfänger mehr nur Schlagworte als wirkliche Aufschlüsse geben konnte, sondern die uns gleichfalls von Zimmermann gerühmte Phänomenologie.

Die Phänomenologie kann man füglich das A und das O der Hegel'schen Werke nennen; hier zuerst lief Hegel mit eigenen

Schiffen aus, und umsegelte, freilich in Odysseischer Fahrt, die Welt; während seine folgenden Expeditionen, wenn auch besser geleitet, sich nur gleichsam in Binnenmeeren bewegten. Alle spätern Schriften und Vorlesungen Hegels, wie seine Logik, Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie, Aesthetik, Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte, sind nur Ausschnitte aus der Phänomenologie, deren Reichthum auch in der Encyclopädie nur unvollständig, und jedenfalls in getrocknetem Zustande, aufbewahrt ist; Ausschnitte, die aber, wenn wir etwa die Logik ausnehmen, getrennt von der durchdringenden Grundidee, hinter den weitgesteckten Zielen um Vieles zurückbleiben, die in dem frühern umfassenden Werke in Aussicht genommen waren. In der Phänomenologie steht Hegels Genius auf seiner Höhe; er behauptet sie noch in der Logik; auch die erste Ausgabe der Encyclopädie ist noch nicht eben ein Rückschritt; aber in Berlin kommt er, aus Ursachen, die hier nicht zu erörtern sind, herunter, und je mehr seine Wirksamkeit und sein Ruhm sich ausbreitet, desto mehr tritt die durchschlagende Macht des freien philosophischen Denkens in ihm zurück. Eine gewaltiger fördernde Lectüre, als die Phänomenologie, war demnach für Jünglinge auf dem Punkte unsrer damaligen Bildung nicht zu finden. Während der Verstand in die schärfste dialektische Schule genommen wurde, boten sich dem Geiste die tiefsten Ahnungen, der Phantasie die überraschendsten Ausblicke; die ganze Weltgeschichte zog in neuer Beleuchtung an uns vorüber; Kunst und Religion in ihren verschiedenen Formen tauchten an ihrer Stelle auf, und dieser ganze Reichthum an Gestalten ging aus dem Einen Selbstbewußtsein hervor und wieder in dasselbe zurück, das sich damit als die Macht aller Dinge kennen lernte. — Was nun unsern kleinen philosophischen Verein betrifft, so las jeder erst den Abschnitt zu Hause für sich, der in nächster Zusammenkunft vorgelesen und besprochen werden sollte. Hier wurde bald Märklin stehender Vorleser, weil durch seinen klaren und bestimmten Vortrag sich alle Uebrigen im Verständniß des schwierigen Textes ganz besonders gefördert fanden. Dieser machte uns natürlich nicht wenig zu schaffen, wir mußten es uns sauer wer-

den lassen, bis wir überall durchdrangen; Gablers Erläuterungen waren uns zwar hülfreich, doch bemerkten wir wohl, daß er über der Bemühung mit dem logisch-dialektischen Vordergrunde den tiefern speculativen Hintergrund der Hegel'schen Gedankenzüge nicht selten außer Acht ließ; indessen befeuerte das gemeinsame Bemühen dem Einzelnen den Muth, die Reibung der verschiedenen Ansichten über den Sinn des Gelesenen zündete Licht, und wir drangen, wenn auch langsam, immer weiter vor. Da die Wohnung des Freundes, bei dem wir uns zu versammeln pflegten, dem Eingang der Steudel'schen Behausung gegenüberlag, und die gewöhnliche Zeit unsrer Zusammenkünfte der Sonntag Vormittag war, so ereignete es sich nicht selten, zum großen Ergetzen der aus dem Fenster Zuschauenden, daß dem im Kirchenrock und in der Kraft des Geistes, wie er pflegte, zur Predigt ausgehenden Steudel der Neffe Märklin, das jenem wohlbekannte verderbliche Buch unter dem Arm, begegnete. „Auch Du, Brutus?" — wenn es für diesen Ausruf eine christliche Wendung gibt, so war dieß bei solcher Begegnung der Inhalt von Steudels Empfindungen.

Doch, weil die theologische Abgangsprüfung immer näher rückte, so wurde zuletzt neben dem Philosophen auch ein Theolog zu gemeinsamer Lectüre vorgenommen, und zwar Marheineke. Seine Dogmatik mundete uns aber schlecht neben der Phänomenologie des Meisters; wir wunderten uns nur, daß Hegel keinen bessern theologischen Dolmetscher haben sollte; in vielen Stücken sahen wir bereits weiter als dieser, theils durch Schleiermacher, den er mit bornirter Schulverachtung ignorirte, theils durch das Grundwerk des Meisters selbst, das wir studirten, während Marheineke sich mehr an die spätere, dogmatische Periode desselben zu halten schien. Oft ärgerten wir uns über seine unkritische Verstocktheit, bis wir später bei persönlicher Bekanntschaft mit dem übrigens höchst wackern und verdienstvollen Manne fanden, daß er dabei wenigstens ehrlich war, indem er, was die Kritik betrifft, wirklich von Natur zu den Dickhäutern gehörte.

Mit der theologischen Facultätsprüfung, in welcher Märklin das Zeugniß I, a. davon trug, nachdem ihm zuvor noch der bereits erwähnte Preis zu Theil geworden war, schloß derselbe im Herbst 1830 seine Universitätslaufbahn. *)

*) Als Curiosum füge ich hier das lateinische Abgangszeugniß bei, das unsrem Freunde, nach einer alten, noch bestehenden Stiftseinrichtung, von dem Repetentencollegium ausgestellt wurde. Es lautet:

Valetudo firma. Statura supra mediam. Eloquium distinctum. Gestus decentes. Ingenium perbonum. Judicium bene excultum. Memoria fida. Mores probi et honesti. Scriptio lectu facilis. Industria assidua. Opes sufficientes.

Studium theologicum prospero cum successu tractavit. Orationem sacram, bene dispositam et elaboratam, memoriter recitavit. In philologia et philosophia perbene versatus.

Viertes Kapitel.

Märklin als Vicar.

Wir finden unsern Märklin wieder in einem kleinen Städtchen eines milden, fruchtbaren Thales, vier Stunden von Heilbronn, in Brackenheim, dem Hauptorte des sogenannten Zabergäu. Der alte Dekan daselbst, mit Märklin dem Vater wohlbekannt, hatte sich den Sohn zu seiner Unterstützung ausgebeten. Es war dieß ein eigener Dekan: durch das Erbe eines Bruders in Holland sehr reich geworden, hatte er sich in den Freiherrnstand erheben lassen, und glich auch im Aeußern einem adeligen Abbé oder Kanonikus. Eine Haushälterin führte die Wirthschaft, und in der Vicariatsstube zu ebener Erde, rechter Hand vom Hausflur, treffen wir unsern Freund.

Der Abstand war allerdings bedeutend zwischen dem akademischen Leben, von welchem er herkam, und demjenigen, welches er jetzt zu führen hatte. Zwar, daß er sich in sein Amt mit Eifer und Lust hineingeworfen haben werde, können wir erwarten. Es bestand hauptsächlich darin, statt des Dekans zu predigen und der Jugend Religionsunterricht zu ertheilen. Gleich von Anfang jedoch vermißte er hiebei die Wechselseitigkeit der Einwirkung, klagte, daß nur er immer der selbstthätige sein müsse, ohne eine belebende Rückwirkung der Gemeinde auf sich zu erfahren. Deßwegen wurde ihm bald die Kinderlehre lieber als die Predigt. Und mit der Zeit mußte er sich doch bekennen, daß er seine Amtsgeschäfte nicht mit demselben hohen Grade von Lust und Freude verwalte, den

er sich früher versprochen hatte. Er fand das religiöse Leben in der Gemeinde noch zu wenig entwickelt. Halte er daher eigentlich religiöse Predigten, — klagt er brieflich einem Freunde — so bleiben diese unverstanden, weil sie in den Zuhörern keine Anknüpfungspunkte finden; blos moralisirende Vorträge befriedigten ihn selbst nicht („ich mag nicht immer nur eine jüdische Zuchtruthe sein," schreibt er), auch hatte er von dem Nutzen solcher Predigten nur eine geringe Meinung. Uebrigens erwarb er sich bald den Ruf eines beliebten, und jener mitunterlaufenden moralischen Predigten wegen, auch den eines scharfen Predigers.

Was den geselligen Verkehr betrifft, so war dieser in dem kleinen Landstädtchen natürlich sehr beschränkt. „Der einzig passende Umgang für mich — schrieb Märklin — ist der mit Helfer und Präceptor; aber wie oft kann man da zusammen kommen? Bald ist der eine, bald der andere krank, bald kommt eine der Frauen in die Wochen, und was dergleichen mehr (setzt er noch ganz studentisch hinzu) der Henker holen möchte. Dazu entdeckt sich dann noch eine merkliche Verschiedenheit in der ganzen Bildung und Weltbetrachtung, und ich komme in Gefahr, entweder für einen gefährlichen Ketzer, oder, so unvereinbar auch Beides scheint, für einen Obscuranten und Mystiker gehalten zu werden."

So sah Märklin, um sein geistiges Leben zu fristen, sich vorzugsweise auf seine Bücher und den brieflichen Verkehr mit den bisherigen Genossen seiner Studien verwiesen. Er las die Phänomenologie zu Ende, mit der wir in Tübingen nicht mehr ganz fertig geworden waren, und machte sich später an die, so eben in dritter Auflage mit mancherlei neuen Erläuterungen erschienene Hegel'sche Encyclopädie. Daneben jedoch sah er sich auch im Kirchenrecht mit Interesse um, und einzelne Stunden — seine Erbauungsstunden, wie er sie nennt, da er sonst Andere zu erbauen habe — füllte er durch Lectüre von Schleiermacher'schen Predigten und Thomas a Kempis aus, einem Mystiker, für welchen Märklin lange eine besondere Vorliebe behalten hat. Seinen Briefwechsel mit Freunden, besonders mit demjenigen, der seit dem letzten Universitätsjahre der genaueste Vertraute seiner wissen-

schaftlichen Entwickelung geblieben ist, und den nun sein frühzeitiges Scheiden zu seinem Biographen gemacht hat, verwendete er hauptsächlich dazu, schwierige Punkte, die ihm eben in seinen Studien zu schaffen machten, so lange zu Gegenständen gemeinsamer Erörterung zu machen, bis ihm ein Licht über dieselben aufgegangen war. „Denn — schreibt er dem Freunde — ich habe die Zähigkeit an mir, daß ich so etwas nicht lassen kann, bis ich es recht verstehe. Und du weißt ja, daß, während Andere hiezu mehr ein intellectuelles Bedürfniß treibt, es bei mir mehr Herzensbedürfniß ist; das läßt sich nun einmal nicht ändern." Es waren hauptsächlich die allgemeinen Fragen über das Wesen der Religion und ihr Verhältniß zu den übrigen geistigen Gebieten, das Verhältniß der philosophisch-theologischen Wissenschaft zur geistlichen Praxis, welche ihn damals in Anspruch nahmen. Hieraus entspann sich zwischen beiden Freunden, von denen auch der andere damals die ersten Versuche im praktischen Kirchendienste machte, ein Dialog in Briefen, von welchem ich einen Abriß geben muß, weil die Jünglinge hier in einer Art von Vorspiel für sich im Stillen bereits jene Fragen behandelten, welche wenige Jahre später durch Anregung des einen und unter lebhafter Theilnahme des andern auf einer größeren Bühne zur Sprache gebracht, so tiefe Erschütterungen herbeigeführt, und späterhin auch Märklins Leben umgestaltet haben.

Dieser letztere eröffnete das Zwiegespräch, zu dessen Verständniß nur erforderlich ist, sich des noch langehin vielgeltenden Hegel'schen Satzes zu erinnern, daß christliche Religion und Philosophie den gleichen Inhalt, nur jene in der Form der Vorstellung, diese in der des Begriffes, haben. Oft schon, schreibt nun Märklin dem Freunde, habe ihn in seiner geistlichen Amtsführung die Stellung beunruhigt, „in die unser einer mit seinen philosophisch-theologischen Ansichten bei mancher Gelegenheit zu dem einfachen Bewußtsein der Gemeinde kommt. Es ist ganz gut und schön, in welches Verhältniß das Hegel'sche System Religion und Philosophie zu einander setzt, und wäre ich blos Theologe, so käme ich damit leicht aus. Nun aber komme ich als Prediger

manchmal in den Fall, daß ich, was nach jenem System blos die Form der Vorstellung ist, ganz explicite als das Wesen der Sache geben muß, wo also eigene Ueberzeugung und Bewußtsein der Gemeinde, so viel ich rechne und rechne, so wenig in einander aufgehen wollen, daß immer ein heimtückischer, hinterlistiger Rest zurückbleibt. Am deutlichsten tritt dieß z. B. in der Eschatologie an den Tag, an deren allen einzelnen Momenten der einfache Glaube so felsenfest hängt. Und wollte ich hier nicht auf das Concretere der Vorstellungen eingehen, so müßte ich eine Menge erbaulicher und tröstlicher Gedanken dahinten lassen, würde also das Bedürfniß der Gemeinde, was doch Pflicht ist, durchaus nicht befriedigen. Wenn ich schon Schleiermacher'sche Predigten am Todtenfeste gelesen habe, wie künstlich muß er sich durchwinden, um nicht zu viel gegen seine Ueberzeugung zu sagen! Uns zwar werden sie wohl befriedigen, aber gewiß nicht einen einfältig Glaubenden. So kann ich in solchen Fällen nicht ganz mit frohem Muthe die Kanzel besteigen, und meinem Gewissen nicht ganz genug thun. Und auch, wenn ich hiebei nur auf meine eigene Person Rücksicht nehme, kann ich nicht zufrieden sein. Denn das denke ich mir doch als die Aufgabe jedes Einzelnen, daß er sein ganzes geistiges Leben zu einem erfreulich in sich geschlossenen, nicht im Einzelnen sich widersprechenden und damit aufhebenden, Ganzen, gleichsam zu einem Kunstwerk, ausbilde; und näher auf unsern Beruf angewendet, daß bei einem Kirchendiener eigenes und kirchlich religiöses Bewußtsein nicht außer einander und im Widerspruch mit einander stehen, sondern daß sein Beruf sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln beherrsche und ausfülle. Das will sich nun aber bei so bewandten Umständen nicht recht machen bei mir, sondern halb bin ich Philosoph und will die ganze Stufe der Religion gleichsam phänomenologisch betrachten und an mir zur Musterung vorbeigehen lassen, halb gehöre ich, dem Beruf und auch meiner eigenen Natur nach, dem religiösen Leben an und stecke selbst darin, und Beides will sich nicht zusammen fügen."

Den also Beunruhigten sucht nun der Freund vor Allem durch

Hinweisung auf die historische Nothwendigkeit solchen Widerstreites zwischen wissenschaftlicher Einsicht und geistlicher Mittheilung zu ermuthigen. Die Geschichte, die Entwickelung der Theologie, hat uns in diesen Zwiespalt geworfen, ruft er ihm zu; es lag nicht an uns, demselben auszuweichen. Wie sollen wir uns nun aus demselben retten? Aus unserer geistlichen Stellung treten, schiene das Einfachste; aber ob es auch vernünftig, ob es recht wäre? Es gliche der Weigerung eines Fürsten, die Regierung seines Landes anzutreten, weil er in demselben das Vernunftrecht nicht einführen kann; es wäre das Verlangen, im Leben auf einem reinen, idealen Standpunkte zu stehen, statt auf einem empirischen und geschichtlichen. Ein philosophischer Richter ist sich des Naturrechts als des einzig vollkommenen bewußt; aber er weiß auch, daß das Naturrecht in der Wirklichkeit nur in der sich fortbildenden Reihe positiver Gesetzgebungen zur Erscheinung kommt, und so ertheilt er seine Sprüche mit gutem Gewissen nach dem gegebenen, positiven Landrechte, obwohl er dessen Mängel kennt, die er sich aber zugleich Mühe geben wird, nach Maßgabe des Naturrechts allmählig verbessern zu helfen. Dasselbe ist es nun, worauf auch wir angewiesen sind: uns des Gemeinsamen zwischen unsern philosophischen Begriffen und den religiösen Vorstellungen des Volkes bewußt zu bleiben, und unterdessen mit diesem, das die Stufe des begriffsmäßigen Denkens nie erreichen wird, in seiner Sprache zu reden.

Durch diesen Zuspruch des Freundes fand sich Märklin noch nicht befriedigt. Die Sache sei nicht so einfach, wie jener sie darstelle, meinte er, sondern werde hauptsächlich durch den Umstand verwickelt, daß das Publicum, welchem wir die Religion in der Form der Vorstellung vorzutragen haben, selbst schon zum Theil über diese Form hinausgeschritten und vom Begriff, wenn auch unbewußt, angesteckt sei. „Wenn nun ein solcher — und das sind nicht gerade blos sogenannte Gebildete, sondern es gibt auch Denkende unter dem Volke — zu mir kommt, und mich fragt: was halten Sie vom Teufel? oder von einzelnen (abenteuerlichen) Wundern im N. T.? — so entsteht für mich ein Ge-

wissensfall, ich mag ihm antworten, wie ich will. Spiele ich die Rolle des Gläubigen, so handle ich einmal aufs Höchste unehrlich gegen mich selbst, und muß mich vor mir selber schämen, und dann stoße ich ihn und die ganze Partei von mir zurück, indem sie sich nun, und mit Recht, für geistig entwickelter halten als mich. Sage ich ihm aber meine wahre Meinung, so sagt er entweder: Herr! warum lehren Sie in der Kirche anders? (und hier werde ich einem solchen doch nicht zumuthen wollen, so, wie wir, in dem Widerspruche die Identität von Begriff und Vorstellung zu begreifen; das setzte eine methodische philosophische Bildung voraus) und wo ist die Gränze, wenn ich einmal irgend etwas in der Schrift nicht mehr glaube? oder er setzt mich der Gefahr aus, wenn er, was ich ihm doch — weil gerade dieses ihm recht verdächtig erscheinen müßte, — nicht verbieten kann, meine Aeußerungen unter das übrige Volk ausbreitet, welches zwischen Inhalt und Form nicht unterscheidet, und gerade die Vorstellungsform in der Religion für das Wesentliche nimmt, von diesem als Heuchler oder Ungläubiger angesehen zu werden, und so das Einzige, weßwegen ich dieses Spiel mit Vorstellungen treiben will, zu verlieren, die Möglichkeit, ein religiöses Leben unter dem Volke zu pflanzen; denn dieses kann doch ohne das — nun aber verscherzte — Vertrauen nicht geschehen. Wie wirst du mir nun diesen wahrhaft Steudel'schen Satz widerlegen? Du siehst hieraus wohl, daß für meine eigene Person, für mich als Chr. M., sich Religion und Philosophie nicht fressen; aber für mich als Vicarius, als Pfarrer, wollen sie sich nicht recht vertragen." Daß der Ausweg aus diesem Zwiespalte durch Rücktritt vom geistlichen Amte so ungereimt wäre, wie der Freund denselben darstellte, konnte Märklin nicht finden; und doch glaubte er sich zu nichts Anderem, als zum geistlichen Berufe, geschaffen: „es fließt — sagt er — durchaus geistliches Blut in meinen Adern. Was ist zu machen?"

Allerdings dürfen wir, erwiederte der Freund, gegenüber von dem unverkennbaren Vorwärtsschreiten der Menschheit von gröberen zu immer reineren Religionsansichten uns in unserer geistlichen Mittheilung nicht träg und stabil verhalten. Zwar sei

jenes Fortschreiten nur als unendliche Annäherung zu verstehen, indem nicht daran gedacht werden könne, daß die mit materiellen Dingen vollauf beschäftigte Masse sich jemals zu reinen Vernunfteinsichten in Sachen der Religion erheben werde; gleichwohl sei ein Fortschritt, gleichsam ein beständiges Dünnerwerden der Kruste des Aberglaubens über den Köpfen der Menschheit, nicht zu verkennen: und damit sei dem Geistlichen sein Beruf vorgezeichnet. So wenig er nämlich auf der einen Seite in seiner religiösen Verkündigung träge bei der crassesten Vorstellung sich beruhigen dürfe, ebensowenig dürfe er vorschnell dem reinen Begriffe zueilen, weil durch Beides die gesunde Entwickelung der Volksreligion gestört würde: sondern das Richtige sei, daß er den Begriff möglichst durch die Vorstellung durchleuchten lasse; daß er solche Vorstellungen, welche auch das Volk schon in Gedankenform zu fassen reif ist, in diese Form umsetze, wie z. B. die Vorstellung des Teufels in den Gedanken des Bösen. Was aber den von Märklin als möglich gedachten Fall betrifft, von einem Mitgliede der Gemeinde zur Rede gestellt zu werden, so warnte der Freund vor solcher Casuistik, die uns mit den Schattenbildern von Fällen ängstige, welche in der Wirklichkeit nicht so eintreten; oder wenn auch, so würde das dabei einzuhaltende Benehmen weniger unmittelbar sittlich, als vielmehr nach den Regeln der (Pastoral-) Klugheit zu bemessen sein, die mittelbar allerdings auch zur Sittlichkeit gehöre. Der Freund hatte es freilich in diesem Stücke leichter als Märklin, da er in einer kleinen, durchaus harmlosen, weder von Aufklärung noch von Pietismus angesteckten Landgemeinde zu wirken das Glück hatte.

Ein anderer Ausweg als der hiemit angedeutete war für die Freunde, bei dem damaligen Stande ihrer Ansichten, nicht wohl zu finden; daher beruhigte sich zuletzt auch Märklin dabei, und hat sich auf diesem Standpunkte so lange gehalten, bis ihm die Vordersätze desselben zweifelhaft geworden waren, das Hegel'sche Dogma nämlich, daß zwischen Philosophie und Christenthum nur ein formaler Unterschied stattfinde. — Bald nachher theilte er dem Freunde, auf dessen Verlangen, einige seiner Predigten

mit, als Proben, schreibt er, „wie ich darauf ausgehe, den Begriff durchscheinen zu lassen, das Jenseits immer auch in das Diesseits hereinzuziehen. Aber immer — fügt er bezeichnend hinzu — muß man noch einen Rest sitzen lassen."

Doch an die bisherige Streitfrage, über welche er die Acten nunmehr für geschlossen erklärte, knüpfte sich für den gewissenhaft-umsichtigen Märklin alsbald eine neue. Hatten sich der Philosoph und der praktische Geistliche in ihm geeinigt so gut es gehen mochte, so schienen sich nun der Philosoph und der wissenschaftliche Theologe entzweien zu wollen. „Wir scheiden also — und mit allem Rechte — auf dem Gebiete der Religion zwischen Inhalt und Form, und verwerfen diese, wenn sie dem Begriff nicht adäquat ist. Nun muß der wissenschaftliche Theologe dieß auch bei Lehren thun, die eben in der unangemessenen Form, die wir nicht länger dulden können, unmittelbar auf Aussprüche Christi selbst gebaut sind. Ich will hier nur wieder, als das einfachste Beispiel, an das Dogma von den Engeln und dem Teufel erinnern. Diese armen Teufel durch eine gezwungene Exegese aus dem N. T. hinausweisen, und ihnen nicht einmal hier die Existenz gönnen, die ihnen sonst überall abgesprochen wird, das wollen wir gewiß nicht, und eine solche unnatürliche Exegese hat mich von jeher genug geärgert. So entsteht also eine Differenz zwischen unsrer eigenen Ansicht und der Lehre Christi, und die Sache spielt sich unvermerkt hinüber in die Frage nach der unbedingten Auctorität Christi. So weit hat es wohlweislich noch keine der verschiedenen Parteien, die sich auf einen freieren Standpunkt stellen, kommen lassen; die Rationalisten, Paulus, Röhr und Comp., verschanzen sich, weil sie diese Schwierigkeit gewiß auch fühlen, hinter jene gezwungene Exegese, und lassen es höchstens zu einem armseligen Buchstabenkriege kommen; Schleiermacher beugt sich entweder unter die Auctorität, wie z. B. durch Beibehaltung der Unsterblichkeit, — allerdings aus der weisen Rücksicht, nicht durch einen gar zu gewaltigen Riß die Continuität der geschichtlichen Entwicklung des christlichen Glaubens abzubrechen —, oder er sucht sich mit einer rationalistischen, an das

Paulus'sche streifende Exegese unbefriedigend hinauszuhelfen, wie z. B. in der Engellehre; Marheineke endlich verfährt willkürlich, läßt weg was ihm gefällt, ohne sich darüber zu erklären, sucht sich heilloser Weise den Schein der Uebereinstimmung mit diesem historischen Individuum, das Christus war, zu geben, u. s. w. Allein in diesem unentschiedenen Zustande kann unsere Dogmatik nicht lange mehr bleiben; wollten wir auch nicht selber so ehrlich sein, und geradezu heraussagen, daß der jetzt gewonnene Standpunkt keine Auctorität mehr, selbst die Christi nicht, vertrage, — unsre Gegner würden es bald herausgemerkt haben und offenkundig machen. Dann muß also das Haupt- und Grunddogma des Christenthums, von Christo als dem Gottmenschen, der, wie nie sündigen, so auch nie irren konnte, geradezu aufgegeben werden. Du wirst sagen: allerdings, und es verschlage uns auch nichts; es bleibe uns ja doch immer, was das Wesentliche dieses Dogma's ist, der Begriff der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, der in dem Individuum Christus nur äußerlich repräsentirt sei. Du hast Recht, die Wissenschaft für sich verliert dadurch nichts; allein die Dogmatik muß ja doch immer in der engsten Beziehung zu der kirchlichen Gemeinschaft stehen. Stürzt sie nun die göttliche Auctorität Christi um, und lehrt, was seinen Aussprüchen nicht conform ist: so wird ein unheilbarer Riß zwischen Wissenschaft und Kirche gemacht; jene wird ihren Einfluß auf diese, wie ihr Vertrauen, verlieren, und diese wird sich nicht mehr auf jene stützen können. Dazu kommt noch bei unserer Kirche, daß diese als ihr oberstes Princip den Grundsatz der Infallibilität der Schrift anerkennt, und auch, so lange es eine römische gibt, dieser gegenüber festhalten muß. Allein auch dieser Grundsatz fällt mit dem Obigen, und so sind wir keine protestantischen Theologen mehr. Die Kirche ist so angeführt, und nicht minder die Dogmatik; denn losgetrennt von der Kirche, wird sie bald ihr eigenes Interesse verlieren."

„Du wirst — fährt Märklin an den Freund gewendet fort — über diese Herzenserleichterung lachen, und meinen, das solle der Zeit überlassen bleiben, wie sie helfen wolle. Allein die Sache

hat schon ein ganz zunächst liegendes Interesse. Ich kann mich mit unsersgleichen, mit Theologen, in kein theologisches Gespräch einlassen, in dem ich nicht an diesen Stein stoße, und ebenso muß es auch dir gehen. Z. B. ich spreche mit meinem Special, der dieß gerne thut, über die Lehre von der Auferstehung, nicht Christi, sondern angeblich unsrer eigenen. Ich bringe einige Gründe dagegen vor, die jeder weiß, die aber gewiß noch nie widerlegt worden sind; allein er sagt rundweg: nichts da! hier in der Schrift steht es einmal so; Christus (oder die Apostel) muß das besser wissen. Was nun thun? Sage ich offen, ich könne diese Auctorität nicht schlechthin anerkennen, so wird er mir sagen: Sie sind kein Christ! oder: wie wollen Sie mit gutem Gewissen predigen? oder er wird mich, wenn er wohlmeinend ist, den ganzen Storrischen Beweis von der Auctorität Christi nachexerciren lassen, um mich zu bekehren. Will ich aber nicht offen sein und jenes gerade heraussagen, so kann mich und dich jeder Schwachkopf durch Berufung auf den Buchstaben des N. T. zurückschlagen. Was willst du nun thun? Mit einem solchen gar nicht streiten? Das steht oft nicht in deiner Gewalt. Dich durch ihn zurückschlagen und gar wohlmeinend belehren lassen? Das treibt einem die Galle aus. Dich für einen Ketzer ausschreien lassen? Das finde ich auch nicht nöthig, wenn nicht die Wahrheit selbst etwas dadurch gewinnen kann. So sind wir immer im Nachtheil, und unsre theologische Existenz ist in enge Gränzen verwiesen."

Es mochte dem Freunde schwer werden, auf diese schlagende Auseinandersetzung etwas Beruhigendes zu erwiedern; wir übergehen daher seine Antwort, um auch von den übrigen theologischen Problemen, welche in jener Zeit zwischen den Freunden verhandelt wurden, nur noch Eines zu berühren, das gelegentlich so eben schon erwähnt worden ist, die kirchliche Lehre von den letzten Dingen. Von ihrer Unhaltbarkeit war Märklin bis jetzt mehr für sich, subjectiv, überzeugt, als daß er sich im Stande gesehen hätte, sie objectiv wissenschaftlich zu widerlegen. „Die Sache — schreibt er — müßte an der Wurzel angegriffen, und der Grundgedanke einer persönlichen Unsterblichkeit als falsch erwiesen werden; die

übrigen einzelnen Lehren machen dann keine Schwierigkeit mehr. Aber einen solchen primitiven Beweis dagegen habe ich noch nirgends gefunden; er müßte auf der tiefsten Erforschung der menschlichen Persönlichkeit als Synthese von Geist und Materie beruhen. Ich möchte so gern — setzt er in seiner lebhaften Weise hinzu — alle, die sich an dem langweiligen Gedanken einer Unsterblichkeit weiden, recht evident schlagen, und meine eigene Ueberzeugung fest begründen können." Wie unsern Freund zwei Jahre später die Erscheinung von Richters Schrift über die letzten Dinge erfreute, läßt sich hienach ermessen; noch zu Anfang seiner letzten Lebensperiode, von Heilbronn aus, verlangte er von dem Verfasser dieses Lebensabrisses „den edeln Richter, um mit seiner Hülfe die schlechten Beweise Cicero's in den Tusculanen aus dem Felde zu schlagen."

Auch die Politik wirft einigemale Streiflichter in den brieflichen Verkehr der beiden Freunde. Die Julirevolution, die in das letzte Vierteljahr unsres Universitätslebens gefallen war, wo es galt, unsre Studien zum Abschluß zu bringen, hatte uns allzusehr in diese vertieft gefunden, als daß sie damals gleich zu lebendiger Wirkung in uns hätte kommen können: jetzt regte sich in Märklin die Nachwirkung. „Ein neues Element — schreibt er von Brackenheim aus dem Freunde — ist unversehens, seit ich hier lebe, in mein Leben gekommen, nämlich das politische. Früher in Tübingen habe ich mich wenig oder gar nicht um den politischen Lauf der Welt bekümmert; aber jetzt, seit die Stagnation aufgehört hat, und sich durch all den Wirrwarr hindurch doch ein mächtiges Regen der Idee des Staatslebens erblicken läßt, hat es mich plötzlich angesteckt, und ich jauchze mit den Franzosen, traure mit den Polen u. dgl., und komme mir selber damit oft sonderbar vor. Ich hasse dabei alle eiteln politischen Kannegießereien, weil da doch Alles in den Tag hinein geht und ohne philosophischen Verstand, kann mich auch dessen in Bezug auf den Stand unsres politischen Lebens selbst nicht rühmen, möchte mich aber gerne von einem Hegel'schen Staatsmann ein wenig instruiren lassen." Was ihn der Partei der Liberalen

geneigt mache, schreibt er später, sei das, daß ihren Bestrebungen unstreitig ein tieferer Begriff vom Staat, wenn auch noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, zu Grunde liege, als denen ihrer Gegner. Dem Verlangen, die Adelsprivilegien abzuschaffen, das Militär den Verfassungseid schwören zu lassen und so fort liege der Begriff des Staates als einer lebendigen organischen Einheit zu Grunde; während die reagirende Partei dadurch, daß sie die Standesdifferenz an die Geburt gebunden halten wolle, und nicht vielmehr im Fluß erhalten durch das persönliche Verdienst des Einzelnen, alle lebendige Fortbildung und Entwicklung des Staates aufhebe. „Kurz, — setzt er sehr entschieden hinzu — die Geschichte hat bereits über sie gerichtet, und sie müssen mit aller Macht zurückgewiesen werden."

Es ist oben erwähnt worden, daß Märklin in dieser Zeit neben seinen philosophischen Studien sich auch mit der praktischen Disciplin des Kirchenrechts befaßte. Diese Beschäftigung bekam bald ein bestimmteres Ziel an einer Abhandlung über die Ehe, welche er auszuarbeiten unternahm. Es handelte sich um die Wahl eines Thema für den Aufsatz, welchen in Würtemberg jeder Geistliche alljährlich an das Consistorium einzusenden hat; der Vater wünschte von dem Sohn einen praktischen Stoff behandelt, und auch diesen lockte es, einmal auf einem ihm weniger vertrauten Boden seine Kräfte zu versuchen, während er zugleich den verfänglichen dogmatischen Fragen in einer officiellen Arbeit für jetzt um so lieber aus dem Wege ging, je weniger er noch mit denselben in's Reine gekommen war. Diese Abhandlung hat Märklin später, als Repetent in Tübingen, in verbesserter Form drucken lassen;*) da sie jedoch der Hauptsache nach auf dem Vicariat von ihm ausgearbeitet worden ist, so soll an dieser Stelle von derselben die Rede sein, so weit sie in Hinsicht auf die

*) Ueber die Ehe. Eine dogmatisch-kirchenrechtliche Abhandlung von Repetent Dr. Chr. Märklin. In den Studien der evang. Geistlichkeit Würtembergs, herausgegeben von Klaiber. 1833 und 34, Band V, 2 — VII, 1.

Eigenthümlichkeit und den Entwicklungsgang ihres Verfassers in Betracht kommt.

Hier bezeichnet es nun gleich am Anfang seinen ganzen theologischen Standpunkt, wenn er sagt, der exegetischen Ermittlung müsse nothwendig eine philosophische Entwicklung des Begriffs der Ehe vorangehen. Denn, wenn dieß gleich durch den Satz von der Identität des Inhalts zwischen Philosophie und christlicher Lehre begründet wird, so bildet doch schon jener Stellung nach, und hierauf auch in der wirklichen Ausführung, der philosophische Begriff den Maßstab, an welchem das exegetische Ergebniß gemessen wird. Was die christliche Lehre zu dem philosophischen Begriff der Ehe, als Bereicherung oder Einschränkung, hinzuzufügen scheint, das enthält nach Märklins Darstellung dieser entweder, gründlich gefaßt, schon selbst (wie das Moment gegenseitiger Heiligung Eph. 5, 22, wo es überdieß nur einseitig ausgedrückt sei); oder, wo nicht, so wird der Fehler auf neutestamentlicher Seite gesucht. Wenn Paulus 1 Kor. 7. unverkennbar den ehelosen Stand an und für sich schon dem ehlichen vorzieht, „so kann er hier nicht als das rechte Organ der christlichen Wahrheit angesehen werden", und es ist merkwürdig, daß sich in den Worten, das sage er, nicht der Herr, dessen Geist er gleichwohl zu haben sich bewußt sei, „eine gewisse Unsicherheit des Apostels zu offenbaren scheint, ob auch wirklich seine Vorliebe für den ehelosen Stand dem christlichen Geist ganz gemäß sei; eine Unsicherheit, die er sich gleichsam selbst auszureden sucht in dem Beisatze, daß doch auch er den Geist des Herrn zu haben glaube." Wenn ferner Christus die Ehescheidung einzig nur im Falle des Ehebruchs gestattet, während doch das Band der Ehe auf der geistig-gemüthlichen Seite ebenso unheilbar zerrissen werden kann als dort auf der physischen, so ist dieß einer der Punkte, „wo wir anfangen müssen zu unterscheiden zwischen dem, was Christo selbst als nothwendiges Ergebniß seiner Grundeinsicht von der Ehe (die nach Märklin mit der philosophischen durchaus zusammenstimmt) zum wirklichen Bewußtsein gekommen war, und zwischen dem, was wir, über den unmittelbaren Buchstaben hinausgehend, im

Sinne Christi ergänzen dürfen." Sollte endlich die Antinomie, daß Christi Ehelosigkeit zwar von seiner eigenthümlichen Würde gefordert wird, aber seiner Vorbildlichkeit für uns Abbruch thut, sich nicht auflösen lassen, „so wäre diese Schwierigkeit am Ende nichts als ein Beweis, daß wir überhaupt die Vorstellung Christi als des Gottmenschen nicht zu vollziehen vermögen."

Für Märklins wissenschaftliche Fähigkeit legt besonders die philosophische Entwicklung des Wesens der Ehe ein rühmliches Zeugniß ab. Gleich einseitig und ungenügend findet er es, hiebei entweder nur subjectiv von der Befriedigung der beiden Individuen, oder nur objectiv von dem Gattungszwecke der Fortpflanzung auszugehen, oder in ersterer Beziehung mit Kant nur die physische, ohne Hinzunahme der geistigen Seite des Geschlechtsverhältnisses zu berücksichtigen. Auch nach letzterer Seite, ähnlich wie nach der erstern, beruhe die Ehe auf einer gegenseitigen Ergänzung des thätigen und des aufnehmenden Momentes, welche sich hier als das objective Denken und Wollen des Mannes zu dem subjectiven Gefühlsleben des Weibes verhalten. Auch für die Monogamie genügt Märklin die übliche statistische Begründung durch das Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter nicht, sondern er leitet sie aus dem Begriff der Ehe selbst ab, welcher Gegenseitigkeit der vollständigen Hingabe verlange, wie sie in einem bestehenden Verhältniß nur zwischen Zweien stattfinden könne. Ebenso weist er in Betreff der Eheverbote deren Begründung durch die zu erwartenden übeln Folgen gewisser Ehen mit wissenschaftlicher Strenge zurück. „Mögliche und wahrscheinliche Folgen dürfen, als bloße Accidentien, nie entscheiden, wenn nicht die Sache aus ihrem Begriff selbst entschieden ist." Aus diesem leitet Märklin sofort das Verbot der Ehen in gewissen Verwandtschaftsgraden in der Art ab, daß er darauf hinweist, wie die Ehe zwei Individuen verlange, die ihre bis dahin getrennte und selbstständige Persönlichkeit mit Freiheit einander hingeben; wogegen Geschwister, Eltern und Kinder u. s. f. im Verhältniß zu einander eine solche für sich abgeschlossene, selbstständige Persönlichkeit gar nicht haben. „Der Widerspruch ist der, sagt

er treffend, daß, wo die Natur schon eine Einheit zwischen Zweien gebildet hat, diese als nicht vorhanden betrachtet und erst nach eigenem Willen gebildet werden soll." — Bemerkenswerth ist auch für den damaligen Stand von Märklins theologischer Entwicklung, und hätte insofern schon bei'm vorigen Punkte erwähnt werden können, daß er die Ehe zwischen den Bekennern verschiedener Religionen nicht, sondern nur zwischen verschiedenen Confessionsverwandten, gestattet, da eine rechte Ehe im ersteren Falle nur bei beiderseitigem religiösen Indifferentismus möglich wäre, welchen der Staat nicht sanctioniren dürfe.

In der Art, wie Märklin namentlich das Kapitel der Ehescheidung behandelt, und dabei auf die gesetzlichen Bestimmungen verschiedener Staaten eingeht, zeigt sich sein Interesse auch an dergleichen praktischen Fragen, soweit sie sittliche und humane Zwecke betreffen; einige Paradoxen, die sich in dieser Ausführung finden, sind für seine eigene sittliche Persönlichkeit und Denkart bezeichnend. Wo die innere Auflösung des ehlichen Bandes unzweideutig sich kund gibt, da hat nach ihm der Staat, auch ohne Aufforderung von Seiten des einen oder andern der Eheleute, einzuschreiten und die Ehe zu trennen; im Fall des Ehebruchs aber darf der Staat eine Fortsetzung der Ehe selbst dann nicht zugeben, wenn der unschuldige Theil dazu bereit ist, „weil dadurch die sittliche Würde des unschuldigen Theils und der Ehe an sich verletzt werden würde."

Mitten unter diesen Arbeiten und Studien wurde Märklin von einem bösen Schleimfieber befallen, das ihm einen großen Theil des Sommers 1831 raubte, und seine Nachwirkungen noch tief in den Herbst hinein erstreckte. Diese Krankheit war auch mit unter den Ursachen, daß ein lange gehegter Lieblingsplan der beiden Freunde, deren wissenschaftlichen Briefwechsel wir oben in seinem Fortgange begleitet haben, nicht zur Ausführung kam. Sie gedachten nämlich, nach vorhergegangener Uebung in der geistlichen Praxis, auf den Sommer 1832 zu ihrer weitern wissenschaftlichen Ausbildung mit einander und noch einigen Freunden eine Reise nach Berlin zu unternehmen, um dort die

verehrten Meister, deren Schriften sie ihren wissenschaftlichen Standpunkt verdankten, Hegel und Schleiermacher, noch persönlich zu hören, und sich durch sie in das Innerste ihrer Lehrgebäude einführen zu lassen. Nun ergab sich aber aus näherer Erkundigung, daß für einen solchen Aufenthalt in mehrerlei Hinsicht das Sommerhalbjahr minder geeignet sei als das Winterhalbjahr: und hieran gingen die Wege der beiden Freunde auseinander. Der Verf. dieses Lebensabrisses beschloß, schon im Winter 18$^{31}/_{32}$ zu reisen; Märklin dagegen, der sich theils vorher noch gründlicher in verschiedenen Feldern der Theologie, als Kirchengeschichte, Einleitung in das A. und N. T., umsehen wollte, theils bei seiner noch angegriffenen Gesundheit vor der eben damals in Berlin ausgebrochenen Cholera nicht ohne Besorgniß war, zog vor, noch ein Jahr zu warten. So reiste der Freund allein nach Berlin, und als bald nach seiner Ankunft daselbst Hegel starb, war es Märklin, gegen den er brieflich sein betrübtes Herz ausschüttete. Auch fortan blieb er mit diesem von Berlin aus in innigem Verkehr, und als er im Frühling zurückkehrte, war es Brackenheim, dem er noch vor seiner Vaterstadt zueilte. Daß Märklin bei diesem Besuche aus Rücksicht auf seine kirchliche Stellung nicht zu bewegen war, dem Freunde in das Wirthshaus, wo er übernachtete, zu folgen, konnte dieser ihm lange nicht verzeihen: aber so schwer kam Märklin dazu, im äußern Leben mit einem Herkommen zu brechen, auch wenn er für sich wohl erkannte, daß es nur auf einem Vorurtheil beruhe.

Fünftes Kapitel.

Wissenschaftliche Reise.

Allmählig näherte sich auch für Märklin die Zeit, die große Tour anzutreten, von welcher der Freund so eben zurückgekommen war. Berlin war auch für ihn das Ziel, wo er mit mehreren Landsleuten zusammenzutreffen und den Winter zu verleben gedachte; doch sollten vorher allerhand Umwege gemacht, und namentlich in Crefeld, bei nahen Verwandten, ein längerer Aufenthalt genommen werden. Es war der erste weitere Ausflug, den unser Freund in die Welt machte; über Heidelberg war er bis jetzt nicht hinausgekommen. Wohlausgerüstet mit Allem, was zu einer solchen Reise erforderlich ist, — das philosophische Doctordiplom nicht zu vergessen, — und versehen mit den elterlichen Ermahnungen zur nöthigen Vorsicht und Sorge für seine Gesundheit, verließ der liebe Sohn die Heimath am 5. August 1832.

Heidelberg war die erste Station, und obwohl die Reise, den Zielpunkt Berlin ausgenommen, nicht sowohl wissenschaftliche Zwecke, als vielmehr nur den hatte, sich in der Welt ein wenig umzusehen, so wurden doch die Besuche bei literarischen Berühmtheiten auch unterwegs schon nicht versäumt. Hier interessirten unsern Freund besonders die beiden theologischen Veteranen und Antipoden, Daub und Paulus. In der ernsten Würde des Erstern, die er nur etwas grämlich fand, sah er die Wissenschaft in ihrer stillen, sinnenden Abgeschlossenheit von der Welt repräsentirt; Daub's herbe Aeußerungen über den Geist der Zeit, „in welcher die Menschenkinder lieber nach einem Freisinnigen, oder jedem Lumpen dieser

Art greifen, als nach ächtwissenschaftlichen Producten," veranlaßten Märklin zum Nachdenken darüber, wie es doch komme, daß gerade tiefdenkende Männer wie Daub und Hegel dem Treiben des damaligen Liberalismus so gram seien. Wie viel Anlaß freilich zu solcher Verkennung des Berechtigten in jener Richtung der gewöhnliche Schlag der Liberalen gebe, davon machte er noch am gleichen Tage im Hause des Buchhändlers Winter eine Erfahrung, wo es ihm, unerachtet der freundlichen Aufnahme, die er daselbst fand, doch wegen des einseitigen, verbitterten, jeder Verständigung unzugänglichen Räsonnirens, das er von Seiten des Hausherrn mit anhören mußte, nicht behaglich werden wollte. Am unangenehmsten wirkte auf ihn dabei noch das Pathos und die Begeisterung, womit Alles abgemacht werden sollte; da doch gerade im Gebiete des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft, wenn irgendwo, meinte er, der klare, besonnene Verstand unentbehrlich sei. Im Gegensatze gegen solche Eintagsmenschen schien ihm nun Daub sich von der Welt in sich zurückgezogen zu haben, um einzig in dem Reiche der reinen, ewigen Gedanken zu leben. — Ganz andrer Art war der Eindruck, den Paulus auf unsern Freund machte. Nicht die Würde und den Ernst der Wissenschaft fand er in ihm dargestellt, um so mehr jedoch von der freundlichen Humanität, der Freiheit von allem Gelehrtenstolze, sich angezogen. Und obwohl er die rationalistische Richtung in der Theologie, wie wir alle damals, die wir aus Hegel's Schule kamen, geringer anschlug, als sie verdiente, so verkennt er doch nicht, wie hoch Paulus über seinen theologischen Zeitgenossen und Landsleuten, einem Storr, Flatt u. A., durch den Muth stand, den nur er hatte, die bisherige Auctorität von sich zu werfen. Freilich glaubte Märklin dabei, auch an Paulus zu bemerken, was es mit der Unbefangenheit auf sich habe, deren diese Richtung sich so sehr rühme: er meine nichts als den allgemeinen Menschenverstand zu Rathe zu ziehen, und damit sich vor jedem Einfluß eines philosophischen Systemes sicher zu stellen, und sei doch mit Leib und Seele ein Product der Kantischen Philosophie.

Wie nun unser junger Freund zum erstenmale die Bergstraße entlang, den Main und Rhein hinab, reiste, was er hier sah und empfand — mit einer Beschreibung hievon, wie ich sie nach seinen Reisenotizen und Briefen an den Vater ausführlich geben könnte, will ich meine vielgereisten heutigen Leser nicht ermüden, sondern mich lieber auf ihre eigenen besten Empfindungen bei'm ersten Anblick jener einzigen Gegenden berufen. Nur was die Eigenthümlichkeit unseres Reisenden, die Gedankenkreise, in denen er lebte, die innere Entwicklung, in der er begriffen war, besonders bezeichnet, soll hier angemerkt sein. Hiezu gehört gleich, was er aus dem Munde eines alten Schiffers, der ihn auf eigens gemiethetem Nachen von Mainz nach Bingen fuhr, aufgezeichnet hat. Märklin hatte eine seltene Gabe, die ihm besonders auf Reisen zu Statten kam, sich mit Menschen aller Stände in's Gespräch einzulassen, und in Kurzem ihr Vertrauen zu gewinnen. So hatte er auch hier den Schiffer bald offenherzig gemacht. „Ich habe — vertraute ihm dieser — alle oder keine Religion. Wenn Jeder sagt, er habe die wahre, wer hat dann Recht? Was kann uns der Pfaffe von der andern Welt Gewisses sagen? Betrüger sind es, die von der Dummheit der Menschen ihren Vortheil ziehen. Ehrlich sein, so lang es möglich ist, das ist meine Religion." Märklin fand sich durch solche Reden seines Schiffers an das Büchlein de tribus impostoribus erinnert. — Daß ihn weiterhin in Bonn Nitzsch, mit seinem abgemessenen Wesen, docirenden Ton und den ascetischen Gesichtszügen ungleich weniger ansprach, als Arndt mit seiner derben Frische und heitern Offenheit, wird man begreiflich finden.

Nach der Mitte des August kam Märklin in Crefeld an, und wurde von seinen Verwandten, einem Vatersbruder, welcher dort auf dem Comptoir eines der größern Handlungshäuser eine geachtete Stellung einnahm, und dessen Familie, freundlich aufgenommen. Nach dem Wirthshausleben der Reise that ihm der Eintritt in einen befreundeten Familienkreis doppelt wohl. Sechs Wochen verweilte Märklin in Crefeld, wo ihn das herzliche Wohlwollen seiner Verwandten, der weite Kreis gebildeter und guter

Menschen, in welchen sie ihn einführten, der freiere großartigere Schnitt der Geselligkeit wie des öffentlichen Lebens, festhielt, und wo unter allerlei Mahlzeiten und Gesellschaften, die ihm zulieb veranstaltet, oder zu denen er gezogen wurde, es doch viel Neues und Interessantes zu beobachten, manche Gelegenheit, sich weiter zu bilden, gab. Die fast holländische Reinlichkeit auf den Straßen und in den Häusern, die meistens nur für Eine Familie gebaut sind, das Wohnen zu ebener Erde, während oben in der Regel nur Schlaf- und Fremdenzimmer sich befinden, die Bänke vor den Häusern, die Holzschuhe, die plattdeutsche Sprache, waren ihm neu; die größere Theilnahme der Bürger an Kirchen- und Schulanstalten sagte ihm zu, und er glaubte den Grund derselben darin zu finden, daß diese Anstalten dort, was ihre Erhaltung und Leitung betrifft, mehr der Gemeinde selbst überlassen sind. Die Erzählungen von dem gespannten Verhältniß der sogenannten Feinen (Pietisten) zu den freier Denkenden, dem crassen Buchstabenglauben der ersteren und ihrer Geistlichen, den Krämpfen, welche ihre Gastprediger durch ihre Bußvorträge unter der Zuhörerschaft erregen, waren ihm merkwürdig, wenn auch nicht eben erbaulich; der feierlichen Einholung eines unter heftigen Parteikämpfen gewählten Predigers wohnte er selbst bei, auch ließ er sich bewegen, einmal zu predigen. Bei einem öffentlichen Schulacte, dem er anwohnte, fiel es ihm nicht wenig auf, wie dem abgehenden Rector nach beendigter Abschiedsrede die anwesenden Väter einer nach dem andern um den Hals fielen, ihn küßten und herzlich weinten; so etwas in öffentlicher Versammlung, meinte er, würde bei uns, die wir uns doch als Südländer für erregbarer halten, für affectirt gelten, während es dort Niemanden auffiel. Ebenso befremdlich war für den Würtembergischen Constitutionellen die politische Gesinnung, die ihm dort zu Lande entgegentrat. „So wie man in's Preußische tritt, schreibt er ganz bezeichnend für die damalige Zeit an den Vater, ist es wie abgeschnitten mit dem süddeutschen constitutionellen Treiben; was ich noch von den verschiedensten Personen bis jetzt gehört habe, überall dieselbe Zufriedenheit mit dem Bestehenden, Weniges ausgenommen, dieselbe Anhänglichkeit

an die Person des Königs, dasselbe preußische Nationalgefühl." Ein Ausflug nach Düsseldorf, um einer Sitzung des Assisenhofs beizuwohnen, gab unserem Freunde, da eben ein Fall ganz abgemacht wurde, Gelegenheit, das Verfahren im Zusammenhang zu beobachten, und hinterließ einen guten, nachhaltigen Eindruck.

Lustig ist es, daß, wie Märklins Aufenthalt in Crefeld sich Woche um Woche verlängert, der Vater zu fürchten anfängt, der Sohn möchte in diesem Capua den eigentlichen Zweck seiner Reise aus dem Auge verlieren, und zum Aufbruch mahnt. Dieser muß sich ordentlich verantworten, und geltend machen, wie er während dieser Wochen, ob sie gleich äußerlich nur dem geselligen Vergnügen gewidmet gewesen, doch für seine geistige Ausbildung Manches gewonnen habe. Zwar in wissenschaftlicher Atmosphäre habe er nicht gelebt, aber gerade das, daß er in einer für ihn ganz neuen Welt von fast lauter praktischen Geschäftsleuten sich umgetrieben, habe seinen Gelehrtenhorizont erweitert, und ihn auch dieses Gebiet menschlicher Thätigkeit kennen gelehrt. Auch sein äußerer Mensch habe gelernt, sich etwas leichter und freier zu bewegen; ungerechnet noch die mancherlei Beobachtungen in dem Gebiete des politischen und religiösen Lebens, die er sammt jenen andern bei besserer Muße für den Vater sauber zu redigiren versprach.

Endlich zu Ende Septembers riß sich Märklin aus dem ihm liebgewordenen Crefelder Kreise los, um zunächst dem berühmten Wupperthal einen Besuch zu machen. Von Elberfeld pilgerte er nach Gemarke, wo ihn jedoch die Predigt des Pastors Krummacher wenig erbaute, ob er gleich allerhand Kostbarkeiten aus derselben, als da sind: Funken von dem Herde des großen Todtenbelebers, Siegel aus dem Kabinete des Ewigen u. dgl. in seinem Notizenbuche aufbewahrt hat. In Kassel traf Märklin zum erstenmale mit der Cholera zusammen; er hatte von ihrem Ausbruch daselbst unterwegs gehört, ohne sich dadurch in seinem Reiseplane irren zu lassen; obwohl ihm, dort angekommen, der Anblick der Körbe, in denen man die Erkrankten über die Straße in's Spital trug, von Anfang an keineswegs behagen wollte. Die in Kassel

angeknüpfte Bekanntschaft mit einem gebildeten preußischen Officier veranlaßte unsern Freund, an einer Harzreise Theil zu nehmen, wobei der Brocken bestiegen wurde; die frische Beschreibung, die er hievon brieflich dem Vater entwarf, enthalte ich mich nur ungern, hier einzurücken. In Göttingen, wo Märklin nach seiner Rückkehr von diesem Ausfluge sich mehrere Tage verweilte, war ihm das Haus der verwittweten Mutter und Schwester seines Freundes Vischer, die sich aus Würtemberg dahin übergesiedelt hatten, eine liebe Heimath; von den literarischen Berühmtheiten scheinen ihn, nach Ausweis seiner Briefe, A. Wendt und Ewald am meisten interessirt zu haben. Ueber Hannover, wo ihm das Leibnitzdenkmal, als Anerkennung ächten Verdienstes, ein erfreulicher Anblick war, nahm Märklin sofort seinen Weg nach Hamburg. Hier zog ihn das rege Treiben der großen Handelsstadt, der Hafen mit seinen Schiffen, an, und die Elbe mit dem Rheine vergleichend, schreibt er dem Vater: „Der Anblick der Elbe erregt ganz andere Empfindungen und Gedanken, als der des Rheins; es sind nicht die national-historischen und romantischen Erinnerungen, die er hervorruft; Alles erinnert nur an das kaufmännische Thun und Treiben, es ist der Strom der Handelswelt."

Am 24. October kam Märklin in Berlin an, und bezog bald darauf mit seinem Freunde Binder, der etwas später nachkam, eine gemeinschaftliche Wohnung unter den Linden, zwei Treppen hoch; ein Luxus, den er in den Briefen an den Vater ausführlich zu rechtfertigen nöthig findet. Mit der Einführung bei den wissenschaftlichen Größen, die ihn nach Berlin gezogen hatten, ging es ihm nicht überall gut. Schleiermacher war sehr kurz angebunden, und es ergab sich auch hernach kein näheres Verhältniß; er sah damals in jedem Würtemberger zum Voraus einen Hegelianer, und da gab er sich nun ordentlich widerwärtig, da er, hierin so engherzig und ausschließend wie sein Berliner Publicum, einen nur entweder ganz oder gar nicht haben wollte, und nicht begriff, daß ein junger Mann mit tieferer und umfassenderer Vorbildung, als er sie bei dem großen Haufen seiner Zuhörer zu finden gewohnt war, keineswegs nach Berlin gekommen sei, um sich Einem ausschließlich

zu verkaufen, sondern das Beste von Jedem sich anzueignen und in sich auszugleichen. Bedenkt man die innige Geistesgemeinschaft, welche zwischen unserem Freunde und Schleiermacher in der That stattfand, die hohe Verehrung, welche jener dem großen Lehrer zeitlebens widmete, so kann man für diesen selbst die kleinlichte Eitelkeit nur bedauern, durch welche er sich um ein näheres Verhältniß und eine mehr auch persönliche Nachwirkung in so manchem Jüngling gebracht hat, der, eben weil er nicht ausschließlich auf seine Worte schwor, seinen Geist treuer, als seine von ihm selbst patentirten ausschließlichen Schüler, fortzupflanzen bestimmt war. Nicht besser ging es unserem Freunde bei Neander, wo es jedoch weniger auf sich hatte; auch gab ihm die „wissenschaftliche Befangenheit," welche ihm in des Oheims Steudel Empfehlungsbriefe das dünne Postpapier ohne sein Zuthun verrathen hatte, zum Voraus die genügende Erklärung. Um so wohlwollender war die Aufnahme bei Marheineke; auch zu den jüngern Docenten der Hegel'schen Schule, Gans, Hotho, Michelet, und besonders zu Vatke, ergaben sich angenehme Beziehungen; Hegels Wittwe und Söhne kamen dem jungen Verehrer ihres Abgeschiedenen freundlich entgegen, und mit den letzteren wurde einen Abend in des alten Hegel's Studirstube tüchtig geraucht und getrunken. Im Hause des Dr. Froriep waren die Landsleute der liebenswürdigen Frau willkommen; der gefällige Dr. Friedenberg spendete den unentbehrlichen Schwäbischen Merkur, und Hitzig, der alte Schwabenvater, bewies ihnen jenes aus dem Herzen kommende Wohlwollen, dessen auch der Verf. dieses Lebensabrisses nur mit dankbarer Rührung gedenken kann.

Vorlesungen hörte Märklin bei Schleiermacher über Aesthetik und über Hermeneutik und Kritik; bei Marheineke über Moral und die Lehre von den göttlichen Eigenschaften; außerdem bei Vatke, Gans, Hotho, Michelet, Henning: — nur gar zu viele, wie dieß unter ähnlichen Verhältnissen einer strebsamen Jugend so gerne begegnet. Auch für sich studirte Märklin, der sich, seiner Gewohnheit nach, jeden Morgen um 5 Uhr zu erheben pflegte, sehr fleißig; sein Hauptpensum war Hegel's Logik, die er mit der Feder in

der Hand durcharbeitete; doch trieb er, in Verbindung mit der Schleiermacher'schen Vorlesung, auch Exegese, worüber er von dem bereits mehr entkirchlichten Vischer, der im Januar, zur großen Freude unseres Freundes, in Berlin ankam, vielfach aufgezogen wurde.

Zu Märklins Studium in Berlin gehörten natürlich auch die Prediger; er hörte alle, die nur einigen Namen hatten, und verspricht dem Schwager eine reiche Sammlung von Predigtskizzen der verschiedensten Farben mitzubringen, die er meistens gleich beim Nachhausekommen aus der Kirche niederzuschreiben pflegte. Am wenigsten befriedigten ihn die Hof- und Domprediger; er fand bei ihnen eine süße, weinerliche Frömmigkeit; auch die in der Domkirche am förmlichsten durchgeführte preußische Liturgie machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn; er nennt sie ein halbes Wesen, halb katholisch, und doch ohne die rechte harmonische Fülle des katholischen Cultus. Jener marklosen Hoffrömmigkeit gegenüber ließ er sich selbst Goßner's rauhe Kraftsprache gern gefallen, weil er hier, obwohl auf dem Boden einseitig pietistischer Denkweise, doch manchen guten Gedanken, und hauptsächlich eine gesunde Richtung auf praktische Frömmigkeit bemerkte. Am meisten fand sich unser Freund, wie dieß nicht anders sein konnte, durch Schleiermacher's Predigten angezogen und festgehalten, wo er eine Fülle von tiefen Ideen in der geistreichsten Weise auf die verschiedensten Verhältnisse des wirklichen Lebens angewendet fand; freilich nicht immer ohne harten Zwang für den armen Bibeltext.

Die geselligen Verhältnisse hatten sich für Märklin durch das Zusammenwohnen mit einem vertrauten Freunde, durch die spätere Ankunft eines andern, durch die Anwesenheit zweier weitern Landsleute und Bekannten in Reinhold Köstlin und Adolf Schöll, recht angenehm gestaltet. Wurden auch die Abende meistens zu Hause in stillem Fleiße zugebracht, so gaben doch hin und wieder Gesellschaftsabende bei Hitzig, Marheineke, Reimer und in andern befreundeten Häusern Abwechselung und Anlaß zu interessanten Bekanntschaften, und der Samstag Abend ver-

sammelte „die sieben Schwaben" regelmäßig in einem Café auf dem Wilhelmsplatze bei bairischem Bier. Mit Musik und Theater erhielt besonders Köstlin die Freunde im Zusammenhang, und während der letzten Wochen des Berliner Aufenthalts wurde auch der Malerei und bildenden Kunst in wiederholtem Besuche des Museums unter Vischer's Begleitung die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. Und wenn es auch nicht durchzusetzen war, worauf der letztere drang, daß sich die Freunde mehr in die Welt werfen und den Stiftler ausziehen streben sollten, so hatte doch Märklin für die Welt, die sich um ihn her bewegte, so weit sie ihn bei seiner Denkart interessiren konnte, keineswegs verschlossene Augen. Ueber die grellen Gegensätze von Armuth und Reichthum, höchster Bildung und tiefster Roheit in der großen Stadt, wie sie oft unter demselben Dache, ohne etwas von einander zu wissen, beisammen wohnen, über die Eigenthümlichkeit der Berliner, selbst über die Eckensteher, legt er in den Briefen an den Vater seine Bemerkungen nieder; wobei es ihn charakterisirt, daß ihm an den letzteren das psychologisch Merkwürdige dieses ist, „wie diese Menschen bei allem Bewußtsein, das sie über ihre Erbärmlichkeit haben, doch so ruhig darin verharren, und kein Verlangen nach einem bessern Zustande tragen; oder, geht es einmal Einem gar zu schlimm, so macht er kurzen Prozeß, geht hin und erhängt sich." Während Märklin aus der Ferne dem Gang der politischen Verhältnisse in Würtemberg, wo damals mit der Auflösung des „vergeblichen Landtags" von 1833 die ersten Rückschläge gegen die aus der Julirevolution hervorgegangene Bewegung erfolgten, die gespannteste Aufmerksamkeit zuwandte, befremdete ihn in Berlin, was er schon in Crefeld gefunden hatte, wie wenig man in Preußen auf das constitutionelle Leben der kleinen süddeutschen Staaten Gewicht legte, ja auch nur einen Begriff davon hatte; „wenn es auf die Mehrzahl hier ankäme, schreibt er, so würden wir, glaube ich, in Kurzem eine preußische Provinz sein."

Doch nun war endlich gesehen was zu sehen, gehört was zu hören, und gelernt was möglich war, und Märklin verlangte es,

aus diesem blos aufnehmenden Verhältniß bald in ein mehr auch mittheilendes, wie er einem solchen als Repetent in Tübingen entgegensah, übertreten zu können. Am 20. März 1833 fuhren die Freunde von Berlin ab, besichtigten in Dresden die Kunstsammlungen, und wurden von Tieck wiederholt zu seinen Leseabenden gezogen; daß in Leipzig der Ueberblick des Schlachtfeldes genommen und in Auerbachs Keller eingekehrt, in Weimar Göthe's Haus besucht, und in Halle und Jena allerlei literarische Aufwartungen gemacht wurden, versteht sich; charakteristisch aber ist, daß in Naumburg sich Märklin standhaft weigerte, dem Gefährten zum Besuche bei Göschel zu folgen — ein Beweis, wie richtig er den Mann schon damals beurtheilt hat.

In der Woche nach Ostern kehrte Märklin in die Arme der Seinigen zurück, die ihn mit Sehnsucht erwartet hatten.

Sechstes Kapitel.

Repetentenzeit.

Nicht lange war es Märklin vergönnt, von der Reise bei den Seinigen auszuruhen; schon am 26. April 1833 trat er eine Repetentenstelle am Stift zu Tübingen an, wo G. Pfizer und der Verf. dieses Lebensabrisses sich schon länger befanden, Vischer und Binder gleichzeitig mit ihm eintraten, und bald noch drei weitere Freunde aus derselben Promotion angestellt wurden.

Die Repetentenjahre werden wohl die Meisten, welche diese Laufbahn durchgemacht haben, zu den angenehmsten ihres Lebens rechnen. Hat man auf der Universität mehr oder minder für den Bedarf gearbeitet, um ein für allemal den nöthigen Grund der wissenschaftlichen Bildung zu legen: so kann man jetzt ganz nach Behagen und freier Auswahl weiter studiren. Eben weil die eigene wissenschaftliche Weiterbildung mit im Zwecke der angewiesenen Stellung liegt, so sind die Amtsgeschäfte, von denen schon in einem früheren Kapitel die Rede war, mittelst Vertheilung unter 9 (damals 10) Personen, mäßig, und lassen besonders in der ersten Hälfte des Semesters, ehe die Aufsatzcorrecturen, Prüfungen und Zeugnißausstellungen ihren Anfang nehmen, zu eigenen Studien und Arbeiten erwünschte Zeit. Dabei findet sich der Einzelne einer kleinen Corporation junger, aufstrebender Männer, ehemaliger, meistens befreundeter, Studiengenossen, einverleibt, durch die er sich ebenso wissenschaftlich angeregt, wie gesellig angesprochen findet. Für die materiellen Bedürfnisse ist gesorgt;

Wohnung und Kost hat der Repetent im Stift, und ein kleiner Gehalt (in Allem 280 fl.) deckt auch die weitern Ausgaben so ziemlich.

Den verschiedenen Obliegenheiten dieser Stellung unterzog sich Märklin mit derjenigen Gewissenhaftigkeit, die wir bereits an ihm kennen. Seine Aufsicht über die ihm unmittelbar zugetheilte Abtheilung von Zöglingen war genau, doch wurde sie so human geübt, daß er sich neben der Achtung auch die Zuneigung seiner Untergebenen erwarb. Auf die loci und Repetitionen, die er zu halten hatte, bereitete er sich gründlich vor, und wußte den reichen Stoff, den er zusammenzutragen pflegte, so lichtvoll darzustellen und so lebendig mitzutheilen, daß seine Unterrichtsstunden im Stift hochgeschätzt wurden. Auch als Prediger in der Stadtkirche, wo die Repetenten zusammen eine Nachmittagspredigerstelle zu versehen haben, war Märklin gern gehört, und die Collegen konnten sowohl in amtlichen Beziehungen auf seine Rechtlichkeit, Festigkeit und Freimüthigkeit rechnen, als er ihnen außeramtlich ein gemüthlich heiterer Gesellschafter war. Daß zwischen ihm und denjenigen seiner Collegen, mit welchen er schon früher in einer Art von Studiengemeinschaft gestanden hatte, jetzt auf Spaziergängen und sonst manches wissenschaftliche Problem durchgesprochen worden sein wird, läßt sich denken, und von den häufigen Besuchen bei dem verehrten Lehrer Baur kam er nie ohne tiefere Anregung und Förderung zurück.

Dieses wissenschaftliche Aufstreben unsres Freundes, der schon in Berlin zuletzt in ihm erwachte Trieb, von dem so reichlich Eingenommenen nun auch reichlich auszugeben, that sich in den Amtsgeschäften und Privatstudien nicht genug: Märklin hielt, wozu er als Repetent die Befugniß hatte, eine Vorlesung, und fand außerdem noch Zeit, eine Druckschrift auszuarbeiten.

Der Plan zu seiner Vorlesung scheint in Märklin durch die von ihm gehörte Schleiermacherische Hermeneutik hervorgerufen worden zu sein. Eine Kritik der verschiedenen Principien, welche für die Schriftauslegung aufgestellt worden sind, und die Aufstellung des eigenen bildet mehr als die Hälfte der Vorlesung;

in der zweiten Hälfte wird sodann das gefundene hermeneutische Princip in fortlaufender Auslegung der beiden Thessalonicherbriefe zur Anwendung gebracht. Daß Märklin hiezu gerade die Thessalonicherbriefe wählte, hat eben in der Eigenthümlichkeit seines Auslegungsprincips seinen Grund. Zu dem grammatisch-historischen und theologischen Momente der Schrifterklärung fügt er nämlich noch das philosophische hinzu, welches darin besteht, daß zwischen Wesen und Form des Schriftinhaltes unterschieden, und bei anerkennender Festhaltung des ersteren, die letztere um so unbefangener der Auslegung und Beurtheilung preisgegeben wird. Die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit einer solchen Auslegungsmethode nun ließ sich allerdings ganz besonders an den Thessalonicherbriefen mit ihren crassen Vorstellungen von der baldigen sichtbaren Wiederkunft Christi einleuchtend machen. Daß durch blos bildliche Auffassung der Posaune, der plötzlichen Verwandlung und Wolkenfahrt der Christen, durch Umdeutung des Wir, 1 Thess. 4, 17, auf künftige Generationen, dem Texte Gewalt angethan werde, ließ sich nachgerade nicht mehr verkennen; die Briefe dieses unerwünschten Inhalts wegen für unächt zu erklären, erschien Märklin als ein Machtspruch aus dogmatischer Verlegenheit; den Apostel einer reinen, bodenlosen Schwärmerei zu zeihen, ließ ihm sein damaliger theologischer Standpunkt nicht zu: so beruft er sich zur Ausgleichung des Widerstreits auf die Eigenthümlichkeit des religiösen Bewußtseins, etwas Geistiges, eine ewige Wahrheit, in der Form persönlicher Gestaltung und geschichtlicher Vorgänge in Zeit und Raum hinauszustellen. Findet daher Märklin den Schluß des Apostels (V. 14) aus der Auferstehung Christi auf unsre künftige Auferstehung in keiner Hinsicht bündig, so sagt er: in dem geglaubten Factum der Auferstehung Christi schaute der Apostel und die ersten Christen, nach der Weise des religiösen Bewußtseins, eine wesentliche Wahrheit an; als diese Wahrheit zeigt sich zunächst zwar die Gewißheit ihrer eigenen künftigen Auferstehung; aber tiefer genommen ist auch diese selbst wieder nur eine solche äußerliche, geschichtliche Hülle eines geistigen Gehaltes, und streifen wir auch sie vollends ab,

so finden wir als den reinen Gedankenkern das, „daß der Geist durch die Negation seiner endlichen Bestimmtheit als dieses einzelnen Ich mit seinen Affecten und Interessen, welche Negation der geistige Tod dieses Ich ist, in das Element des göttlichen Willens und Lebens eintritt.“ Eben dieses Anerkenntniß, daß die neutestamentlichen Schriftsteller einen auch für uns noch wahren Inhalt in unangemessener, sinnlicher Form gehabt haben, macht es unserem Exegeten möglich, auch den Irrthum des Paulus in Betreff der Zeit der Wiederkunft Christi offen anzuerkennen; wogegen er der Nothwendigkeit, wegen Matth. 24. den gleichen Irrthum auch Jesu selbst zuzuschreiben, dadurch ausweicht, daß er die eschatologischen Reden bei den Synoptikern für traditionelle Vergröberung dessen erklärt, was Jesus bei Johannes über seine Wiederkunft in geistigem Sinne sagt.

Bethätigte in dieser Vorlesung, mit welcher er jedenfalls auf der theologischen Höhe jener Zeit stand, Märklin sein wissenschaftliches Streben, so trat darum das Interesse nicht zurück, das er von jeher auch an der praktischen Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse genommen hatte, und eine so eben in der Würtembergischen Ständeversammlung gestellte Motion auf Reform des protestantischen Kirchenwesens veranlaßte ihn, in einer eigenen kleinen Schrift auch seine Stimme über den Gegenstand abzugeben. *) Zu jener Motion, welche in ihrer nähern Ausführung und Begründung nur der Ausdruck der herrschenden Zeitvorstellung über das Verhältniß der Kirche zum Staate war, fand sich Märklin in einem eigenen Verhältniß. Er stimmte der darin gestellten Forderung bei, während er dem Grunde, aus welchem sie abgeleitet wurde, widersprach; seine Grundanschauung von dem Verhältniß des Staats zur Kirche war die entgegengesetzte, aber er glaubte aus derselben dennoch die gleiche Forderung, wie jene

*) Ueber die Reform des protestantischen Kirchenwesens, mit besondrer Rücksicht auf die protestantische Kirche in Würtemberg. Von Dr. Chr. Märklin, Repetenten am theologischen Seminar in Tübingen. Tübingen 1833.

Antragsteller, herleiten zu können. Diese begründeten nämlich den Anspruch der Kirche auf eigene Repräsentation und selbstständige Anordnung ihrer innern Angelegenheiten dadurch, daß sie die Kirche dem Staate als ein durchaus verschiedenes, andre Zwecke verfolgendes Institut entgegenstellten. An dieser Ansicht war unserem Freunde die niedrige Auffassung des Staats, als einer Anstalt von — theologisch ausgedrückt — blos zeitlichen Zwecken, zur Beschützung von Personen und Eigenthum durch Rechtsinstitute, zuwider. Schon die Sorge jedes bessern Staates für Erziehung, für Wissenschaft und Kunst, zeige jene Ansicht als ungenügend; oder würde dieses Geistige nur als Mittel für jene materiellen Zwecke gepflegt: „welche Achtung könnte der Staat, bei dieser Vorstellung von sich, von seinen Bürgern ansprechen? Sodann, wenn der Staat nichts sein soll, als ein Institut zum Schutze des Zeitlichen, wie läßt sich hiebei die Erscheinung erklären, daß, wenn der Staat irgend einmal in Bedrängniß kommt, jeder gute Bürger sich nicht bedenkt, gerade dasjenige, dessen sichern Besitz und Erhaltung der Staat ihm garantiren soll, sein Eigenthum, seine Person, sein Leben selbst, für ihn aufs Spiel zu setzen? Endlich, wenn der Staat ein bloßes Rechtsinstitut ist, wie ließe sich hieraus erklären, daß das Leben seiner Bürger mit all seinen Wurzeln so in ihn verschlungen ist, daß, wenn der Staat aufhört zu sein, auch dem Einzelnen der eigentliche Nerv des Lebens abgeschnitten wird? Zeigt sich nicht in solchen Erscheinungen der Staat vielmehr als die eigentliche Substanz und innerlichste Lebenskraft seiner Bürger, die mit ihrer ganzen, leiblichen und geistigen, Existenz in ihm wurzeln, und also auch nach allen Beziehungen im Staate ihre Befriedigung finden müssen? Ist er nicht die Seele aller Einzelnen, und diese nur die einzelnen Glieder des großen Organismus, welche nur in diesem ihr wahres Lebenselement und ihre volle Bedeutung haben? So ungenügend und dürftig erscheinen mir also diese Vorstellungen vom Staate, daß wir gezwungen werden, einen höhern Begriff von demselben aufzusuchen, und dann von diesem aus auch sein Verhältniß zur Kirche richtiger zu bestimmen.“ Allerdings sei das

rechtliche Element die Grundlage und Grundbedingung des Staats; nur sei dessen Begriff damit noch lange nicht erschöpft. Was wir jetzt gewöhnlich Staat nennen, sei eigentlich nur ein Theil des vollkommenen Staates; wo dieser wirklich wäre, da müßten ebensosehr auch andre geistige Gebiete, Moralität, Religion, Kunst und Wissenschaft, als seine wesentlichen Bestandtheile anerkannt sein, deren zusammenhaltende Einheit eben der Staat wäre. Vom Standpunkte der neueren Philosophie aus sei nämlich der Staat „die Totalität aller im Geiste der Menschheit begründeten wesentlichen Richtungen und Elemente, sofern diese aus der Innerlichkeit der einzelnen Individuen heraustretend, sich in der objectiven Welt Gestalt und Dasein geben und in einer äußern Gemeinschaft verwirklichen — mit Einem Worte, der Geist der Menschheit in seiner äußeren Selbstverwirklichung." Nach dieser Auffassung fällt natürlich auch die Kirche in den Umkreis des Staates hinein; aber er wird ihr „als seiner höchsten, geistigsten Sphäre" einen freien Spielraum innerhalb seiner lassen: und hier trifft nun Märklin in der Forderung einer Kirchenrepräsentation mit der gewöhnlichen Ansicht wieder zusammen.

Mitten unter diesen Arbeiten und Bestrebungen verreist auf einmal Märklin, kaum aus den Herbstferien zurückgekehrt — keiner seiner Freunde weiß, warum — nach Stuttgart. Ob es damals war, wo die redselige Posthalterin ihm, da er dem schon abgefahrenen Eilwagen durch eine sonntäglich gaffende Volksmenge wie ein schnellfüßiger Achilleus nachrannte, zur Vermehrung seiner Verlegenheit aus dem Fenster nachrief: „Wohin so g'schwind, Herr Repetent Märklin?" — ist seinem Biographen nur aus dem Grunde einigermaßen zweifelhaft, weil er damals schwerlich den Abgang des Eilwagens versäumt haben wird. Denn nach wenigen Tagen kam er, zur angenehmen Ueberraschung seiner Freunde, als — Bräutigam zurück. Den in lauter wissenschaftlichen und kirchlichen Ideen Lebenden, hatte seine jüngere Schwester öfters scherzend auf eine junge Verwandte aufmerksam gemacht, die nach dem frühen Tode ihrer Mutter bei der Großmutter in Stuttgart erzogen wurde. Märklin hatte auf

diese Reden, wie er selbst meinte, nicht weiter geachtet, in der That jedoch sie in einem feinen Herzen behalten. Als er im Frühjahr die ihm verwandte Großmutter zu besuchen ging, freute er sich darauf, er wußte selbst nicht warum, die Enkelin dort zu sehen; doch traf er sie nicht zu Hause, sondern begegnete ihr nur auf der Straße. Als aber im Laufe des Sommers Großmutter und Enkelin zum Besuche von Verwandten nach Tübingen kamen: „da hat sich, schreibt er dem Vater, der Funke schnell in ein wirkliches Feuer umgewandelt, und wie es so geht, setzt er mit Humor hinzu, habe ich freilich nicht daran gedacht, Wasser an dasselbe zu gießen." Die Herbstferien hatten zu näherem Bekanntwerden Gelegenheit gegeben, und da auch die Eltern einwilligten, so verlobte sich Märklin am 11. November 1833 mit Friderike **Hoffmann**, Tochter des Staatskassebuchhalters, Kanzleiraths Hoffmann in Stuttgart. Auch durch diese Verlobung und spätere Heirath zeigte sich Märklin, wie in allen Dingen, als ein normaler Mensch. So sollten alle gebildeten Männer heirathen, oder heirathen können, um, wenn sie eben so edel wären, auch ebenso glücklich zu werden, wie er es durch diese Verbindung geworden ist. Er wählte sich ein Mädchen von frischer Jugend, weichem, reinem Herzen, mit allen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, wie sie einer gut erzogenen Tochter anstehen; welche aber den Abschluß und die Richtung ihrer Bildung, kurz, die eigentliche Persönlichkeit, erst von dem Manne erwartete, dem sie ihre Hand reichte. Seinem bestimmenden Einflusse gab sie sich von jetzt an ganz hin; er erzog die wohlerzogene in höherem Sinne noch einmal, indem er sie in seine Ideen und Bestrebungen einweihte, an Allem theilnehmen ließ, was ihn bewegte und beschäftigte, und sie auch solche Ansichten, die sie an und für sich gefürchtet haben würde, in der Verkörperung, welche dieselben in ihm gewonnen hatten, ertragen und achten lehrte. Mochte es daher fortan draußen stürmen, er preist sich glücklich im Hause immer Sonnenschein zu haben; wenn ihm die Menschen Anlaß zum Mißtrauen gaben, so versichert er, den Freunden zwar mißtraue er am wenigsten, seiner

Frau aber gar nicht, denn sie sei reines Gold des Gemüths; „in meinem Hause — so ruft er wie im Triumphe aus — ruht ein Schatz von Glück!"

Auch das Schicksal meinte es wohl mit dem Liebespaare: schon im Spätsommer des folgenden Jahres wurde Märklin zum Diaconus in Calw ernannt; ja es war der Umständlichkeit menschlicher Anstalten insofern noch vorausgeeilt, als Märklin in Calw vorerst allein aufziehen mußte, und erst am 17. Februar 1835 seine Hochzeit feiern konnte.

Siebentes Kapitel.

Märklin als Diaconus in Calw. Seine Schrift über den Pietismus und deren Folgen.

Auf der Ostgränze des Schwarzwaldes, in der engen, tiefen Thalrinne, welche die Nagold, in längerem, strack nördlichen Laufe der Enz entgegeneilend, sich ausgegraben hat, liegt auf beiden Ufern des kleinen Flusses, noch die beiderseitigen Höhen hinansteigend, das Städtchen Calw, das einst einem mächtigen Grafengeschlechte den Namen gab, im vierzehnten Jahrhundert aber an Würtemberg kam. Schon in frühen Zeiten durch Gewerbsamkeit ausgezeichnet, war Calw mit seiner berühmten Handelsgesellschaft eigentlich der erste Manufactur- und Großhandelsplatz des alten Herzogthums, dem erst mit der Vergrößerung des Landes im gegenwärtigen Jahrhundert einige andere Städte sich theils zur Seite, theils vorangestellt haben. Der Umschwung der Gewerbs- und Handelsverhältnisse in neuerer Zeit, die Eröffnung Süddeutschlands für den sächsisch-preußischen Tüchermarkt durch den Zollverein, das unvermeidliche Aufkommen der Fabriken, deren nicht wenige (Spinnereien, Webereien, Färbereien, Lederfabriken u. s. w.), im Besitze einiger altbegüterten Familien, in und um Calw bestehen, hat theils den Wohlstand der handarbeitenden Meister, der Tuch- und Zeugmacher, Strumpfweber u. dgl. herabgebracht, theils eine Proletarierbevölkerung von Fabrikarbeitern herangezogen; obwohl noch immer ein zahlreicher Mittelstand nicht fehlt, der namentlich durch Gerberei und Färberei sich im Wohlstand erhält.

Durch diese örtlichen Verhältnisse ist die Stellung und Wirksamkeit eines Geistlichen in Calw in manchfacher Hinsicht bedingt. Die Zuschüsse zu den Schul- und Armenkosten, welche bei dermaliger Unzulänglichkeit der, übrigens reichen, Stiftungen die Stadtkasse zu leisten hat, machen häufige Sitzungen des Kirchenconvents und des Stiftungsrathes nöthig, an welchen die Geistlichen Theil zu nehmen haben, denen eben hieraus auch eine vielseitige Armenpraxis als Pflicht erwächst. Ob es nun mit diesen Nahrungsverhältnissen zusammenhänge oder nicht, so hat ferner Calw seit dem Aufkommen des Pietismus eine vorzügliche Empfänglichkeit für denselben gezeigt. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war, wie der alte Sattler sich ausdrückt, „bei vielen Bürgern zu Calw eine besondere Erweckung in ihren Seelen, indem einige von dem Verfall der evangelischen Kirche gehört hatten, und sich deßwegen von derselben trennen wollten." Diese separatistische Richtung hat der Pietismus bekanntlich in seiner weitern Entwicklung aufgegeben, und in seiner neueren, innerkirchlichen Gestaltung hat er bald in Calw seinen Hauptsitz für Würtemberg aufgeschlagen. Auch dieß ein Umstand, der auf die Wirksamkeit eines Geistlichen in dieser Stadt von bedeutendem Einflusse sein muß.

So war nun also Märklin Diaconus, oder Würtembergisch zu reden, Helfer, in Calw, d. h. der zweite Stadtgeistliche, mit den bekannten amtlichen und außeramtlichen Geschäften eines solchen, welche durch die starke Bevölkerung der Stadt und deren geschilderte eigenthümliche Verhältnisse nicht wenig vermehrt wurden. Indeß war unserem Freunde die Versetzuug aus seiner bisherigen wissenschaftlichen Muße in einen so geschäftsvollen praktischen Wirkungskreis auch jetzt wie früher keineswegs unerwünscht. Vor Allem wußte er es an seiner jetzigen Stellung zu schätzen, daß sie ihn mit Menschen aller Art zusammenführte, und ihm dadurch Gelegenheit gab, ihm fremdartige Naturen und Denkweisen zu studiren und sich in sie schicken zu lernen. „Ich habe — schrieb er nach einiger Zeit — in diesen zwei Jahren meines hiesigen Lebens die Menschen besser kennen gelernt, als vorher in 27;

ich finde mein Bewußtsein in Vielem erweitert und bereichert, und möchte nicht mit einem bloßen Stubengelehrten tauschen." Während ihm daher für sich die Wirksamkeit an einer Dorfgemeinde lieber und gemüthlicher gewesen wäre, ließ er sich doch auch seine Stellung in den verwickeltern und oft kleinlich verschrobenen Verhältnissen einer mittlern Stadt gerne gefallen, sofern er hier einen geeignetern Uebungsplatz für Geist und Willen sah. „Ueberhaupt — schreibt er einem Freunde — gewöhne ich mich immer mehr daran, bei Allem nicht nach meiner Neigung zu fragen, sondern es zum Stoffe für meinen Geist zu verwenden, an Allem meinen Willen zu kräftigen, und mir die rechte Sicherheit des Handelns zu erwerben. Ein neues Gebiet für den Geist zu erobern, ist auch Genuß. Je mehr des in der Welt vorhandenen Stoffes in das Bewußtsein tritt, von diesem überwältigt und angeeignet wird, desto reicher gestaltet sich das Leben. Und dazu gibt es doch mehr Gelegenheit in der Stadt als auf dem Lande." In seinem Streben, von Menschen verschiedener Art zu lernen, wollte der gute Märklin sich jetzt bisweilen als ein geistiger Vampyr erscheinen, der von jedem das Beste, sein Herzblut, herauszuziehen suche: während sein Bemühen, seinen geistigen Besitz nach allen Seiten hin auszuspenden, Jedem sich verständlich zu machen, kurz Allen Alles zu werden, ihn nöthigte, von Zeit zu Zeit sich zu prüfen, ob er auch innerlich noch derselbe geblieben sei, und sich nicht unvermerkt in den Kreis andrer Ansichten habe herunterziehen lassen; wogegen er doch in der wissenschaftlichen Grundlage seiner Weltansicht eine sichere Bürgschaft besaß.

Was die religiöse Mittheilung betrifft, so hielt sich Märklin auf dem Standpunkte, auf den er sich in Brackenheim gestellt hatte. „Der Gemeinde — schreibt er — kann natürlich Alles nur in den dichtesten und zugleich farbigsten Umhüllungen gegeben werden; doch mache ich es mir zugleich zur Aufgabe, ihr Bewußtsein allmählig an durchsichtigere Formen zu gewöhnen." Er betrachtete es als die Aufgabe des Geistlichen, das Neue aus dem Alten heraus in dem Bewußtsein der Menschen so zu entwickeln, daß sie zuletzt lernen, dieses von selbst von sich zu thun. Unter

jenem Neuen verstand er vornehmlich die Hervorkehrung der innerlichen, sittlichen Seite der Religion, und indem er hiebei das ganze Gewicht seiner von der sittlichen Idee durchdrungenen Persönlichkeit mit in die Wagschale legte, waren seine Predigten gewaltig, und rissen selbst Zuhörer von weit abweichender Richtung hin. Doch war ihm auch jetzt wie früher die Kinderlehre besonders lieb, weil er es hier mit Gemüthern zu thun hatte, in welchen die alten Formen noch nicht so fest geworden waren. Den Confirmandenunterricht namentlich gab er mit völliger Freiheit: Alles suchte er an das unmittelbare Bewußtsein der Kinder anzuknüpfen, und was dieses nicht berührte, blieb auf der Seite liegen; daher war von Engeln, Teufeln, Auferstehung u. s. f. keine Rede. „Meine Tendenz — so äußerte er sich später in einem gedruckten Sendschreiben, auf welches wir an seinem Orte noch zu reden kommen werden — meine Tendenz in der Verwaltung meines Amtes und der Geist, in welchem ich demselben zu genügen gesucht habe, war von Anfang an, eingedenk des Tertullianischen testimonium animæ naturaliter Christianæ, die Mittheilung der christlichen Wahrheit auf das innere Bedürfniß und die im tiefsten Wesen des menschlichen Geistes selbst liegende Empfänglichkeit für dieselbe zu gründen; den in der heiligen Schrift gegebenen Inhalt des christlichen Glaubens den mir Anvertrauten als wesentliche Momente ihres eigenen innersten frommen Selbstbewußtseins nachzuweisen oder zu solchen zu beleben, und so die Ueberzeugung, durch welche am besten für das Interesse des Glaubens gesorgt ist, in ihnen lebendig zu machen, daß die Religion nicht in Satzungen, nur von außen her dem Menschen dargeboten und seinem Wesen an sich fremd, bestehe, sondern die Verwirklichung des tiefsten Innern unseres menschlichen Wesens sei."

Doch mit der Wirksamkeit als Religionslehrer begnügte sich Märklin keineswegs, sondern so weit sein Beruf ihm Anlaß und Befugniß dazu bot, suchte er die Verhältnisse nach seinen Ueberzeugungen zu gestalten. „Je mehr man ja seine Umgebung als durch sich geschaffen ansehen kann, desto mehr hängt auch das Herz daran; je mehr Arbeit, desto mehr zwar Sorgen und

Aerger, aber auch Freude und Befriedigung. Es geht mir — schreibt er — auch im Praktischen wie im Theoretischen: irgend etwas, das mir in den Wurf kommt, läßt mich nicht mehr los, bis ich es ganz bemeistert und meine Fahne darin aufgepflanzt habe." Sittliche Volkserziehung war die Grundidee von Märklins Wirksamkeit als Geistlicher. Um hiebei gründlich von vorne anzufangen, war er für die Begründung einer Kleinkinderschule thätig, deren treffliche Einrichtung vielfach als Muster benutzt worden ist. Ferner stiftete er einen Lese- und Lernverein für die ledigen Söhne, welche im Schullocal, wo sie einen Vorrath geeigneter Bücher fanden, unter der Leitung von Bürgern, die sich dafür interessirten, die winterlichen Sonn- und Feiertagsabende lesend zubringen konnten. Auch für die Fortbildungs- und Industrieschule, so wie für eine Art höherer Töchterschule, war er theils durch Unterricht, theils durch Aufsicht und Fürsorge thätig. Und um in möglichst weitem Kreise für die Jugenderziehung zu wirken, betheiligte er sich an der Redaction der Süddeutschen Blätter für Volkserziehung und Volksunterricht, was ihn bei seiner gründlichen Weise bald auch tiefer in pädagogische Studien hineinzog. Mehrere Jahre hindurch war Märklin für diese Zeitschrift thätig, und hat verschiedene Artikel und Anzeigen in dieselbe geliefert, bis nach seinem Abgang von Calw die immer entschiedener sich hervorstellende Differenz seines frei humanistischen Standpunktes von dem kirchlichen seiner Mitredacteure ihn zum Rücktritt bewog.

Niemand aber sah klarer und empfand tiefer als Märklin, daß an eine sittliche Erziehung nicht zu denken sei, wo die materielle Noth den Menschen zum Thiere macht; daß demnach zur Sittenpflege auch die Armenpflege mitgehöre. Wie hier zu helfen sei, das war eine Zeitlang ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens, und er äußerte sich später, wenn man ihm damals eine passende Stellung angewiesen hätte, wäre er sogleich bereit gewesen, sein Leben der Aufgabe des Armenwesens zu widmen. Vor Allem ging er selbst mit werkthätigem Beispiel voran. Märklin besaß ein ungemein reges Gefühl für fremde Noth, und übte in

Calw und später in Heilbronn eine ausgebreitete Wohlthätigkeit. Noch bis in seine letzten Tage liefen von Zeit zu Zeit Briefe aus Calw ein, die seine Mildthätigkeit, nicht selten mißbräuchlich, doch selten vergeblich, in Anspruch nahmen. Ein kleines Mädchen aus einer armen, gesunkenen Familie nahm er zu sich, und ließ es theils im eigenen Hause, theils auf seine Kosten in einer Anstalt, erziehen, bis es, herangewachsen, einen Dienst suchen konnte. Und um seine vereinzelten Kräfte zu verstärken, brachte er einen Frauenverein zu Stande, dessen Mitglieder armen Kranken passende Kost in die Häuser schickten. Für die Association als Hebel des Fortschritts und der Erleichterung des Menschenlooses hatte Märklin überhaupt einen tiefen Sinn, und rechnete es den Pietisten hoch an, daß er unter ihnen diesen Sinn besonders lebendig und thätig fand. Freilich war er mit der Richtung dieser Bestrebungen unter ihnen nicht überall einverstanden. „Da läßt man die Proletarier als Nichtmenschen herumlaufen, und bekehrt die Heiden, schreibt er, statt daß man die Christen zu Menschen bekehren sollte." Von hier aus kann man ermessen, mit welchem innern Widerstreben Märklin die Missionsstunden gehalten haben mag, die gewohnheitsmäßig alle vier Wochen von ihm erwartet wurden. Noch am Schlusse seiner Calwer Laufbahn faßte er die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen auf dem Felde des Armenwesens in einem eigenen Schriftchen zusammen. *) „Alle Unterstützung und Hülfe, welche der Armuth zu Theil wird, muß immer sittlich wirken, entweder sittlich behütend, oder sittlich bessernd und bildend; sie muß, indem sie der Armuth die nöthigen Lebensbedürfnisse sichert, zugleich eine Garantie für ihre geistige und sittliche Hebung in sich schließen" — an der Hand dieses Grundsatzes (der unsern Freund in den Calwer Stiftungsrathssitzungen in manchen schweren Kampf

*) Ueber unser Armenwesen und seine Behandlung. Von Prof. Märklin. (Aus den Süddeutschen Blättern für Volkserziehungs- und Volksunterrichtswesen, 4r Jahrg. 4s Heft, besonders abgedruckt.)

mit dem dort herkömmlichen Gratialiensysteme verwickelte) werden in der kleinen Schrift über Armen- und Arbeitshäuser, Krankenvereine und Kinderrettungsanstalten, beachtenswerthe Gedanken vorgetragen, wenn auch das Wohlwollen des Verfassers, an der Hand eines zum Socialismus sich neigenden Führers (Bodz Reymond) hin und wieder die Gränze des Möglichen und Praktischen überschritten haben sollte.

Mit dieser Seite in Märklins Natur und Thätigkeit hängt auch sein Verhältniß zu dem Würtembergischen Reiseprediger Gustav **Werner** zusammen. Durch Swedenborg angeregt, nicht ohne schwärmerische Elemente in seinem Wesen und seinen Ansichten, hatte Werner dem Glauben der gewöhnlichen Kirchenlehre und Kirchenpraxis die thätige Liebe entgegengestellt, und war aus der herkömmlichen theologischen Laufbahn herausgetreten, um in freierer Weise auf Rundreisen im Lande durch Vorträge zu wirken, deren Herzlichkeit und praktische Tendenz, im Verein mit einer ansprechenden Persönlichkeit, überall zahlreiche Zuhörerkreise um ihn versammelten. Bald sah er sich in den Stand gesetzt, auf Beiträge bemittelter Anhänger, auf die Opfer, die bei seinen Vorträgen eingingen, und seinen eigenen Credit, in seiner zweiten Heimath Reutlingen eine Armenerziehungsanstalt zu begründen, welche wechselnd 70 — 90 Kinder zählt, die mit häuslichen und Feldarbeiten beschäftigt werden, an ihrem „Vater" zärtlich hängen, und geistesgesünder und unverschrobener heranwachsen, als die Zöglinge der pietistischen Rettungshäuser. Von hier aus setzte er seine Predigtreisen fort, und während nun natürlich manche geistliche Stadt- und Dorfhähne über den Eindringling sich hoch erbosten, und alle Mittel anwendeten, ihn von ihrem Hofe zu jagen, sehen wir Märklin sich innig mit dem Angefochtenen befreunden. „Mein Standpunkt — so äußerte er sich später brieflich über ihn — ist natürlich der Grundanschauung nach ein verschiedener, und doch fühle ich mich wieder mit seinem Wesen verwandt, da er an die Thätigkeit des Menschen appellirt, Handeln, Wirken fordert, da sein praktisches Christenthum, wenn ich es in meine Sprache übersetze, nichts anderes als ächte Humanität ist."

In geselliger Beziehung konnte freilich Calw unserm Freunde den Kreis, den er zuletzt in Tübingen verlassen hatte, nicht ersetzen. „Das Einzige, was ich hier vermisse — klagt er — ist der wissenschaftliche, überhaupt auch sonst der Umgang mit einem Gleichgesinnten und Gleichgebildeten"; schmerzlich empfindet er, durch das Auseinanderlaufen der Lebensbahnen von den Wenigen abgeschnitten zu sein, die mit ihm gleich denken, mit welchen ihm daher der Verkehr durch vertrauten Briefwechsel Lebensbedürfniß ist. Doch ergaben sich mit der Zeit auch in Calw selbst angenehme Beziehungen; insbesondre begründete sich mit dem Hause des verdienstvollen Botanikers, Dr. Gärtner, ein inniges Freundschaftsverhältniß, das auch durch Märklins spätere Entfernung von Calw nicht unterbrochen, sondern durch Briefwechsel und gegenseitige Besuche lebendig erhalten wurde. Mißlicher sah es mit der Gestaltung eines befriedigenden Verhältnisses zu den geistlichen Amtsgenossen aus. Zwar sein nächster College und Vorgesetzter, der Dekan, war ein wackerer Mann der alten Schule, der Märklins Charakter und gewissenhafte Thätigkeit zu schätzen wußte, seine wissenschaftlichen Ansichten nicht theilte, aber auch nicht verketzerte, und so fortwährend im besten Einvernehmen mit ihm blieb. Mit dem denkenden Theile der übrigen Diöcesangeistlichkeit glaubte Märklin zwar Anfangs, auf dem Grunde des Schleiermacher'schen Standpunktes verkehren zu können, in welchem er den Vermittler zwischen der strengern Wissenschaft und dem populären Standpunkte, den Fortleiter der theologischen Entwicklung sah. Immer mehr jedoch muß er sich überzeugen, daß es doch nicht geht; kommt aus den Diöcesanvereinen meistens verstimmt und mit dem Gefühle heim, daß er unter diesen Menschen, ihren Vorstellungen und Bestrebungen, ein Fremdling sei, und hält sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, lieber an Nichttheologen. „Die Theologen, schreibt er, namentlich Geistliche, haben doch alle ein eigenes Geschmäckchen. Ich verhandle nicht gern mit ihnen; die wenigsten haben einen freien Blick und Geist." Jene Ausnahmen, mehr praktische Naturen, wußte zwar Märklin gehörig zu schätzen; aber in wissenschaftlicher Hinsicht gaben auch sie ihm

keinen Anknüpfungspunkt. Später nennt er die Theologen das allerschlimmste Volk; hinter dem scheinbar Harmlosesten stecke doch oft der Pfaffe und Fanatiker. Uebrigens findet er billig, den Pfarrer und den Menschen zu unterscheiden; der Mensch sei oft ganz gut, wenn man Alles von ihm absondere, was Theologie und Amt an ihn gehängt haben: wer nun mehr Geistlicher geworden sei als Mensch geblieben, der sei verloren; wer mehr Mensch, mit dem sei noch etwas anzufangen; die meisten schwanken hin und her. Der Leser bemerkt von selbst, daß mit den letzteren Aussprüchen einer spätern Zeit vorgegriffen ist, wo der Gegensatz, der unsern Freund von der Masse seiner geistlichen Amtsbrüder trennte, aus Anlaß seiner Schrift über den Pietismus in offenen Kampf ausgebrochen war. Auch der treffende Satz gehört natürlich einer folgenden Periode an, den Märklin in seinen Lebenserfahrungen und Ansichten aufgezeichnet hat: „Wer ex professo sittlich sein soll, wie der Geistliche, steht ebendamit in Gefahr, unsittlich zu werden.“

Am liebsten suchte und am sichersten fand Märklin seine Erholung im Kreise seiner Familie und in der Natur. Die Geburt eines gesunden Knaben machte ihn überglücklich, und mit zärtlichsinniger Aufmerksamkeit lauschte er den ersten Zeichen der sich im Kinde entfaltenden Menschheit. An Winterabenden liebte er gemeinsame Lectüre, namentlich von Dichterwerken, woran bisweilen auch vertrautere Freunde und Freundinnen theilnahmen, und diesen letzteren hielt er überdieß während zweier Winter Vorträge über Geschichte und über Kunst. Im Sommer gaben ihm die Spaziergänge um Calw hohen Genuß. Die saftiggrünen Wiesen des Nagoldthales bis zu den Ruinen des altberühmten Klosters Hirsau hinunter, die dunkeln, melodischen Tannenwälder auf den Höhen, wurden ihm bald liebe Vertraute, und schon die Aussicht von seinem hochgelegenen Studierzimmer auf die freien Berge that ihm wohl, und wurde von ihm später, in Heilbronn, lange vermißt. Die nahe gelegenen Bäder und Gesundbrunnen — 2 Stunden flußaufwärts, in einem Seitenthälchen, Teinach; ungefähr ebensoweit thalabwärts Liebenzell; auch Wildbad nur 4

Stunden entfernt — gaben während des Sommers theils Anlaß zu Ausflügen, theils brachten sie mancherlei Besuche in's Haus.

Märklins wissenschaftliche Studien waren in Calw durch seine vielfältigen Amtsgeschäfte sehr gehemmt. Wiederholt klagt er über Zersplitterung seiner Zeit und Kräfte, und findet besonders die Dekanatsgeschäfte, welche er Sommers, während der Visitationsreisen des Dekans, zu versehen hatte, geisttödtend. „Ich möchte — schreibt er einem Freunde — das als aurea mediocritas erreichen können, meine Zeit zu theilen zwischen dogmatischen, besonders philosophischen Studien, zu welchen mich meine Natur immer wieder hinzieht, und zwischen praktischer Thätigkeit, die mir eine bereichernde Ergänzung des theoretischen Lebens zu sein scheint. Leider aber kann ich diesen Punkt nicht erreichen, und sehne mich nach einem ungestörten wissenschaftlichen Studium stets vergeblich zurück." Dennoch widmete er diesem jede freie Stunde, und folgte insbesondere den Verhandlungen, wie sie in jenen Jahren aus Anlaß des Lebens Jesu die theologische Welt bewegten, mit lebhaftem Antheil. An der Art, wie die Polemik gegen dieses Werk großentheils geführt wurde, nahm er besonders von sittlicher Seite Anstoß, und über das Verhalten namentlich des Christenboten und des Menzel'schen Literaturblattes finden sich in seinen Briefen aus der damaligen Zeit Ausbrüche der tiefsten sittlichen Entrüstung. Wiederholt forderte er den Freund auf, das Benehmen dieses Theils seiner Gegner vornehmlich auch von jener Seite zu beleuchten, und zu zeigen, „wie diese Leute, während sie sich die Miene geben, die Interessen der Religion und Sittlichkeit zu verfechten, dabei die ersten Forderungen der Ethik verletzen." Das Widerliche solcher Kriegführung entleidete ihm auf eine Zeit lang das Dogmatische, und führte ihn, in Verbindung mit seiner praktischen Thätigkeit, in seinen Studien zur Sittenlehre hin. Besonders waren es Schleiermachers geistvolle Fundamentalabhandlungen (über die wissenschaftliche Behandlung des Tugend-, Pflicht-Begriffs u. s. w.) die ihn mächtig anregten; wogegen die Bearbeitung der Moral von Seiten der Hegel'schen Schule ihm weniger genügen wollte. Gerade das aber zog ihn an, daß man

in diese Disciplin, wie er sich ausdrückt, „die Grundsätze der neuern Philosophie erst noch mit einiger Mühe hineinzuarbeiten habe."

Unter solchen Hindernissen konnte die eigene wissenschaftliche Frucht, die sich um diese Zeit in Märklins Geiste angesetzt hatte, seine Schrift über den Pietismus, nur sehr langsam und mit großen Unterbrechungen reifen. Schon während der ersten Jahre seines Calwer Aufenthaltes scheint ihm der Gedanke einer solchen Arbeit entstanden zu sein; aber erst gegen den Schluß des Jahres 1838 wurde sie vollendet.*) Mit dem Pietismus sich auseinanderzusetzen, war unsrem Freunde durch seine Stellung in Calw bei seiner Denkart fast unumgänglich nahe gelegt. Bei der täglichen Berührung mit einem so entschiedenen Gegensatze gegen seinen religiösen Standpunkt mußte es von Märklins Seite zu einer offenen Erklärung kommen. Die tägliche Berührung aber konnte nicht fehlen in einer Stadt, wo ein durch seine Rührigkeit noch mehr als seine Zahl bedeutender Theil der Bevölkerung der pietistischen Richtung angehörte; wo unter Dr. Barth's Leitung der Calwer Verlagsverein besteht, von welchem das Missionsblatt und eine Menge von Tractätchen und populären Schriften zur pietistischen Volksbearbeitung ausgehen; während auch auf dem Lande unter Volk und Geistlichen dieselbe Geistesrichtung immer weiter um sich griff, welche sich bekanntlich später in dem Dorfe Möttlingen zur vermeintlichen Wunderthätigkeit des gutherzigen, aber geistesbeschränkten Pfarrers gesteigert hat. „Je größer die Ansprüche sind, sagt Märklin in der Vorrede zu seiner Schrift, welche der Pietismus in unsern Tagen macht, je entschiedener er seine Sache geradezu mit der des Christenthums identificirt, und deßhalb Alle, die ihm nicht zufallen, als Ungläubige oder zweifelhafte Christen behandelt: desto dringender müssen Alle, die sich dazu für befähigt ansehen dürfen, sich aufgefordert fühlen, nachzuweisen, daß dem nicht also ist, daß der Pietismus wohl ein für die Gegenwart berechtigtes Moment in der religiösen Entwicklung,

*) Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Christian Märklin, Diaconus an der Gemeinde Calw. Stuttgart 1839.

aber keineswegs eine adäquate Darstellung des Christlichen ist, und daß man also auch wohl ein guter Christ und Protestant sein kann, ohne ein Pietist zu sein." Das ist in bündigen Worten der Anlaß und Zweck der Märklin'schen Schrift; er wollte, wie er es im Brief an einen Freund ausdrückt, „nicht blos der Geduldete sein in der Kirche — das sei das drückendste Gefühl — sondern unsrer Ansicht das Recht, in der Kirche sich geltend zu machen, mit aller Bestimmtheit vindiciren." Gleichweit entfernt daher, wie ohnehin von blinder Zustimmung, so auch von klatschsüchtigem Räsonniren nach einzelnen Zügen und Anekdoten, strebt Märklin vielmehr mit allem Ernste der Wissenschaft, in den Kern jener religiösen Richtung einzudringen, und von hier aus das ganze System ihrer Erscheinung im Zusammenhang zu begreifen. So gliedert sich ihm seine Arbeit von selbst in die drei Hauptabschnitte: über den Grundcharakter des Pietismus im Allgemeinen, und dann über seine dogmatische und ethische Seite im Besondern; worauf in einem vierten Abschnitt noch einige Bemerkungen über die geschichtliche Stellung und Bedeutung des Pietismus folgen.

Wie es billigerweise immer sein sollte, wo es gilt, eine mächtige Erscheinung auf dem Gebiete des geistigen Lebens zu beurtheilen, so hebt Märklin auch am Pietismus vor Allem diejenige Seite seines Wesens nachdrücklich hervor, nach welcher er wahr und berechtigt ist. Wie dem alten Spener'schen, so liegt auch dem heutigen Pietismus „die Tendenz zu Grunde, den Inhalt des christlichen Glaubens aus seiner Objectivität in die Sphäre des Bewußtseins einzuführen, das Christenthum aus einem bloßen Inbegriff von Lehren zu einer Bestimmtheit des innern Lebens zu machen." Man braucht diese Forderung, daß der gegebene Glaubensinhalt, um religiösen Werth zu erhalten, in die Tiefe des Gemüths aufgenommen werden müsse, nur durch den Satz zu ergänzen, den sie, wohlverstanden, schon in sich schließt, daß jener Inhalt ebenso aus dem Gemüthe, dem frommen Gefühl, als seiner Quelle hervorgegangen, und nur in seiner Ableitung aus dieser von religiöser Bedeutung sei: so bemerkt man von selbst den Anklang an den Grundsatz der Schleiermacher'schen

Theologie, mithin einen scheinbaren Berührungspunkt des Pietismus mit der ihm so widerwärtigen modernen Wissenschaft. Allein das Aber kommt alsbald nach. Die Tendenz zur Verinnerlichung des Gegebenen ist nur das eine Moment im Wesen des Pietismus; das andre, und zwar dasjenige, welches ihn erst zum Pietismus macht, ist, „daß ihm dieses Streben immer wieder mißlingt, daß das Bewußtsein in demselben Acte das Widersprechendste in sich vereinigt: die Objecte des Glaubens verinnerlichen zu wollen, und sie doch wieder als etwas ihm Fremdes anzusehen und außer sich zu halten. Wir sehen an dem Pietismus jenen Drang nach Verinnerlichung, wir freuen uns, hier lebendige Frömmigkeit zu finden: aber indem wir näher treten, finden wir uns unbefriedigt, und sehen, daß, was seinem Wesen nach das Innerlichste ist, hier doch wieder nur äußerlich ist, aber — und dieß ist eben das Abstoßende — mit dem beständigen Anspruche, als Innerlichkeit zu gelten." — Diesem seinem Wesen gemäß verhält sich der Pietismus insbesondre auch zu dem geschichtlichen Inhalte der christlichen Religion. Er hält sich nur an diese einzelnen Thatsachen als solche, und wenn die Wissenschaft sich anschickt, aus denselben die Idee, als das, worauf es ankomme, herauszuziehen, so erscheint ihm dieß als zerstörendes Thun. Mit seinem Denken auf der Stufe des sinnlichen Erkennens, für welches es nur Einzelnes gibt, befangen, glaubt er das Göttliche nur in einem bestimmten Raum- und Zeitausschnitt, in der Person Christi und dem mit diesem zusammenhängenden Theile der Geschichte, zu finden; in der Gegenwart nur in dem unmittelbar christlich-religiösen Gebiete; zu Allem, was damit nicht zusammenhängt, verhält er sich indifferent, ja, wenn es mit der äußern Glaubensform im Widerspruche steht, selbst feindselig.

Wenn in Betreff der Darstellung, die er sofort von der dogmatischen Eigenthümlichkeit des Pietismus gibt (wovon gleich hernach), von den Anhängern desselben unserem Freunde vorgeworfen worden ist, daß seine Angriffe über jenen hinaus das Christenthum selbst treffen: so drängt sich in Bezug auf die so eben dargelegte allgemeine Charakteristik sogar die weiter-

gehende Frage auf, ob damit wirklich nur der Pietismus, und nicht vielmehr der Standpunkt der Religion überhaupt, gezeichnet sei. Das Innerliche immer wieder zu veräußerlichen, die Idee nur im Bilde, im einzelnen Factum zu sehen, die religiöse Sphäre den übrigen Lebensgebieten als heilige dem Profanen entgegenzustellen — ist das nicht die Weise aller Religion? Wenn Märklin den Pietismus eine religiöse Partei nennt, so möchten wir ihn vielmehr die religiöse Partei nennen, d. h. diejenige Partei, welche in der modernen Zeit den religiösen Standpunkt als solchen noch festhalten will. Zwar religiös und näher christlich gläubig in gewissem Sinne ist noch immer der größte Theil unseres Volkes; aber während in dem gewöhnlichen Christen das religiöse Element vielfach alterirt, beschränkt, gemildert ist durch die verschiedensten Bildungselemente der neuen Zeit, durch die Ergebnisse der fortgeschrittenen Naturkenntniß und sittlichen Cultur, sucht der Pietist diese Einflüsse möglichst abzuwehren, und sich steif und im Widerspruche mit dem Entwicklungsgange der Menschheit auf dem orientalischen, reinreligiösen Standpunkte zu behaupten. Insofern hatte Märklin mehr Recht als er dachte, den Pietismus so zu schildern, daß er damit die Religion selbst traf; denn der Pietismus ist nichts andres, als die im Laufe der Zeit zur Partei und Parteisache gewordene Religion.

In der Darlegung der dogmatischen Seite der pietistischen Denkart geht Märklin nach Schleiermacher (den er auch hier als Brücke benützt, um der speculativen Ansicht Eingang in der Kirche zu verschaffen) von dem Gegensatze von Sünde und Gnade aus, und kommt sofort zu dem Hauptpunkte der damaligen theologischen Controverse, der Lehre von der Person Christi, wo er drei Ansichten unterscheidet. „Die eine erkennt den Sohn Gottes in Christo nur, wie er dieses historische Individuum ist, das einmal zu einer bestimmten Zeit auf Erden gelebt hat; ohne eigentliches Bewußtsein davon, daß sich in dieser Geschichte die Idee zur Anschauung gebracht hat, daß das Göttliche und Menschliche an sich Eins sind. Die zweite hat in der Geschichte zugleich das Bewußtsein der Idee, sie erkennt die Einheit des Göttlichen und

Menschlichen als eine, auch abgesehen von dieser Geschichte wie von jeder empirischen Erscheinung, an und für sich ewige und reale an; aber sie betrachtet nun dieselbe als vollkommen realisirt in der Person und Geschichte Christi. Die dritte endlich, gleichfalls ausgehend von dem Bewußtsein der Idee, negirt die absolute Verwirklichung derselben in dieser einzelnen empirischen Persönlichkeit, und sucht die volle Wirklichkeit der Idee nur in der ganzen Gattung der Menschheit, in der Gesammtentwicklung des menschlichen Geschlechtes; wobei also zwischen Christo und den übrigen Menschen nur ein gradueller, nicht ein specifischer Unterschied angenommen wird." — Wie sich zu diesen drei Standpunkten Märklins persönliche Ansicht verhielt, geht am deutlichsten aus seinen gleichzeitigen Briefen hervor. Es hatte ihn die erste Bearbeitung des Lebens Jesu in dem Einen Punkte nicht befriedigt, daß er die eminente Persönlichkeit Jesu darin nicht genug hervorgehoben fand; er wünschte diese ausdrücklicher anerkannt, obwohl, wie er hinzusetzt, als „rein menschliche Größe, von welcher bis zu dem dogmatischen Begriffe der Persönlichkeit Christi immerhin ein Sprung bleibt, und der Natur der Sache nach auch bleiben muß." Die Frage über die Person Christi, schreibt er dem Verf. des Lebens Jesu ein andermal, sei immer die crux, die ihn quäle. Ganz abgesehen von dem sagenhaften Beiwerke der Wunder u. s. f. und rein nur auf die Persönlichkeit Jesu selbst gesehen, stelle sich das Dilemma: „Entweder ist er nicht die hohe Persönlichkeit gewesen, wie er uns erscheint, nicht der, dessen Selbstbewußtsein zur Einheit des Göttlichen und Menschlichen bis zum Verschwinden jeder bemerkbaren Trübung verklärt war: und dann müßte natürlich die hohe Stellung, die man ihm bisher gegeben, mit der bisherigen Gestalt des Christenthums fallen, und wir hätten dieß nicht zu bedauern. Oder er ist jenes in Wahrheit: dann muß ihm auch in der christlichen Welt eine hohe Stellung bleiben, er muß mehr sein als blos eine vergangene geschichtliche Größe, und wenn sich auch das religiöse Bewußtsein zu seiner Belebung nicht ausschließlich an ihn zu halten hat, so muß es sich doch stets wieder zu ihm zurückwenden, als dem

Urbilde, natürlich nur für das religiöse Bewußtsein als solches, nicht für das Erkennen. Ich fühle dabei allerdings die große Schwierigkeit, die es hat, einer Persönlichkeit sich mit Vertrauen zuzuwenden, an die sich jedenfalls so viel Sagenhaftes angehängt hat; jeden Augenblick schleicht sich wieder der Zweifel ein: ist das auch wirklich wahr, was du da von ihm glauben willst? auch kann man mit Recht sagen, das Historische als solches habe nie absolute Gewißheit, sondern nur die Idee. Allein auf der andern Seite muß man doch auch sagen: ist Christus wirklich jene Persönlichkeit, so wäre es ein Unrecht von uns, ihm nicht die Verehrung und hohe Stellung angedeihen zu lassen, die ihm als solchem gebührt; es wäre eine Abstraction, uns nur an die Idee oder ihre Verwirklichung im Ganzen der Gattung zu halten, wenn sie doch in jenem Individuum vollkommen verwirklicht vorläge."

Bei diesem Schwanken der eigenen Ansicht, welches uns einerseits seine Gewissenhaftigkeit im Abwägen des Für und Wider zur Anschauung bringt, während sich andererseits der schwankende Stand der damaligen Theologie in Bezug auf jene Frage darin abspiegelt, konnte Märklin hernach in seinem Sendschreiben an Barth nicht nur anerkennen, daß „die geschichtliche Erscheinung und Thätigkeit Jesu die nothwendige Vermittlung sei, durch welche die an sich seiende Einheit des Menschen mit Gott zur thatsächlichen Gewißheit des frommen Selbstbewußtseins werde;" sondern selbst das als seine Ansicht aussprechen, daß „in der historischen Person Jesu von Nazaret die Einheit des Göttlichen und Menschlichen realiter vorhanden gewesen;" was freilich dem Obigen zufolge immer auf die Vollkommenheit des sittlich-religiösen Lebens in ihm zu beschränken ist, während er auf dem Felde der Erkenntniß, nach Märklins längst gewonnener Einsicht, uns nicht schlechthin Auctorität sein kann. Zum Belege des Letztern beruft dieser sich auch jetzt beispielsweise auf die Vorstellung von Engeln und Teufeln, die offenbar bei Christo wesentlich sei, ohne daß doch wir uns an dieselbe binden könnten. „Und doch, setzt er in dem Brief an einen Freund hinzu, wäre es auf der andern Seite thöricht, Jesum deßwegen geradezu eines

Irrthums zu zeihen. Seine Art zu denken und die unsrige lassen sich gar nicht unmittelbar mit einander vergleichen. Jene ist die der orientalischen Welt, und bewegt sich wesentlich, wie alle Religion als solche, in der Sphäre der Phantasie; wir Occidentalen denken wesentlich in abstracten Begriffen. Eben dieß weist aber auch darauf hin, daß seine Persönlichkeit, wenn sie richtig verstanden werden will, nicht auf das Gebiet der denkenden Erkenntniß ohne Weiteres bezogen werden darf, sondern er will aufgefaßt sein als Gründer einer neuen Lebensstufe und wesentlich beschränkt auf das religiöse Gebiet."

Die Erörterungen Märklins über die dogmatische Eigenthümlichkeit des Pietismus waren es nun, wie schon oben erwähnt, hauptsächlich, welchen von Seiten der Gegner der Vorwurf gemacht wurde, daß damit, weit über den engeren Kreis des Pietismus hinaus, die christliche, insbesondre protestantische Kirchenlehre angegriffen sei. Wenn die Anwälte des Pietismus dieß so ausdrückten, wie z. B. Barth in seinem gleich näher zu besprechenden Sendschreiben: „Märklin habe sich nicht hinlänglich gegen den Verdacht verwahrt, als hätte seine Schrift unter dem Aushängeschilde des Pietismus eigentlich dem bis jetzt noch rechtskräftigen kirchlichen Lehrsystem einen Stoß versetzen wollen" — so fällt die Schmach einer solchen Verdächtigung der Absicht eines Ehrenmannes auf diejenigen zurück, welche sie sich erlaubt haben; das Thatsächliche dieses Vorwurfs aber, daß Märklins Polemik auf einer Menge von Punkten mit dem Pietismus zugleich die Kirchenlehre und das Christenthum selbst trifft, ist ganz begründet. Oder ist es denn blos die Lehre des Pietismus, und nicht die Kirchenlehre selbst, welche die Principien des Bösen wie des Guten, jenes im Satan, dieses in Christo, als etwas „dem menschlichen Willen Aeußerliches" in der Art hinstellt, daß dieser „in Wahrheit ein Leeres ist, das nur, je nachdem es von dem einen oder andern Princip influirt wird, den Schein der Erfüllung durch einen wirklichen Inhalt bekommt?" Ist nur dem Pietismus „diese Welt, dieses Leben, das blos Zeitliche, Vergängliche, Unwahre; das Ewige, Göttliche, Wahrhafte nicht

hier, sondern erst im andern Leben zu finden, in welches aller absolute Inhalt verlegt wird?" ist er es allein, welcher „dem Diesseits nur das Moment der Saat und Vorbereitung, dem Jenseits das der Ernte oder Vergeltung zutheilt?" Und der Widerspruch, „das innere Gefühl der Unseligkeit," die einzig wahre Strafe und stets gegenwärtige Begleiterin der Sünde, zu positiven, willkürlich von Gott auferlegten, und erst im künftigen Leben zu vollziehenden Strafen zu veräußerlichen, überdieß das „von dem sündigenden Subjecte unabtrennbare Strafübel willkürlich auf ein fremdes Subject übergehen zu lassen" — ist dieser Widerspruch nicht, selbst noch über das Christenthum hinaus, allen Religionen gemeinsam? Zeigt sich einmal die Uebereinstimmung der pietistischen Betrachtungsweise mit der symbolischen Kirchenlehre gar zu augenscheinlich, so hat Märklin die Auskunft bei der Hand, diese hätte sich eben seither fortentwickeln sollen, und habe sich auch fortentwickelt, nämlich in der neueren Wissenschaft; halte der Pietismus an jener ursprünglichen, unentwickelten Gestalt des Dogma fest, so sei er gegen die speculative Theologie im Unrecht, und zeige sich zurückgeblieben hinter der Entwicklung des protestantischen Princips, mit welcher jene fortgeschritten sei.

Diese Dehnbarkeit seines Begriffs vom Christlichen, die Unterscheidung von Buchstaben und Geist, war es, wodurch Märklin in jener Zeit sich das Bewußtsein erhielt, noch immer auf kirchlichem Boden zu stehen und für eine berechtigte Stellung zu kämpfen. „Wir müssen beweisen — schreibt er an den Verf. des Lebens Jesu, mit beistimmender Rücksicht auf dessen Aeußerungen in der Vorrede zu den zwei friedlichen Blättern — und wir können beweisen, daß wir in unserm Kampfe gegen die bisherige Anschauungsweise nicht außerhalb des christlichen Lebens stehen, sondern gerade tiefer in die christliche Anschauung eingewurzelt. Ich habe selbst auch einmal die Ansicht gehabt, es sei nun bald die Zeit gekommen, wo das Christenthum aufhören müsse. Ich habe sie gehabt, weil ich damals noch die bisherige Gestalt des Christenthums für das ganze Christenthum nahm. Jetzt aber glaube ich, wenn auch diese ganze Gestalt zu Grunde

geht, kommen wir damit nicht aus dem Christenthum hinaus, sondern wir treten nur in eine angemessenere Gestalt desselben ein, es ist nur eine größere Vertiefung des christlichen Princips in sich. Halte mir nicht entgegen, daß wir uns damit nur an dem Namen festhalten wollen, während die Sache eine andre werde. Es dünkt mir, daß es euch Wissenschaftlichen, weil der Beruf der Wissenschaft in der Gegenwart allerdings vorzugsweise die Hinwegräumung des alten Schuttes ist, schwerer wird, euch die Gewißheit der Identität mit der christlichen Religion neben jener Differenz zu erhalten, als uns zugleich in der Kirche Lebenden, die wir eben darum mehr in solchen Gegenden des kirchlichen Bewußtseins zu Hause sind, die ihr bei Seite liegen lasset, weil sie keinen Gegenstand des Streites bilden, und die doch eben am meisten jenes Gefühl der Identität neben der Differenz geben. Sind z. B. die Fragen über Wunder, über Authentie einzelner neutestamentlichen Schriften u. dgl. nicht von untergeordneter Bedeutung gegen die eigenthümlich christlichen Lehren von der Sünde, Versöhnung, Bild Gottes, heiligem Geist u. s. f.? und sprechen diese nicht eben etwas allgemein Menschliches, Bleibendes aus, dessen sich der Philosoph so wenig entschlagen kann, als der schlichte Christ? In der Art der Vorstellung dieser Lehren wird freilich immer und überall eine Differenz zwischen dem gewöhnlichen und dem philosophisch gebildeten Bewußtsein bleiben. Aber würde sich nicht diese Differenz auch in dem engern Kreise einer neuen Gemeinde sogleich wiederholen, sobald in dieser nicht blos Philosophen ex professo, sondern auch Gebildete überhaupt wären? Ich bin überzeugt, man kann einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Christenthum und Speculation nur dann herausbringen, wenn man nur das als Christenthum gelten läßt, was im neuen Testament, den symbolischen Büchern und den Köpfen der Leute steht, statt auf den Begriff der christlichen Religion zurückzugehen. Alle möglichen Differenzen, die man mir entgegenhalten mag, schrecken mich nicht, weil ich in beiden, Christenthum und Philosophie, auf gleiche Weise die Grundbegriffe der Identität des Menschlichen und Göttlichen und deren aus dem Zwiespalt

hervorgehender Versöhnung sehe, und weil mir Niemand wird beweisen können, daß gerade die unvollkommene Art, die Lehren des christlichen Glaubens aufzufassen, wie sie allerdings bei den Meisten stattfindet, das Wesen der Sache selbst sei. Wenn wirklich ein unauflöslicher Gegensatz zwischen Philosophie und Christenthum stattfindet, so wird mir die Geschichte der Entwicklung des Christenthums zu einem unauflöslichen Räthsel. Hat sich unsere speculative Theologie unvermittelt von außen her an die Dogmatik angehängt, oder ist sie nicht vielmehr auf natürliche Weise organisch aus der Fortbildung der christlichen Lehre herausgewachsen, so daß sie deßhalb in vielen einzelnen Punkten schon Vorläufer genug in früheren Jahrhunderten hat? Wo in der Dogmengeschichte könnte man eine Linie ziehen und einen Punkt bezeichnen, an welchem die Entwicklung des Christenthums an ihrem Ende wäre und ein Neues begönne, zu dem dann unsre speculative Theologie gehörte? Hängt nicht Alles auf's Genauste mit einander zusammen? Und auch wir selbst: müßte ich denken, wir verlassen mit unsern Ansichten und Bestrebungen wirklich den Boden des Christenthums, was sollten wir denn noch für ein Interesse haben, an der Entwirrung des Knotens mitzuarbeiten, und uns abzumühen im Kampfe mit einer veralteten Gestalt? würden wir dann nicht besser thun, die Todten ihre Todten begraben zu lassen, und uns in ungestörter Ruhe unseres speculativen Besitzes zu erfreuen? Aber jenes Interesse, das wir noch haben, du und ich und alle Gleichgesinnten, und dessen wir uns nicht entschlagen könnten, wenn wir auch wollten, ist mir zugleich eine Bürgschaft, daß unsre eigene positive Ansicht nur ein neu hervorgetriebener Zweig aus dem Stamme des Christenthums ist, oder richtiger des Geistes auf der Stufe, deren Ausdruck auf gleiche Weise das wahrhafte Christenthum und die ächte Speculation sind."

Doch ehe wir zeigen, wiefern sich dieser Standpunkt, in welchem die Leser, nur näher bestimmt und tiefer begründet, dieselben Ueberzeugungen nicht verkannt haben werden, welche schon zehn Jahre früher der Jüngling Märklin in einem Brief an den Vater aussprach, während später einmal, wie wir aus der angeführten

Briefstelle in Vergleichung mit den Verhandlungen vom Vicariat aus sehen, der Zweifel schon tiefer fressen zu wollen schien — ehe wir zusehen, wiefern sich dieser Standpunkt für Märklin im Kampfe mit seinen Gegnern haltbar erwies, müssen wir erst noch den weitern Inhalt seiner Schrift über den Pietismus, deren dogmatischer Theil uns zu jener Abschweifung veranlaßte, kurz auseinandersetzen. In der Darstellung und Beurtheilung der pietistischen Sittenlehre wies Märklin, bei aller Anerkennung, die er dem, freilich auf Parteizwecke beschränkten, Gemeinsinn, der Wohlthätigkeit und andern Tugenden der Pietisten zollte, doch mit scharfem Blicke auf den Grundfehler hin, der auch diesen guten Seiten eine schiefe Richtung ertheilt. Da sich das pietistische Moralprincip zu der Naturseite des Menschen nur negirend, nicht auch positiv bildend verhalte, so verfalle der Pietist, so weit ihm jene ascetische Haltung gelinge, leicht in geistlichen Hochmuth, während er andrerseits nur um so roheren Ausbrüchen der unterdrückten niedern Natur unterworfen sei. Damit hänge die Neigung des Pietismus zusammen, den sittlichen Werth des Handelns, statt nach der formenden Gesinnung, vielmehr nach dem Stoffe desselben zu bestimmen, und so theils einen äußerlichen Werkdienst einzuführen, theils manche Gebiete menschlicher Thätigkeit, die von hoher sittlicher Bedeutung sind, wie das Staatsleben, die Kunst, willkürlich aus dem Reiche Gottes auszuschließen; „der Pietismus möchte — so drückt sich Märklin in Bezug auf den letztern Punkt vortrefflich aus — alle andern Zweige am reichen Baume des menschlichen Lebens, außer dem religiösen, abhauen, um diesem alle Nahrung zukommen zu lassen.“ Bezeichnend für Märklins eigene sittliche Persönlichkeit ist es, daß er mit besonderem Nachdruck die Geneigtheit des Pietismus bekämpft, „den göttlichen Willen als eine den Christen nur von außen her bewegende Kraft, und die Subjectivität des Gläubigen gleichsam nur als den Ort der Durchströmung des göttlichen Geistes aufzufassen.“ Damit sei, wie das Princip der christlichen Sittlichkeit überhaupt, so insbesondre der christliche Tugendbegriff verkannt, „sofern in diesem eben das enthalten ist, daß das Göttliche ein dem Subject innerlich einwohnendes, in ihm

gleichsam Natur gewordenes sei, also nur da ein wahrhaft tugendhaftes Handeln anerkannt werden könne, wo vielmehr jene abstracte Objectivität des Sittlichen zur Immanenz in dem menschlichen Willen, zu dessen eigenstem Lebensprincip, geworden sei." —

Mit seiner Schrift über den Pietismus, deren wesentlicher Inhalt hiemit dargelegt ist, hatte Märklin in ein Wespennest gestochen, in dessen nächster Nähe er unglücklicherweise seine Hütte aufgeschlagen hatte. Natürlich bekam er alsbald die Stiche zu empfinden. Voran ging das von Burk redigirte pietistische Volksblatt, der Christenbote, mit einem Artikel, dessen Geist und Ton Märklin schon in dem Titel seiner kleinen Gegenschrift: Das Ketzergericht des Christenboten*), gehörig gezeichnet hat. Dieser Angriff (wie sich nachher ergab, von dem damaligen Diakonus Hofacker in Stuttgart) war allzu roh und unwissenschaftlich gewesen; daher suchten es andere Betroffene oder für den proximus ardens Ucalegon sich Interessirende feiner anzugreifen. Palmer, Dorner, traten auf den Kampfplatz, welche beide Märklin in einem Briefe ganz richtig charakterisirt, wenn er den ersteren einen Pietisten nennt, „der aber, wie alle diese Herren, keiner sein wolle;" dem letztern aber „ein affectirtes Schönthun mit der Kirche, und ebenso auf der andern Seite ein unwahres Schönthun mit der Wissenschaft" vorwirft. „Diese Menschen machen stets einen Ansatz, wie wenn sie über den Graben springen wollten, sie bewegen sich, sie regen sich; aber zuletzt kommen sie doch wieder auf den alten Fleck. Da ist mir die alte ehrliche Orthodoxie immer noch lieber, als diese gemachte Rechtgläubigkeit, die sich auf sich selber uns gegenüber so viel zu Gute thut." Dem in Calw selbst wohnhaften Dr. Barth, mit welchem er persönlich bekannt war, hatte Märklin mit gewohnter Humanität seine Schrift selbst zugestellt, und dessen Erwiederungsschreiben in einer schriftlichen Duplik beantwortet. Als nun aber in Folge dieses freundlichen Verkehrs sich das Gerücht verbreitete,

*) Das Ketzergericht des Christenboten über meine Schrift: Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein Wort mit Rücksicht auf einen Artikel in diesem Blatte, von Dr. Chr. Märklin, Diaconus an der Gemeinde Calw. Stuttgart 1839.

als hätte Barth die Märklin'sche Kritik des Pietismus geradezu gebilligt, da glaubte der Doctor der heiligen Schrift nicht länger schweigen zu können, sondern trat mit einem Sendschreiben an Märklin öffentlich hervor. Ob nun gleich auch diese Gegenschrift unter einer höflichen Außenseite sehr hämische Bemerkungen und viel geistlichen Hochmuth barg; obgleich ihr Verfasser schon durch den pfäffischen Wunsch am Schlusse, daß es seinem Gegner „erspart sein möge, sich ein besseres Licht an der Flamme der Trübsal anzünden zu müssen", jedes Recht auf eine rücksichtsvolle Entgegnung verwirkt hatte: so hielt ihn doch Märklin immerhin für den honnetesten seiner Gegner, unterschied den bessern „natürlichen Menschen in ihm von der Bornirtheit seines Standpunktes", und that ihm die Ehre an, sein Sendschreiben durch ein gleiches zu beantworten.*) Er suchte hier zu beweisen, daß die speculative Theologie dem Princip des Protestantismus nicht untreu geworden sei; was freilich nur dadurch geschehen konnte, daß er dieses Princip dahin verallgemeinert, „der Protestantismus negire alle blos menschliche Vermittlung für das Erkennen sowohl als für den Willen, wolle sich mit dem Göttlichen nur durch dieses selbst vermitteln, und so dieses zum einzig bestimmenden Lebensgrunde des Einzelnen und des Ganzen machen"; ein Satz, dessen unverblümten Sinn der Gegner alles Recht gehabt hätte, dahin umzukehren, daß vielmehr, mit Zurückweisung jeder angeblich göttlichen Vermittlung, der menschliche Geist nur mit sich selber zu thun haben wolle. Indem Märklin ferner, in Bezug auf einzelne Vorwürfe seines Gegners, von Gott sagt, er denke sich denselben wohl persönlich, nur nicht menschenähnlich; in Betreff der Unsterblichkeit aber sich durch die Berufung darauf deckt, „daß die Läugnung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode keineswegs als ein Lehrsatz der Hegel'schen Philosophie angesehen werden könne, deren Schüler vielmehr auch in diesem Punkte in zwei einander

*) Die speculative Theologie und die evangelische Kirche. Antwortschreiben an Herrn Dr. theol. Barth von Dr. Chr. Märklin ꝛc. Stuttgart 1840.

entgegengesetzte Lehrweisen auseinander gehen" —: so ist es freilich kein Wunder, daß der in dieser Schrift genommene Standpunkt schon nach wenigen Monaten ihren Verfasser selbst nicht mehr befriedigte.

In seiner Zögerung, mit der Kirche zu brechen, in dem Bemühen, einen Weg zu finden, der, wenn auch noch so nahe an der Gränze sich hinschlängelnd, ihn doch nicht aus ihrem Bereiche heraus führen möchte, in dem Widerstand gegen die Brutalität ihrer Diener, die ihm immer unverholener die Thüre wiesen, ist Märklin der getreue Repräsentant der speculativen Theologie jener Zeit. Wir alle machten es nicht anders, wir wollten es nicht glauben, was unsre Gegner uns laut genug in die Ohren schrien, daß wir nicht mehr auf christlichem Boden stünden. Und wir denken deßhalb nicht schlechter von uns, weil wir das, so klar es auch war, nicht einsehen wollten. Wer mag gerne von einer lieben Gewohnheit des Denkens und Fühlens, ja des Daseins überhaupt, scheiden? wer eine Kluft zwischen sich und seinen Mitmenschen aufreißen, über die keine Gemeinsamkeit des Vorstellens, keine Möglichkeit der gemüthlichen Einwirkung, mehr hinüberführt? Es ist für solche, welche ihre Ueberzeugung ein für allemal unter den Gehorsam der Kirche gefangen genommen haben, sehr leicht, über diejenigen den Stab zu brechen, welchen dieß nicht gelingen will, und die sich darum doch nicht entschließen können, der Kirche das letzte Wort der Aufkündigung zu sagen — so leicht ist dieß, als es von jeher dem Pharisäer war, den Zöllner zu verdammen. Allein man stelle sich nur den Fall etwas näher vor. In dem Theologie studirenden Jünglinge steigen auf der Universität, in Folge der Bekanntschaft mit Philosophie und Kritik, allerlei Bedenken gegen das kirchliche Lehrsystem auf, sie ergreifen ihn tief, aber er schließt natürlich noch nicht mit sich ab, sondern verläßt die Universität in einem Zustande innern Ringens, in welchem jedoch die Aussicht auf eine friedliche Lösung des Zwiespaltes, wie damals die Philosophie sie verhieß, ihn beruhigt. So macht er sich versuchsweise an die geistliche Praxis, die ihn, je mehr er neben dem wissenschaftlichen Sinn auch Gemüth und

praktischen Trieb hat, desto mehr anzieht. Die wissenschaftlichen Scrupel treten in den Hintergrund, er sieht vor sich ein reiches Feld segensreicher Wirksamkeit sich öffnen; so der Zukunft sicher, läßt er sich ein geistliches Amt übertragen, gründet sich einen eignen Herd, heirathet, bekommt Familie. Wohl ihm, d. h. seiner fleischlichen Ruhe, könnte er es über sich gewinnen, wie so Viele, von nun an von der Wissenschaft keine Notiz mehr zu nehmen. Aber das ist ihm unmöglich; er studirt fort, er folgt der weitern Entwicklung der Theologie, es drängt ihn wohl gar, selbst schreibend in den Gang der Verhandlungen einzugreifen. Ein verhängnißvoller Schritt. Bildete er zwar seine wissenschaftliche Ueberzeugung fort, aber verschloß sie in sich, sprach sie nur mündlich unter Gleichgesinnten aus, so konnte er unangefochten an seiner Gemeinde fortwirken, und über jene Zurückhaltung sich durch die Ueberlegung beruhigen: auf dieses dir anvertraute Häuflein wirkst du heilsam, du hilfst ihre Kinder zu Menschen erziehen, du hältst in den Erwachsenen durch kirchliche Ansprache das höhere Bewußtsein wach, du mahnst und stützest sie wenn sie straucheln, tröstest sie wenn sie leiden. Diesen ächt humanen Inhalt deiner Wirksamkeit mußt du freilich, um ihn den guten Leuten erträglich zu machen, in Formen hüllen, welche für dich keine Wahrheit mehr haben; allein gab nicht auch der Apostel denen Milch, welche die feste Speise noch nicht zu ertragen im Stande waren? So konnte er im Stillen fortstudiren und öffentlich fortwirken, und die Gegensätze für sich in seinem Innern ausgleichen, — so lang er sich nicht thätig bei dem wissenschaftlichen Streite betheiligte. Jetzt hat er dieß gethan; seine Gegner drängen ihn von Consequenz zu Consequenz, und nun machen sie Miene, ihn gar aus seiner kirchlichen Stellung hinauszudrängen; er soll gestehen, ihnen gestehen und sich selbst gestehen, daß er kein Christ mehr sei. Nun muß man sich aber erinnern: der Mann hat Familie. Vermögen besitzt er keins oder wenig, gelernt hat er sonst nichts, als eben das geistliche Handwerk, die bloße Schriftstellerei ist ein prekärer Nahrungszweig; er macht also sich mit seiner Familie elend, wenn er jenes Geständniß ablegt. Das ist eine sehr ernste, höchst

grausame sittliche Collision, keineswegs blos ein Zusammenstoß von Pflicht und Neigung oder Bequemlichkeit, sondern Pflicht steht gegen Pflicht, und es ist ein oberflächliches, herzloses Gerede oft von Solchen, welche sich eine derartige Collision nur durch Geistesträgheit erspart haben, daß in derselben, wie sie sagen, durchaus der Wahrheit die Ehre gegeben werden solle. Es kommt aber noch mehr hinzu. Gesetzt auch, für das materielle Bedürfniß wäre durch Vermögen gesorgt: so bringt sich der Mann durch jenes Zugeständniß um seine ganze bisherige Wirksamkeit, in der er sich wohlbefand, weil er sah, daß er nicht vergebens wirkte. Was sollte er in Zukunft thun? Den Schriftsteller machen? Dazu findet er keinen Beruf in sich. Er hat sich einmal verleiten lassen, ein Wort mit drein zu reden; doch nun sich als Schriftsteller aufzuthun, daraus seinen Lebensberuf zu machen, dazu findet er sein Talent nicht zureichend. Aber, so zu sagen, nichts zu werden, die bisherige Erfüllung seiner Tage, den Inhalt seines Daseins, aufzugeben, das ist ein Entschluß, vor dem ihn schaudert. Ist es ein Wunder, daß er so lange wie möglich sich sträubt, das verhängnißvolle Geständniß auch nur vor sich selbst abzulegen? denn freilich, hätte er es einmal vor sich selbst gemacht, dann würde es ihm sein ehrliches Herz abdrücken, wenn er es nicht auch vollends öffentlich ablegen sollte. Bei Märklin kam die ökonomische Frage nicht in's Spiel, da er das Glück hatte, von dieser Seite zureichend gedeckt zu sein; aber um so mehr und reiner die andere. Wie konnte der Mann, dem rastloses Wirken für sittliche Menschenbildung Lebensbedürfniß war, einen Wirkungskreis so leicht aufzugeben geneigt sein, in welchem ihm so schöne Früchte reiften? in welchem er sich sagen durfte, mit seinem schadhaften Glauben dennoch gedeihlicher zu wirken, als die meisten seiner Amtsbrüder von der tadellosesten Rechtgläubigkeit?

Es war eine Täuschung, aber eine erklärliche, daß Märklin durch die Beförderung auf eine theologische Professur der Landesuniversität seine Lage zu verbessern glaubte, daß er freiere Luft zu gewinnen hoffte, sobald er nur aus seinem Pietistenwinkel heraus wäre. Bereits im Jahr 1837, nach Steudels Tode, zeigte

sich von dort ein vorübergehender Hoffnungsschimmer; und unerachtet vor der Erscheinung seiner Schrift über den Pietismus Märklins Verhältnisse in Calw noch unverwickelt waren, so wäre ihm doch schon damals eine akademische Stelle lieber gewesen als sein Diaconat, das neben den fruchtbaren und befriedigenden, wie wir ihn schon oben klagen hörten, auch viele undankbare, zeitraubende Geschäfte mit sich führte, durch welche seine alte Neigung zu einem Leben in der Wissenschaft naturgemäß nur verstärkt worden war. Doch die Aussicht verschwand; „ich scheine nun einmal bestimmt, schrieb Märklin, am Karren des praktischen Lebens fortzuziehen, und vielleicht ist auch meine Natur hiezu eher geeignet.“ Als nun aber im Frühjahr 1839 der Professor Dorner einem auswärtigen Rufe folgte, wurde durch Baur, den alten Lehrer und Freund, die Aufmerksamkeit ernstlich auf Märklin gerichtet. Wenige Wochen vorher war dessen Schrift über den Pietismus ausgegeben worden, und bereits hatte durch den Artikel des Christenboten die pietistische Agitation gegen den Verfasser ihren Anfang genommen. Um so willkommener war jetzt für diesen die Aussicht auf eine akademische Stellung, „weil nur eine solche, schrieb er dem verehrten Lehrer, es heutzutage möglich macht, wenn man überhaupt in den Organismus des Staats eingereiht bleiben will, über religiöse und theologische Gegenstände sich offen auszusprechen. In meiner jetzigen Stellung, setzt er hinzu, könnte ich unmöglich wagen, mich noch tiefer in die kritische Behandlung des Positiven einzulassen, als ich bereits gethan; ja ich habe vielleicht mit meiner Schrift schon zuviel gethan, den Urtheilen nach, die, wie ich höre, bereits in Folge derselben theils in meiner Gemeinde selbst, theils auswärts über mich ergehen.“ — Der Geschäftsordnung nach mußte zuerst von der theologischen Facultät, um deren Ergänzung es sich handelte, ein gutächtlicher Vorschlag gemacht werden, und hier gestalteten sich die Aussichten für Märklin ganz günstig, da außer Baur auch Kern sich für den ehemaligen Schüler ausgesprochen hatte. Bei dem entscheidenden Acte selbst aber scheint es dem dritten Mann in der Facultät, Schmid, in welchem seit Jahren mehr

und mehr der Gegensatz des Buchstabenglaubens gegen Baur's freiere Richtung sich entwickelt hatte, gelungen zu sein, den schwachen Kern herumzubringen; genug, Baur blieb mit seinem Votum für Märklin in der Minderheit. Der akademische Senat, an welchen nunmehr die Sache kam, gewohnt, bei der Abstimmung über Facultätsvorschläge dem Majoritätserachten beizutreten, that dieß im gegenwärtigen Falle um so mehr, je weniger Baur's, aus dem Wesen der Wissenschaft und Lehrfreiheit hergeleitete Gründe gegen die vom praktischen Standpunkt hergenommenen und auf Unkenntniß und Furcht berechneten Schreckbilder sich Gehör verschaffen konnten, welche die Gegner Märklins heraufzubeschwören wußten. Vergebens machte Baur geltend, was ihm auch nicht widersprochen wurde, wie Märklin unter allen Vorgeschlagenen der wissenschaftlich tüchtigste sei, wie sein bewährter moralischer Charakter jede Bürgschaft gebe, daß man von ihm in Vortrag und amtlicher Wirksamkeit nichts Extremes und Anstößiges zu befürchten habe; vergeblich suchte er die Meinung zu widerlegen, als könnte die Einwirkung eines akademischen Lehrers, der auf speculativem Standpunkt stehe, den jungen Theologen für ihre künftige praktische Wirksamkeit nachtheilig werden. Auch die Gemeinde habe ja die Bestimmung, nicht auf Einem Flecke stehen zu bleiben, sondern, so weit sie dessen fähig sei, dadurch fortzuschreiten, daß sie das Wesentliche und Unwesentliche in Sachen des Glaubens immer besser unterscheiden lerne: wie könne dieß aber anders geschehen, als durch Geistliche, die neben dem religiösen Interesse auch die nöthige wissenschaftliche Bildung besitzen? Stünde die Wissenschaft ihrem Wesen nach in einem so feindlichen Gegensatze zu dem Berufe des praktischen Geistlichen, wie von pietistischer Seite vorgegeben werde, so müßte man es am Ende weit zweckmäßiger finden, die jungen Theologen von aller wissenschaftlichen Bildung entfernt zu halten. Was konnten diese und ähnliche vernünftige Gründe in einem akademischen Senate, wie diese gewöhnlich sind, ausrichten, wenn andere Mitglieder desselben — der eine von dem Schauder sprach, mit dem ihn Märklins Schrift über den Pietismus, die er zwar nur zum Theil gelesen,

erfüllt habe; während ein Anderer, der für sein besonderes Recht, in dieser Sache mitzusprechen, sich auf das neue Datum und die frischere Nachwirkung seiner Taufe berufen konnte, die moderne Theologie und Märklin als ihren Anhänger einer alle religiöse, sittliche und gesellschaftliche Ordnung untergrabenden Tendenz anklagte, und dieser Denunciation hernach noch eine Form gab, in welcher sie bestimmt war, in die Hände des Königs zu gelangen? Ist es zu verwundern, daß hienach Märklin in der Senatssitzung nur etwa den dritten Theil der Stimmen erhielt, und daß auch der Minister Schlayer, dessen bureaukratischer Widerwille gegen pfäffische Umgriffe der freieren Richtung sonst mehrfach zu Statten kam, nichts für ihn thun konnte?

Doch zogen sich die Verhandlungen über diese Sache, auch durch eine Landesabwesenheit des Königs noch verlängert, vom Frühling bis in den Herbst hinein; eine für Märklin, wie sich denken läßt, äußerst peinliche Ungewißheit. „Mag es gehen wie es will, schrieb er in jenen Tagen an einen Freund, es sehnt sich Alles in mir nach einer endlichen Entscheidung. Ich hänge nun schon einige Monate in der Luft, ohne zu wissen, wo ich nächsten Winter mein Haupt hinlegen werde, ob in Tübingen als Professor, oder, Gott weiß wo, als abgedankter Geistlicher und ausgesprochener Ketzer.“ Denn bereits gingen ihm die Calwer Pietisten nicht mehr in die Kirche, sprengten aus, er glaube keinen Christus u. dgl.; kurz, seine Stellung wurde mit jedem Tag unleidlicher. Kein Wunder, daß er einmal in voller Ungeduld einem Freunde schreibt: „Ich stehe gegenwärtig in meinem Bewußtsein auf dem Punkte, daß, wenn ich nicht nach Tübingen komme, ich abdanke und Nachtwächter werde.“ Und ein andermal äußert er: „Es ist jetzt eine herbe Zeit für mich, die ich schwer durchzumachen hätte, wenn nicht meine Frau ganz Eines Sinnes mit mir wäre.“ Was den Abdankungsgedanken, mit denen unser bedrängter Freund damals umging, eine besondre Schärfe und Andringlichkeit gab, war der Vorgang des bairischen Pfarrers Lützelberger, welcher kurz vorher, der Abweichung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung vom kirchlichen Dogma

wegen, seine Predigerstelle in Nürnberg aufgegeben hatte. „Du hast gut reden, schrieb Märklin einem Freunde, der ihm zugeredet hatte, im Amte zu bleiben; es geht nicht: Lützelberger steht mir vor der Seele."

Daß die Entscheidung günstig für ihn ausfallen würde, getraute sich Märklin freilich seit jener Senatsverhandlung kaum mehr zu hoffen. „Unser Princip, äußerte er, hat in der Würtembergischen Welt noch so wenig Fuß gefaßt, daß ich glaube, es wird dießmal noch dem alten unterliegen. Es hat sich mir in der letzten Zeit unwillkürlich die Bemerkung aufgedrängt, daß unser Land in Bezug auf die Betheiligung der Masse an den theologischen Bewegungen bedeutend hinter andern protestantischen Ländern Deutschlands zurück ist. In diesen ist die Masse weit mehr von jenen Bewegungen berührt worden, als in dem unsrigen, und darum wird auch die Einführung des neuen Princips fast überall leichter gehen als bei uns. Vergleichen wir nur z. B. Berlin mit unserem stagnirend rechtgläubigen Stuttgart; oder in Sachsen z. B., welchen breiten Boden hat da der Rationalismus inne! Bei uns hat bis in die letzte Zeit die Menge durch die Geistlichen nichts als die abgestandene Storrische Theologie empfangen, und von dieser gehts unmöglich ohne Widerstand unmittelbar zur Schleiermacher'schen." So traf die Entscheidung, als sie endlich gegen ihn erfolgte, Märklin in fester Fassung, und auch den Gedanken einer Abdankung hatte er vorerst aufgegeben. „Ich bin nun entschlossen — so sprach er sich brieflich gegen einen Freund aus — so lange nicht die äußern Umstände etwas Anderes nothwendig machen, d. h. so lange nicht entweder meine Gemeinde gegen mich rebellirt, oder unzweideutige Spuren, daß ich ihr Vertrauen verloren habe, sich äußern, oder so lange nicht das Consistorium gegen mich einschreitet, meinen Weg wie bisher fortzugehen, und insbesondere vorläufig hier an meiner jetzigen Stelle zu bleiben, weil das augenblickliche Weggehen von derselben mir natürlich als Flucht gedeutet würde. Wie lange es noch geht, weiß freilich kein Mensch." Denn seine bisherigen Gönner im Consistorium (der erste Rath desselben, Flatt, war sein naher

Verwandter) hatten sich, wie ihm nicht unbekannt blieb, von ihm abgewendet. „Es ist gut so, schreibt er darüber, wir wollen keines Menschen Hülfe; die Wahrheit muß uns durchdringen helfen.“ Und ein andermal: „Wir sind gerade in der schlechtesten Zeit. Thut aber nichts, lieber Freund! Auch ich lebe dennoch ruhig und zufrieden, und unser bester Trost soll, denke ich, der werden, es so weit zu bringen, daß wir keines Trostes bedürfen. Steht nur einmal das fest — und darüber sind wir ja doch entschieden — daß auf unsrer Seite der Fortschritt ist: so bedürfen wir weiter keines Trostes. Wir suchen nichts als Wahrheit, wir wissen uns als Organe des nach höherer Entfaltung ringenden Geistes, wir sind die Männer der Zukunft: daran richte ich mich immer wieder auf. Die besten Güter des Lebens aber können sie uns ja doch nicht nehmen, die tragen wir in uns. Du fragst: was nützt unser Widerspruch? Lieber Freund, mehr als wir glauben. Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo. Allmählig bohrt sich unsre Denkweise doch in den harten Kopf des Publicums ein, und gerade die Bannflüche der Fanatiker helfen uns.“

Während um diese Zeit (November 1839), ohne Zweifel mit veranlaßt durch die innern und äußern Kämpfe, welche Märklin seit Monaten durchzumachen gehabt hatte, eine Unterleibsentzündung ihn hart darniederwarf, gingen die Streitverhandlungen über seine Darstellung des Pietismus noch immer fort, zum Kummer des besorgten Vaters, welcher den Sohn namentlich ermahnte, auf das Barthische Sendschreiben lieber nicht zu antworten, als seinen Gegnern, wie vorauszusehen, neue Angriffspunkte zu bieten. Aus Märklins Antwort auf diese väterliche Abmahnung müssen wir ausführlichere Mittheilungen machen, weil sie einestheils auf den innersten Grund seiner Denkart blicken läßt, anderntheils uns zeigt, welches schöne offene Verhältniß sich zwischen Vater und Sohn erhalten hatte, wie edel dieser die kindliche Pietät mit der Selbständigkeit des Mannes zu vereinigen wußte. „Es ist mir schmerzlich — schreibt der kaum Genesene dem Vater — aus Deinem Briefe, wenn ich anders recht sehe, eine leise Mißstim-

mung und Mißbilligung meines Verfahrens in dieser Sache durchblicken zu sehen; weßwegen Du ja auch diesen Streit einen unseligen nennst. Es ist mir sehr schmerzlich, da mir hiedurch vollends eine der wenigen äußeren Stützen, die ich habe, genommen zu werden droht; es ist mir sehr drückend, die väterliche Unzufriedenheit, wenn auch nur in geringem Grade, auf mir liegen zu wissen. Ich kann aber doch, lieber Vater, einen Streit nicht unselig nennen, in dem es sich um die höchsten Wahrheiten handelt, in dem ich nichts will und suche als Wahrheit, und in dem ich mir bewußt bin, die Sache der Wahrheit und des geistigen Fortschritts zu vertreten, sei es auch mit geringen Kräften. Ich hätte allerdings schweigen und mich gar nicht in diesen großen Streit des Tages einmischen können; aber was ist edler und ehrenvoller, zu schweigen und unthätig zuzusehen, mit dem innern Vorwurfe, daß man das nur aus Furcht thue, und seine eigentliche Denkart sorgfältig vor aller Welt zu verstecken, oder offen zu reden, wie es einem ums Herz ist, und dem Drange des Gewissens Raum zu geben, hätte man auch nichts als Schaden davon? Du kannst gewiß nicht wollen, daß ich mir selber und meiner Ueberzeugung untreu werden soll gegen den zweideutigen Gewinn, mit Andern im Frieden zu leben, der doch nur ein scheinbarer Friede wäre, wobei sie mir doch nicht trauen, und mich als Ketzer, nur als einen versteckten, ansehen würden. Ich habe nun einmal diese Ansichten und Ueberzeugungen; willkührlich sie zu ändern oder abzulegen, ist unmöglich; daß ich sie gewonnen habe, ist auch nicht zufällig, sie sind das Ergebniß der ganzen bisherigen Entwicklung der Theologie, auch stehe ich mit denselben nicht allein. Ich bin überzeugt, daß unsere Zeit an der Schwelle bedeutender kirchlicher Ereignisse steht, und die Vorboten davon sind diese einzelnen Kämpfe, die sich gegenwärtig überall unversehens erheben. Der Einzelne wird in diese Kämpfe als mitthätig hineingezogen je nach seiner Stellung und Lage in der Kirche, in welcher er sich eben befindet, und je nach der Eigenthümlichkeit seiner Natur, und hat er einmal angefangen, Theil zu nehmen, so gehört er, wie ich glaube, nicht mehr nur sich selber an, und

darf nicht willkührlich abbrechen, um nicht dadurch der Sache und sich selbst zu schaden. In dieser Lage befinde nun auch ich mich; als ich meine Schrift über den Pietismus herausgab, wollte ich nur die Ergebnisse meines wissenschaftlichen Nachdenkens über diese Erscheinung mittheilen; ich konnte mir wohl denken, daß es zu literarischen Streitigkeiten führen werde; allein solche Rücksichten dürfen doch nie bestimmend auf einen Schriftsteller einwirken. Es hat jetzt freilich heftigeren Streit, als sich voraussehen ließ, erregt, weil sich die gegenwärtige allgemeine Spannung und Reizbarkeit auf dem religiösen Gebiete auch in diesen speciellen Punkt einmischte. Allein was thut es? Der Schaden dabei kann höchstens meine Person treffen, und das Persönliche muß überall hinter der Sache zurückstehen; im Ganzen kann auch dieser Streit für Wissenschaft und Kirche nur von Gewinn sein. Erweist sich im Verlaufe des Streits, was ich aber nicht fürchte, unsere Ansicht als unhaltbar, nun gut; dann würde sich ja die bisherige Kirche durch Ueberwindung dieses Gegners nur aufs Neue um so mehr befestigen. Im entgegengesetzten Falle aber hätte auch dieser Streit mitgeholfen zu einer weitern Entwicklung und Fortbildung auf dem religiösen Gebiete, und ich würde dagegen persönliche Nachtheile gerne verschmerzen, wenn wir den Gewinn davontrügen, uns von Manchem freizumachen, was ohnedieß keinen lebendigen Anknüpfungspunkt mehr in unserem religiösen Gefühl hat, sondern nur noch als Ballast mitgeschleppt wird, und wieder mehr Leben und Wahrheit in das religiöse und kirchliche Gebiet gebracht zu sehen."

In die Länge übrigens litt es nun doch unsern Freund nicht mehr in einem kirchlichen Amte. Theils im Streite mit seinen Gegnern, theils durch weitere Studien, ging ihm ein immer helleres Licht darüber auf, daß die Kluft zwischen seiner Denkweise und der Kirchenlehre doch größer und tiefer sei, als er sich bisher vorgestellt hatte. „Was hieltest Du davon, fragt er nun abermals einen Freund, wenn ich der Kirche den Abschied gäbe und mein Amt niederlegte? Was die Leute Christenthum heißen, ist doch ein drückendes Joch für uns. Wir wollen eine innigere,

freiere, tiefere Frömmigkeit, und dafür verlästern sie uns. Die Differenz unserer Ansicht von der gewöhnlichen ist freilich groß, sehr groß. Oder sollen wir noch die Hoffnung festhalten, es könne auf friedlichem Wege ein Fortschritt zu Stande gebracht werden? Ich glaube es kaum mehr. Ich weiß freilich dann nicht, was ich thun soll, ich stehe ganz isolirt, und doch meine ich, würde es mir wohler sein. Es ist schlimm, daß wir so schwer zu einer innern Festigkeit und Entschiedenheit darüber kommen, was das Rechte sei, das wir thun sollen, ob es recht sei, in der Kirche zu bleiben und sie weiter schieben zu helfen, oder aus ihr zu scheiden, und so von außen vollends zum Ruin dieser wurmstichigen Gestalt mitzuhelfen. Um mich persönlich ist es mir nicht zu thun; ich glaube die Kraft zu haben, auf Alles resigniren zu können. Du hast Recht, ich glaube auch, daß uns Entschiedenheit darum so schwer wird, weil wir selber mit einem Theile unseres Wesens der Vorzeit, mit einem andern der Nachzeit angehören. Aber diese hat doch größere Rechte und Ansprüche." Einem andern Freunde, der ihm nicht verhehlt hatte, daß sein Antwortschreiben an Barth ihn nicht befriedigt habe, antwortet er um diese Zeit (Mai 1840): „Du hast ganz Recht, meine dort entwickelte Christologie ist, wie ich jetzt klar einsehe, nicht genügend, sie ist zu wenig für den Altgläubigen, und zu viel für die neue Ansicht der Dinge. Es geht auch mir, wie Allen: gerade an dem Kampf entwickelt man sich allmählig zu immer klarerem Bewußtsein. Ich kann jetzt schon nicht mehr glauben, wie damals noch, daß eine wahrhafte Vermittlung mit dieser wirklich bestehenden, positiven protestantischen Kirche möglich, und daß sie Aufgabe der Wissenschaft ist. Ich glaube, wir stehen an einem Knotenpunkte der Geschichte, wo das Neue sich klar und bestimmt von dem Alten lösen und eine selbständige Gestaltung schaffen muß. Es geht nicht mit einer bloßen Fortentwicklung, es gilt eine Revolution, wie sie Jesus gegen das positive Judenthum, Luther gegen die katholische Kirche unternahm und ausführte. Ich will nur ein paar Punkte anführen. Dem ganzen bisherigen Christenthum ist die Vorstellung von einem Himmel, einem besondern

Orte, wo Gott und Jesus als besondere Personen leben, durchaus wesentlich: für uns hat sie keinen Sinn mehr. Jenem ist der leidende Gott Jesus unentbehrlich: wir können diese Vorstellung nur mit ähnlichen der heidnischen Religionen auf gleiche Linie stellen. Jenes verlangt unbedingte Unterwerfung unter die Auctorität der ganzen Bibel: für uns gibt es keine Auctorität, als die in der Wahrheit selbst liegende, und die Bibel ist für uns nur ein Buch, zusammengesetzt aus Mythen, Irrthum und Wahrheit. Wie können wir bei diesen Grunddifferenzen an eine stetige Fortentwicklung glauben? Es muß abgebrochen und neu aufgebaut werden. Deßhalb sehe ich auch kaum, wie ich und Du und noch viele Andre wohl für immer werden in dieser Kirche bleiben können. Wir können ja z. B. die meisten Festtage nur mit Reservationen, Deutungen u. s. w. feiern, und sollen doch die Organe der Kirche sein. Ein trauriger Zustand, der mir oft schwer aufs Herz fällt."

Unserem Freunde zu solcher Entschiedenheit zu verhelfen, dazu trugen, außer den Verhandlungen mit seinen Gegnern, insbesondere die Schriften des Mannes bei, der auf das i, welches wir gefunden hatten, erst den Punkt gesetzt, dessen genialer Naturalismus die letzten feinsten Nebel der Scholastik, die auch uns noch den Sinn befangen hielten, niedergeworfen hat. Im Frühjahr 1840 las Märklin F e u e r b a c h's Pierre Bayle, der eines mächtigen Eindrucks auf ihn nicht verfehlte. „Feuerbach — schreibt er — ist ein köstlicher Mensch, durchaus wahr und ohne alle Selbsttäuschung. So lange wir nicht, wie er, so rücksichtslos, nur die Erforschung der Wahrheit im Auge, auf dem Gebiete der Theologie verfahren, kommt nichts heraus. Ich habe viel von ihm gelernt. Er hat mich in Manchem befreit. Wir haben uns bisher durch die in vielen Stücken doch noch unfrei und scholastisch construirende Hegel'sche Philosophie Manches verdunkeln statt erhellen lassen. Man hängt immer noch unwillkürlich an dem eingesogenen Vorurtheil, das Christenthum müsse die letzte, höchste Wahrheit sein; statt daß wir dasselbe der Wahrheit unterordnen, und diese allein zum Princip der

Forschung machen sollten, müßte auch jenes darunter größtentheils zu Grunde gehen."

So war für Märklin aufs Neue und unabweislicher als früher die Nöthigung entstanden, sich eine Stellung außerhalb des Kirchendienstes, und zwar des akademischen wie des praktischen, zu suchen. „Ich kann nicht in dem Dienste einer Kirche bleiben, erklärt er einem Freunde, gegen welche ich mich durch meine Denkweise in einem Zustande innerer, heimlicher Empörung befinde. So wäre mein Leben ein in sich getheiltes, und das kann ich unmöglich länger aushalten." Was nun den Boden für eine neue Stellung betrifft, so dachte er einen Augenblick an einen ähnlichen religiösen Kreis, wie sie sich wenige Jahre später gebildet haben, an eine freie Gemeinde. „Es wird mir immer wahrscheinlicher, schreibt er, daß nach und nach alles wirkliche geistige Leben aus dem absterbenden Körper der Kirche sich herausziehen, und sich zunächst ein Neues, in der Form einzelner nach Wahlverwandtschaft sich bildender Kreise, gestalten werde. Und Besseres ist dieses Polizei-Institut, diese Zwangsanstalt für das Denken, diese alte Kirche, nicht werth, als daß sie bald zusammenstürzt. Wäre diese meine Ansicht richtig, so wünschte ich nur noch die Freude zu erleben, der Prediger eines solchen frei gebildeten Kreises zu werden. Aber wie wäre jetzt Hoffnung dazu?" Und etwas später: „Wenn ich nur wüßte, ob eine kleinere oder größere Zahl uns zufiele, daß sich eine neue religiöse Gemeinschaft bilden ließe, dann hätte ich gute Lust loszuschlagen." Doch er traute sich das gemeinschaftbildende, organisirende Talent nicht zu, welches hiezu erforderlich gewesen wäre. Ganz isolirt aber dazustehen, „ausgestoßen aus der Kirche, aus der Gesellschaft, dazu — gesteht er — fehlt mir oft noch der Muth, und daß er mir fehlt, wird mir dann wieder zur Anklage gegen mich. An das tägliche Brod denke ich zuletzt; theils hätte es damit nicht die ärgste Noth, theils könnte ich mich an alle Entbehrungen gewöhnen, das Bewußtsein, der Wahrheit sich geopfert zu haben, würde schon über solche Sorgen erheben. Du willst Deinen Glauben erst mit Deinem Testament eröffnen. Das ist das argumentum a tuto. Aber freilich, zuletzt wird es

uns allen so gehen. Mit unsern Bedenklichkeiten, wechselnden Stimmungen u. s. f. geht unsre Lebenszeit dahin, und wir sind am Ende, ehe etwas gethan ist. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

Bereits während der Verhandlungen in Betreff der Tübinger Professur hatte sich Märklin einmal dahin geäußert, wenn sie sich zerschlügen, müßte er den theologischen Studien, so schwer ihm dieß auch fallen würde, für immer entsagen, und sich tiefer in das Gebiet der Pädagogik hineinarbeiten, auf welchem er sich doch wenigstens ohne Furcht vor Verketzerung aussprechen könnte. Nach dem Mißlingen des Tübinger Planes bittet er den Vater, den Minister Schlayer zu sondiren, was dieser für ihn zu thun gedenke, um seine Kräfte für den öffentlichen Dienst zu erhalten; denn vor seinem gänzlichen Ausscheiden aus diesem, das für ihn eine Art partiellen geistigen Selbstmordes sein würde, halte er es für Pflicht, noch das Mögliche zu versuchen. Im Juni kam er selbst nach Stuttgart, sprach sich gegen den Minister offen über seine Verhältnisse aus, und dieser ermunterte ihn, sich um eine Lehrstelle zu bewerben. Nun wurde eben damals eine Professur am Gymnasium in Heilbronn erledigt, Märklin bewarb sich um dieselbe, und sie wurde ihm, seiner der Behörde wohlbekannten Tüchtigkeit wegen ohne vorgängige Prüfung, auf welche sich allseitig vorzubereiten, die Zeit nicht mehr reichte, unter dem 12/13 August 1840 (vorerst provisorisch, im Jahr darauf definitiv) übertragen.

Märklin fühlte sich glücklich. „Ich freue mich nach Heilbronn, schrieb er einem Freunde. Meine künftige Beschäftigung wird doch nicht mehr die mit verschrobenen Zuständen sein, wie bisher. Denn was ist denn alle Theologie und Kirche, als die pure Verschrobenheit, Unwahrheit, Unnatur? Ich sehne mich nach der gesunden Nahrung der alten Classiker und der Geschichte. Ich will aus voller Seele ein Heide sein; denn hier ist doch Wahrheit, Natur, Größe." Als sich in Calw die Nachricht von seiner Ernennung nach Heilbronn verbreitete, zeigte sich, daß die Hetzereien der Pietisten doch nicht im Stande gewesen waren, das

gesunde Gefühl der nur einigermaßen Unbefangenen an ihm irre zu machen. Das Bedauern über seinen bevorstehenden Abgang war allgemein; Märklin empfing in jenen Tagen von den Mitgliedern der Gemeinde Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die ihn überraschten und rührten, und so oft er später zum Besuche wieder nach Calw kam, entstand ein Zulauf, der ihm bisweilen unbequem wurde. Theils war es seine Wohlthätigkeit: in den späteren Nothjahren konnte man in Calw hin und wieder den Wunsch aussprechen hören, daß doch Herr Helfer Märklin noch da sein möchte, als ob er allem Elend hätte ein Ende machen können; theils aber war es doch auch der Eindruck seiner sittlichen Persönlichkeit, da die Menschen in ihm wie in keinem andern das verkörpert sahen, was er lehrte. Nur Stockpietisten und vor Allen die pietistischen Pfarrer der Diöcese beharrten in ihrer Feindseligkeit; sie hatten kein freundliches Wort für den Scheidenden, dem wir es doppelt gönnen wollen, daß er nun, wie zu hoffen ist, menschlicheren Verhältnissen und Umgebungen entgegengeht.

Achtes Kapitel.

Märklin, Professor am Gymnasium zu Heilbronn.

In den ersten Tagen des Oktobers 1840 siedelte sich Märklin nach Heilbronn über, das schon seit einer Reihe von Jahren als der Wohnsitz seiner Eltern ihm eine Heimath gewesen war. Der noch lebende Vater (die Mutter war schon vor mehreren Jahren gestorben; der Vater selbst starb im folgenden), eine verheirathete Schwester, zahlreiche Bekannte aus seiner letzten Schulzeit und von den nachherigen Besuchen, der leichtere gesellige Ton der Stadt, versprachen, als freundliche Zugaben zu der Hauptsache, dem angemessenern Berufe, unserem Freunde einen angenehmen Aufenthalt.

Vor Allem war er froh, seiner peinlichen Lage im Kirchendienst entronnen zu sein. Er fühlte sich von drückenden Fesseln befreit; ihm war so wohl, schrieb er, wie einem aus dem Kloster entsprungenen Mönche, der die Kutte mit einer menschlichen Kleidung vertauscht hat; jeden Morgen dankt er seinem Schöpfer, daß er heraus ist, und spricht mit muthwilliger Freude von seinen Fortschritten in der Paganisirung. Und doch mischte sich in diese Freude Anfangs noch ein leiser Schmerz. Seine theologischen Studien waren ihm, von den praktischen Verwicklungen abgesehen, in die sie ihn geführt hatten, an sich ein theures Lebenselement geworden, dessen er sich nicht so leicht entwöhnen konnte. Nur ungern gab er ihnen den Abschied, was er doch mußte, um sich in sein neues Amt einzuarbeiten; er fand

den Faden seines Studiums gewaltsam durch äußere Umstände abgerissen, nicht von innen heraus freiwillig abgelöst; er behielt sich daher vor, später bei besserer Muße zu der liebgewordenen Beschäftigung zurückzukehren, und spricht in der nächsten Zeit noch einigemale von der Lust, die er empfinde, in den fortgehenden theologischen Streit hin und wieder noch einen Trumpf zu werfen. Doch erkaltet allmählig dieses theologische Interesse; er äußert später, diese Dinge liegen wie ein wüster Nebel hinter ihm; er findet sich denselben so entrückt, daß er sich nächstens besinnen müsse, ob er denn wirklich einmal Theolog und „Helfer", wovon er jetzt selbst schon den Namen abscheulich findet, gewesen sei; die Theologie ist ihm abhanden gekommen, er weiß nicht, ob sie noch am Leben, oder vollends ausgezehrt ist. Denn immer mehr kam er zur Ueberzeugung, „daß alles Positive sich überlebt habe, statt dessen nun das rein Humane, das ächt Menschliche hervorzubilden und in's Leben einzuführen sei." Und so weit entfernt war er in der spätern Zeit, sich zu den theologischen Studien zurückzuwenden, daß er einmal in seiner lebendigen Weise schreibt, man sollte polizeilich vor der Theologie warnen, da sie die Leute unwahr, herrschsüchtig, unduldsam und unnatürlich mache; — oder unglücklich, hätte er hinzusetzen können. Dabei überzeugte er sich indeß immer mehr, daß wir, wie er sich ausdrückt, „früher viel zu sehr Schwärmer waren, wenn wir meinten, die Welt müsse im Galopp zu unsern Ansichten bekehrt werden. Den Leuten ist es wohl in ihrer Sauce; wer etwas Anderes will, nun ja, dem fehlen die Mittel heut zu Tage nicht mehr, das Bessere zu finden; allein die Mehrzahl will nicht Wahrheit, sondern was ihr wohlthut; jede positive Religion aber ist eudämonistisch, und darum wird sie immer Bekenner genug zählen;" was er ein andermal noch schärfer so ausdrückt, mit dem Christenthum habe es noch gute Wege, so lange sein Grunddogma von der Schlechtigkeit aller Menschen noch so wahr sei.

Sein neues Amt und die dazu erforderlichen Studien nahmen bald, wie seine ganze Zeit, so auch seine ganze Neigung in Anspruch. Er hatte die Geschichte in zwei Klassen des oberen

Gymnasiums und in der Oberrealklasse, die römischen Antiquitäten und die römischen Prosaiker je in einer Klasse vorzutragen; dazu kam dann Unterricht in deutscher Sprache, deutscher Literatur und Aesthetik, mit Uebungen in der Deklamation und in deutschen Aufsätzen verbunden, wie dem Lesen der lateinischen Schriftsteller lateinische Stylübungen zur Seite gingen; endlich Logik und Psychologie. Einen Zuwachs von Geschäften gab noch die nicht unbedeutende Gymnasiumsbibliothek, deren Verwaltung Märklin übernahm, und die ihm bald um so mehr zu thun machte, als sie in ein neues Lokal überzuschaffen war.

Kein Wunder, daß Märklin zu Anfang seines Heilbronner Aufenthalts einem Freunde klagte, es scheine sein Geschick zu sein, rastlos durchs Leben gejagt zu werden; habe er in Calw, in Folge vielfacher Amtsgeschäfte, keine Ruhe gehabt, so könne er hier ebensowenig zu Athem kommen. Uebrigens bedaure er es nicht, außer in der Hinsicht, daß er sich weniger als er wünschte seiner Familie und seinen Freunden widmen könne. Denn auf der andern Seite gewährten ihm seine neuen Beschäftigungen immer steigende Befriedigung. Gleich Anfangs äußert er, daß sein Beruf ihm gefalle; die Beschäftigung mit Geschichte und Classikern habe großen Reiz, und in seine Schüler, wenigstens die fähigern, hoffe er einen wissenschaftlichen Sinn bringen zu können. „Mein Amt, schreibt er später, füllt mein Bewußtsein ganz aus; in meinen Studien, namentlich den geschichtlichen, lebe ich mit allen Fäden meines Geistes. Ich habe keine Ruhe, bis ich meine Fächer mir möglichst angeeignet habe, und unter diesen ist das der Geschichte, welches mich am meisten beschäftigt, so unermeßlich, daß ich, Gottlob, auf die ganze Zeit meines Lebens gehörig für mich gesorgt sehe. Ich habe hierin jetzt angefangen, die Quellen zu lesen, und diese lassen mich nicht mehr los.“ Und ein andermal meint er, wir haben uns lange genug mit dem bloßen Negiren abgegeben; man müsse sich auch wieder mit positiven Anschauungen erfüllen, wie sie Geschichte und Kunst darbieten. „Ich fühle täglich, wie wesentlich es für mich ist, nach dieser Seite, wo meine Bildung noch mangelhaft war, mich allmählig

zu ergänzen, so weit es möglich ist. Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit der Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter beschäftigt, und komme jetzt an die Geschichte derselben von der Reformation an." Aus der erstern Periode interessirte ihn besonders das Nibelungenlied, und er fand es sehr fehlerhaft, daß wir im Kloster von allem dergleichen nicht das Mindeste erfahren haben, was jetzt bei jungen Leuten jenes Alters mit Recht einen Hauptgegenstand des Unterrichts bilde. Daß ihm das wiederaufgenommene Studium der Classiker, vor allem des Tacitus, dessen Germania und Agricola zu seinen Pensen gehörten, dann des Horaz und der griechischen Tragiker und Lyriker, die er mit einzelnen Schülern privatim las, hohen Genuß gewährte, versteht sich von selbst; noch im letzten Jahre seines Lebens preist er es als ein glückliches Geschenk der gütigen Götter zur Abwehr der wüsten Geister der Gegenwart, griechische Geschichte vortragen, und im Zusammenhang damit griechische Dichter studiren zu dürfen. Selbst bis zu einer Art von Bücherenthusiasmus, der ihm selbst komisch vorkommt, steigert sich bisweilen die Freude unseres Freundes an seinen Studien. „Die Leute — schreibt er aus Anlaß seiner Bibliothekgeschäfte — betrachten alte Folianten eo ipso als werthlos: und in diesen todten Folianten steckt oft mehr Weisheit, als in ihren lebenden Köpfen. Ich möchte, wenn ich Zeit hätte, mich ganz in diese Folianten vertiefen; sie geben einen ungestörten Genuß, und draußen in der Welt und Gegenwart (1844) können wir ja doch nichts thun." Und ein andermal, wo er von dem zurückgezogenen Leben spricht, das er führe, fährt er fort: „Am liebsten ist mir's in meinen Büchern. Ich schwelge gegenwärtig vielfach in dieser Beziehung. Ich habe in den letzten Wochen noch einmal Bensen's Bauernkrieg, Columbus von Irving, Machiavell's Florentinische Geschichte gelesen; Tacitus ist meine Morgenandacht, und Abends lese ich mit meiner Frau und einem Freunde Tieck's Herensabbath, eine treffliche Novelle, die mir bisher unbekannt war."

Doch weit entfernt war unser gewissenhafter Freund, in seinen Studien nur für sich persönlichen Genuß zu suchen; vielmehr

war sein Streben immer zugleich dahin gerichtet, sie für seine Zöglinge fruchtbar zu machen. Mit seltener Gewissenhaftigkeit bereitete er sich auf seine Unterrichtsstunden vor, seine Hefte waren in musterhafter Ordnung, und wurden jedes Jahr ergänzt und theilweise umgearbeitet. „In diesen Heften — schreibt sein Amtsnachfolger, unser vortrefflicher Rümelin — ist Alles ohne Unterschied gleich gediegen, mit dem gleichen Fleiße ausgearbeitet. Jedem andern Lehrer wird es begegnen, daß er etwas ungleich in seinem Unterricht ist, manchmal durch Abhaltungen genöthigt, es etwas weniger genau zu nehmen u. s. f. Davon ist bei Märklin keine Spur; man kann diese hunderte von Bogen durchgehen, nirgends wird man ihn über einer auch nur kleinen Nachläßigkeit oder Gedankenlosigkeit ertappen. Dabei sind immer alle Hauptschriften gelesen und berücksichtigt, Neues oder neu Erforschtes besonders nachgetragen." — In seinen geschichtlichen Vorträgen wußte Märklin das biographische Element, das auf die Jugend immer am stärksten wirkt, mit dem pragmatischen geschickt zu verbinden. Während er daher nie versäumt, die Hauptfiguren der alten und neueren Geschichte in plutarchischer Weise nach ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit zu zeichnen, wendet er zugleich dem Gang der öffentlichen Verhältnisse, der allmähligen Entwicklung der Verfassungen, die genaueste Aufmerksamkeit zu. Ob er hierin für den Standpunkt eines Gymnasiums nicht hin und wieder gar zu gründlich zu Werke gegangen, auch wohl der Fassungskraft gewöhnlicher Schüler zu viel zugemuthet habe, ließe sich den Heften nach vielleicht fragen; doch kann der mündliche Vortrag hier viel ausgeglichen haben, der bei Märklin von besonderer Energie und Lebendigkeit war. In diese Vorträge legte nun aber Märklin, außer den Früchten seines gewissenhaften Fleißes und seiner geläuterten Einsicht, zugleich das ganze Gewicht seiner moralischen Gesinnung. Die sittliche Macht, die gerechte Nemesis, die sich in der Geschichte vollzieht, suchte er der Jugend erkennbar zu machen, und wir werden bald Gelegenheit finden, ein Beispiel zu geben, wie ergreifend er dieß zu thun wußte. Bei der Lectüre der Classiker verstand Märklin wie Wenige die Kunst, die

Gemüther der Jugend für diese Studien zu gewinnen, indem er, ohne die philologische Grundlage zu vernachläßigen, seine Schüler immer zugleich in den Geist der Schriftsteller und in die ganze Welt des Alterthums einzuführen strebte. Statt daß manche andere Männer seines Faches durch grammatische Trockenheit oder pedantische Gelehrsamkeit die jungen Leute für immer von diesen Studien abschrecken, hat Märklin in allen bessern Schülern eine bleibende Begeisterung für das classische Alterthum erweckt. Bei der Nachricht von seinem Tode fiel ihnen unwillkürlich der Schluß von Tacitus' Agricola ein, den er nie ohne besondere Gemüthserhebung las und erklärte, und sie wendeten den herrlichen Nachruf trauernd auf den geschiedenen Lehrer an. Mußte er ihnen doch selbst als einer jener Alten erscheinen, deren Hochsinn und Geistesgröße, deren Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, Bürgertugend und Vaterlandsliebe, er ihnen nicht blos in Worten, sondern in seinem eigenen Thun und Wesen verkörpert zur Anschauung brachte. Auch die Themata zu lateinischen Stylübungen, welche Märklin seinen Schülern zu diktiren pflegte (die Nothwendigkeit solcher Componir-Uebungen hat er in einem eigenen kleinen Aufsatze*) gegen neuere Angriffe in Schutz genommen), sind von demselben Geiste durchhaucht, der ihn als Lehrer wie als Menschen beseelte. Sei es, daß er die Vaterlandsliebe eines Demosthenes, die Charakterstärke Cato's, Schillers und Göthe's edeln Freundschaftsbund, zum Gegenstande nimmt; oder daß er die Idee der Sophokleischen Antigone, der Gruppe der Niobe, in schlichten Worten entwickelt; daß er die Würde der Wissenschaft, insbesondere der classischen Studien, seinen Zöglingen fühlbar zu machen sucht; oder endlich, was er in den beiden letzten Jahren wiederholt zu thun für seine Pflicht hielt, dem verderblichen Einflusse des demokratischen Schwindels auf die jungen Gemüther mit weiser Mahnung entgegentritt: überall ist es derselbe, von den höchsten Ideen genährte, mit allem Schönen und Guten vertraute Geist, der alle Wege und Gelegenheiten

*) Das Lateinschreiben in den gelehrten Schulen. Jahrbücher der Gegenwart, 1848, No. 6.

benützt, auch seine Schüler für denselben heiligen Dienst heranzuziehen. Diese Exercitien, auch durch die einfach schöne Latinität der Conversionen ausgezeichnet, bilden ein wahres philologisch-pädagogisches Erbauungsbüchlein.

Doch Märklins Einwirkung auf seine Schüler war keineswegs auf die Unterrichtsstunden beschränkt. Indem er mehrere derselben, dringenden Wünschen der Eltern nachgebend, auf seinem Zimmer arbeiten ließ, bürdete er sich zwar eine neue Last auf, sofern er nun, um die jungen Leute nicht ohne Aufsicht zu lassen, bis zum späten Abend an seine Studirstube gefesselt war; doch zog er sich andrerseits in ihnen einen Kern, gleichsam eine Garde heran, durch welche, als die nächsten Träger seines Sinnes und Geistes, er um so sicherer auf die übrigen wirken konnte. Märklins Bemühungen um diese näheren Zöglinge blieben nicht unbelohnt: er sah die geistig-sittlichen Keime, die er in die Seelen der jungen Leute gelegt hatte, aufgehen und Gedeihen versprechen; sie hingen mit unbegränzter Verehrung und Liebe an ihm; sein Tod traf sie, von denen einige schon auf die Universität abgegangen waren, wie der eines Vaters, und machte seine Lehren und sein Beispiel ihnen vollends heilig und unvergeßlich. Auch den übrigen Schülern war Märklin ein stets zugänglicher, freundlicher Berather, und wie er die fähigern unter ihnen durch gemeinsames Lesen alter Schriftsteller privatim weiter zu fördern sich angelegen sein ließ, ist bereits erwähnt worden. Eine Schülerbibliothek, zur belehrenden Privatlectüre der Zöglinge bestimmt, war ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ihm selbst war der Verkehr mit der Jugend lieb und erfrischend, und eine Turnfahrt mit zwanzig Schülern auf den Hohenstaufen und in die Umgegend machte ihm noch in seinem vorletzten Lebensjahre große Freude. Sah er sich einmal durch Fehltritte der Zöglinge zur Strenge genöthigt, so wirkte sein strafendes Wort um so tiefer und erbitterte um so weniger, als es, frei von persönlicher Leidenschaft, nur der Sache galt; als sein Zorn nur ein Schmerz darüber war, daß die sittliche Ordnung, und zwar von einem derjenigen verletzt worden, in welchen dasselbe Gleichgewicht

zwischen Wissen und Wollen, wie es in ihm bestand, auszubilden und zu erhalten, er als seinen heiligsten Beruf erkannte.

Zu schriftlichen Ausarbeitungen über den Zweck des Unterrichts hinaus gab unsrem Freunde die Sitte der Würtembergischen Gymnasien Veranlassung, den Geburtstag des Königs am 27. September durch Programm und Rede zu feiern. Drei ungedruckte Reden und ein Programm liegen vor mir, die sämmtlich für Märklins Eigenthümlichkeit mehr oder minder charakteristisch sind. Die Festrede des Jahres 1841 handelt von „den Grundlagen des Sittlichen in den verschiedenen Perioden der Weltgeschichte." Was ist es, fragt er hier, das wir Jetztlebenden, im Geiste der Gegenwart Gebildeten, in unsrem sittlichen Thun und Lassen als die höchste Auctorität anerkennen? „Dem Juden, antwortet er, war das Höchste, was der Herr, sein Gott, zu Mose gesagt hatte; dem Griechen, dem Römer, war das Erste, was dem Vaterlande dienlich und förderlich wäre; dem christlichen Mittelalter war die Kirche die höchste Auctorität, den letzten Jahrhunderten, was Schrift oder Symbol lehre. Wir weisen alle äußern Bestimmungsgründe zurück, und lassen unser Gewissen entscheiden; das, sind wir gewiß, muß uns das Rechte lehren. Was ist es ferner in unserem Handeln, dem wir allein sittlichen Werth zugestehen? Nur das, was sich als unzweideutiges Werk der freien Liebe darstellt. Was ist es, das wir in unserem Verhalten zu einander als höchste sittliche Forderung ansehen? In jedem, wer er auch sonst sei, die Menschheit anzuerkennen, jeden als Menschen zu behandeln, in dem Individuum die Gattung zu ehren. Daß dieß im Allgemeinen der Charakter unsrer jetzigen sittlichen Denkweise ist, wer möchte das läugnen? Aber ebendamit ist uns auch die wahre, die höchste und umfassendste Grundlage des sittlichen Bewußtseins gegeben. Eine Grundlage, in der That, die hoch über jener der altjüdischen (und, müssen wir in seinem Sinne hinzudenken, der christlich-kirchlichen) Sittlichkeit steht; denn schon das Wort, Gewissen, schließt uns die ganze Innerlichkeit dieser Anschauung auf. Was bedeutet uns Gewissen anders, als die sittliche Idee, zu einer innerlichen Macht geworden,

als das Wissen des Rechten und Guten in sich selbst, auch ohne äußere Auctorität? und was ist Liebe anders, als das Herausgehen aus sich selbst, um jeder dem andern das Seine mitzutheilen und in dem andern zu sein? Und stehen wir nicht mit dieser Grundlage über jeder Unfreiheit der frühern Zeiten? Denn seinem Gewissen getreu handeln, das ist allein die wahre Freiheit, und mit der Anerkennung der Menschheit in allen ist erst die wahre, freie Gemeinschaft der Menschen unter einander möglich, aus ihr entspringt die ächte Humanität. Diese Grundlage ist fester als alle andern; denn sie ist Eins mit unserem eigensten innersten Selbst, von ihr zu weichen und sie aufzugeben, wäre nichts andres, als uns selbst aufgeben und die Menschheit in uns verläugnen."

In seinem Programm über die Freundschaft*) zeigt sich recht, wie Märklin dieses Verhältniß nach seinen verschiedenen Seiten durchgeprobt hatte, und in sein tiefstes Wesen eingedrungen war. Gleichheit der Bestrebungen und Ansichten auf sittlicher Grundlage, ist ihm Bedingung der Freundschaft; doch sind „diese Momente für sich allein noch nicht hinreichend, die eigentliche Freundschaft zu erzeugen, sondern es geht aus ihnen nur das Gefühl der Achtung oder Hochschätzung hervor. Die Freundschaft aber verlangt noch ein anderes Element, sie geht auf die besondere Eigenthümlichkeit des Andern, auf das, worin dieser ein individuell gebildetes Wesen ist, und in sich die Menschheit in eigener Mischung ihrer Elemente darstellt. Diese müssen in jedem von beiden anders gemischt und zusammengebunden, jede von beiden Persönlichkeiten muß eigenthümlich angelegt sein, aber so, daß die eine zu der andern als ergänzend, mildernd oder verstärkend, hinzutritt, daß beide sich gegenseitig suchen und anziehen; und indem so auf der Grundlage jener Uebereinstimmung diese Verschiedenheiten sich berühren und durchdringen, wird die Freund-

*) Ueber die Stellung und Bedeutung der Freundschaft im Alterthum und in der neuen Zeit. Einladungsschrift ꝛc. von Prof. Dr. Märklin. Heilbronn 1842.

schaft eine der sittlichen Formen, in welchen die menschliche Natur zu ihrer harmonischen und vollendeten Darstellung gelangt."

Im Jahre 1845 machte Märklin zum Gegenstande seiner Rede eine „Vergleichung des griechischen und römischen Gerichtsverfahrens in Criminalsachen mit dem der jetzigen Staaten, namentlich Englands und Frankreichs," und zwei Jahre später entwarf er im Leben der „Livia, Gemalin Augusts, ein Sittenbild aus der ersten römischen Kaiserzeit." Die Rede über Livia gehört zum Besten, was Märklin geschrieben hat; sie beruht auf sorgfältigen Quellenstudien, entwirft in festen, einfachen Umrissen die Charakterbilder eines Kreises bedeutender Menschen, und erreicht durch die Anschaulichkeit und den sittlichen Ernst, womit sie die schrecklichen Geschicke sich vor unsern Augen vollziehen läßt, eine wahrhaft tragische Wirkung. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie bei bessern Zeiten zum Drucke bringen zu können. „In der That — so schließt die Rede, und gibt damit die Grundidee von Märklins Geschichts-Auffassung an — eine Tragödie im hohen Style, und doch zugleich ein ganz geschichtlicher Boden, auf dem wir stehen. Dieß ist einer der Punkte in der Geschichte, an welchen uns die ganze Größe und Erhabenheit derselben entgegentritt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — dieses Wort bewährt sich auch hier, und darin liegt zugleich der hohe Genuß, den uns die Beschäftigung mit der Geschichte gewährt. Mag es oft dem ferner Stehenden scheinen, als wäre es, gegenüber von den wirklichen Gestalten des Tags, nur ein Reich der Schatten, unter denen wir bei der Beschäftigung mit der Geschichte wandeln: es sind allerdings Schatten längst abgeschiedener Todten; aber der Zauberstab der Geschichte belebt dieses Schattenreich, daß sie sich um uns sammeln, wie einst jene Schatten um Odysseus, daß sie uns Rede stehen, jeder, wie es dort heißt, „redend sein Verhängniß," daß sie uns von den vergangenen Zeiten erzählen, in denen sie gelebt, gehandelt und geduldet, und beredter, als die oft noch unentwirrte Gegenwart, uns verkündigen das Walten der höhern Mächte, die Hoheit der Tugend, die rächende Nemesis in den Geschicken der

Menschen, die ewige Harmonie der sittlichen Weltordnung. Und voll von den hohen Eindrücken dieses Schattenreichs kehren wir dann, gekräftigt und gehoben, zurück zu dem Lichte des Tages, um, ungeirrt durch die wirren Stimmen des Marktes, mitzuarbeiten an den Aufgaben der Gegenwart und des wirklichen Lebens."

Für ein etwa künftig zu schreibendes Programm hatte sich Märklin bereits in dem Leben Dion's einen neuen Stoff ausersehen. Platon an dem Hofe der Dionyse, Dion, der philosophische Reformer, sein Kampf mit abgefeimten Volksleitern wie Herakliдes, und sein tragischer Ausgang, versprachen reichliche Ausbeute an Charakteren und Situationen, ein zeitgemäßes Spiegelbild. — Noch ist hier der poetischen Anthologie zu gedenken, welche Märklin zum Behufe seines Unterrichts in deutscher Literatur und Deklamation drucken ließ, und welche in mäßigem Umfang eine sehr zweckmäßige Auswahl deutscher Dichtungen aus der neueren und neuesten Zeit (im Epos bis zum Nibelungenliede zurück) enthält.*)

So freundlich die geselligen Verhältnisse in Heilbronn sich für Märklin gestalteten, so vermißte er doch auch hier Anfangs einen Freund, dem er sich ganz eröffnen konnte. „Ich sehne mich oft sehr — schreibt er — nach offenem Gespräch, nach Menschen, die mich lieben, weil sie mich verstehen. Sonst habe ich nicht viel geselliges Bedürfniß, auch wenig Talent dazu, und biete der Außenwelt wahrscheinlich das Bild eines gelehrten Professors dar, mit dem nicht viel anzufangen sei, weil er ja so wenig unter die Leute komme. Uebrigens drängt sich die Verschrobenheit der Zeit (1841) auch in die Gesellschaft störend ein. Ich möchte oft unsere Alten beneiden, die noch so harmlos sangen: Es kann ja nicht immer so bleiben &c. Wir singen im Herzen stets Kriegslieder gegen einander, und äußerlich machen wir freundliche Grimassen. Uns insbesondere verfolgt unsere von der der ganzen übrigen Welt abweichende Denkart auch in das gesellige Leben. Man kann auch da sich nicht ungescheut geben, wie man denkt; man sollte überall limitiren, retardiren, verschweigen u. s. f.

*) Deutsche Anthologie für höhere Lehranstalten und für Freunde der Poesie. Heilbronn 1844.

Das hat der Teufel gesehen. Ich gehe doch zuletzt noch in ein Kloster. Das Beste, was einem am liebsten ist, darf man den Leuten nicht sagen, sonst ist es aus mit Zutrauen und harmloser Geselligkeit. So lange man nicht von sich wissen lassen darf, daß man an keinen persönlichen Gott und an keine Unsterblichkeit glaubt, und so lange man einen solchen noch als Seeungeheuer ansieht, fürchtet oder verachtet — o lieber Gott, wer mag da von Bildung unseres Jahrhunderts reden? Es sind Barbaren." Man sieht: war auch unser Freund in seiner neuen Stellung der Nothwendigkeit enthoben, sich in seiner Mittheilung in Formen zu bewegen, die für ihn keine Wahrheit mehr hatten, so war ihm damit noch lange nicht die Möglichkeit gegeben, dasjenige frei mitzutheilen, was ihm Wahrheit war, und auch von diesem Zwange fühlte er sich gedrückt. „Ich weiß nicht — schreibt er — bin ich besonders erregbar oder nicht; aber mir wenigstens geht es so, daß oft mitten im Gespräch mit Andern irgend ein unbedeutender einzelner Punkt, an dem auf Einmal die ganze Differenz der Anschauungsweise zu Tage kommt, mich wieder so weit von den Menschen zurückwirft, daß ich, verwundet, gleichsam alle meine Fühlfäden einziehe, und mir unendlich einsam mitten unter den Menschen, verstoßen, mit Mißtrauen angesehen, vorkomme." Daß dem Mangel eines Freundes von gleicher Weltanschauung kurz nachher durch seine Ansiedelung in Heilbronn abgeholfen worden ist, darf der Verf. dieses Lebensabrisses hier nicht verschweigen; zudem sonderte sich bald aus der größeren Gesellschaft ein engerer Kreis von alten Schulfreunden, Collegen Märklins und andern gebildeten Männern aus, der sich an bestimmten Wochentagen versammelte, und in welchem er manchen heitern Abend zugebracht hat. Auch zu dem Kernerschen Hause in dem benachbarten Weinsperg entwickelte sich immer mehr das innige Verhältniß, das zwischen einem Charakter wie Märklins und einem Gemüthe wie das unsres Justinus nicht ausbleiben konnte.

Das reinste Glück war unserem Freunde auch jetzt wie immer in seinem häuslichen Kreise beschieden. Seine Gattin schenkte ihm zu dem in Calw geborenen Knaben bald nach dem Aufzug

in Heilbronn ein Mädchen, und das anmuthige Kinderpaar wuchs zur Freude der Eltern gesund und gutartig heran. Ihrer Erziehung wandte Märklin, so weit seine Amtsgeschäfte es gestatteten, die gewissenhafteste Sorgfalt zu, wußte die strenge Forderung des Gehorsams durch Freundlichkeit zu mildern, und strebte jene humane Erziehungsweise zu verwirklichen, die er in einer zu Anfang dieser Biographie angeführten Stelle seiner „Lebenserfahrungen und Ansichten" als Ideal aufstellt. Das schöne Wort: Maxima debetur puero reverentia, wurde von Niemanden heiliger gehalten als von Märklin, und mancher weniger erziehungskundige oder weniger behutsame Freund wird sich erinnern, ihn durch Berührung von Gegenständen in Gegenwart seiner Kinder in Verlegenheit gesetzt zu haben, die, waren sie auch an sich ganz unverfänglich, Märklin doch vor den Kindern nicht besprochen haben wollte. An häufigen Gästen fehlte es nicht; das Märklinische Haus war die Herberge, wie der Verwandten, so der Freunde; wo hätte man sich auch lieber zur Erholung ein paar Tage aufhalten mögen, als unter so herzlich wohlwollenden, innerlichst edeln Menschen, in einem Kreise, dessen gemüthliche Harmonie, durch keinen Mißlaut gestört, sich wohlthätig auch den Gästen mittheilte? Auch Märklin seinerseits zählte diese mannichfachen Besuche zu den für ihn wohlthätigsten Lebensgenüssen; „leicht erzeugt sich — schreibt er an einen Freund, der mit seiner Frau einige Tage in seinem Hause zugebracht hatte — im geistigen Organismus eine gewisse Schärfe, wenn man entweder in einer widerwärtigen, unfruchtbaren Umgebung lebt, oder auch, wie ich, einen Beruf hat, der einen nöthigt, oft zu zanken, oder wenigstens straff zu sein. Ihr habt nun diese Schärfe wieder zertheilt; du würdest mich jetzt als einen wesentlich gebesserten Menschen finden, der sich zwar noch nicht rühmen kann, ein Lamm oder eine Taube zu sein, aber doch auch nicht mehr ein grimmiger Löwe, der umhergeht, zu verschlingen, was ihm in den Weg tritt, und hierin liegt der beste Dank, den ich euch für euren freundlichen Besuch sagen kann." — Gleich zu Anfang seines Heilbronner Aufenthalts benützte Märklin auch die Gelegenheit, die sich ihm darbot,

einen Garten anzukaufen, der ihm um so mehr Genuß gewährte, als die Anlagen erst zu machen waren. Hieher liebte er in der guten Jahreszeit, wenn er sich Abends von der Studirstube losgemacht hatte, seinen Weg zu nehmen, und während die Kinder sich im Grase tummelten oder im Obste sich gütlich thaten, nach seinen Blumen und Bäumen zu sehen und Lebensluft einzuathmen; oft auch am Tisch im Schatten des selbstgepflanzten Gebüsches mit seiner Familie das Abendbrod einzunehmen.

Zwischendurch gaben dann kleinere oder größere Reisen Erholung oder neue Anschauungen. Ein besonders liebes Ziel war immer Enslingen, das Dörfchen am Kocher, Rapp's, des Freundes von der Jägerstube her, idyllische Residenz. Im dortigen Pfarrhause, unter gebildeten, guten Menschen, in einem anmuthigen, stillen Thal, entfernt von seinen Büchern und Geschäften, wie in späterer Zeit vom politischen Tageslärm, unter gemüthlichem Gespräch und heitern Jugenderinnerungen, war es unserem Freunde jedesmal innig wohl, und er kehrte immer erfrischt in den Kreis seines Berufslebens zurück. Rapp's gelinder Tiefsinn und lösender Humor wirkten wie ein milderndes Oel auf Märklins Strenge; ihm, dem Alles mitfühlenden, Alles verstehenden, Alles zurechtlegenden Beichtvater seiner Freunde, erschloß auch er sich mit rückhaltlosester Offenheit, und seinen Briefen an diesen Freund verdankt unsre Biographie die werthvollsten Bereicherungen. — Auch Calw wurde mehrmals wieder besucht, wo das Gärtner'sche Haus ein freundliches Absteigequartier bot. Alles Widrige seiner frühern dortigen Verhältnisse hatte Märklin in seiner neuen Lage vergessen, und lebte jetzt, wenn er wieder dorthin kam, unter bewährten Freunden und liebgewordenen Oertlichkeiten, nur in angenehmer Erinnerung an die ersten Jahre seines Hausstandes und seiner praktischen Wirksamkeit.

Im Sommer 1846 unternahm Märklin in Begleitung seiner Frau und einer Gesellschaft von Freunden und Bekannten eine Reise nach München und in das bairische Hochgebirge, wo es ihn — schreibt er — „oft gelüstete, mitten unter himmelhohen Bergen, an stillen, tiefdunkeln Seen, unter freundlichen, gutmüthigen

Menschen, seine Wohnung aufzuschlagen." In München verweilte die Reisegesellschaft 6 Tage, „und dann — schreibt Märklin — war ich satt von dem Kunstgenuß. Es ist überhaupt schon unnatürlich, expreß zu Kunstgenüssen zu reisen; wenn man nicht täglich und von selbst von Kunstanschauungen umgeben ist, so kommt nicht viel heraus. Die Antiken erschienen mir auch wie eingesperrte Vögel, denen man ihren natürlichen Platz genommen hat, wie in Weingeist conservirte Thiere, die nur in der freien Luft und unter einem schönen Himmel ihre rechte Stelle haben. Die Kunst wird bei uns immer etwas Künstliches bleiben. Uebrigens waren mir diese Antiken fast das liebste; es war das erstemal, daß ich so viele und so ausgezeichnete sah; ich habe mehr Sinn und Verständniß für sie als für Gemälde. Unsre und besonders meine sinnliche Formbildung ist zu sehr vernachlässigt — wir sind entweder religiös, oder Kantisch-moralisch erzogen. Diese Einseitigkeit wird uns auch bleiben bis an unser seliges Ende." Auf dieser Reise hatte Märklin, wie er nach seiner Zurückkunft schreibt, alle Welt- und Zeitzustände glücklich vergessen, keine Zeitung gelesen; „jetzt darf man — setzt er hinzu — nur einen Blick in diese werfen, so hat man die Nase wieder voll von Elend, Armuth, Berliner Synode u. s. w."

Ueber eine kleinere Reise, welche er im Spätherbst 1841 mit Märklin in die Jugendheimath Blaubeuren machte, hat der Verf. dieses Lebensabrisses gleich damals für eine Freundin ein kleines

Tagebuch

aufgezeichnet, aus welchem er hier Einiges einzurücken sich erlaubt, so weit es entweder auf die Gestalt Märklins, oder auf das alte Blaubeuren lebhaftere Lichter wirft.

„Am Mittwoch Abend den 13. October — es war schon dunkel und draußen regnete es aus allen Kräften, trat mein Freund Märklin zu mir in's Zimmer mit den Worten: Jetzt mach nur und pack ein, heut Nacht fahren wir im Eilwagen nach Ulm. Ueber meinen Schrecken, die längst projectirte Reise nun gerade in solchem Wetter machen zu sollen, lachte er, ließ

sich jedoch von mir bereden, daß statt des Eilwagens ein eigenes Gefährt gemiethet wurde, um am andern Morgen nicht nach Ulm, sondern nach Urach, und von da in umgekehrter Richtung nach Blaubeuren und Ulm zu fahren. ...."

"...... Freitag. Abfahrt von Urach, in Gesellschaft Zimmermanns, im hellen Regen. Dennoch Alles heiter. Ankunft auf der hohen Alp. Zainingen, ächtes Alpdorf; die strohgedeckten Häuser haben sich, wie Schafe vor dem Wind und Frost, in eine Vertiefung der Ebene zusammengeschmiegt. Feldstetten, Posthaus, altbekannte Station. Die früher einzige getäfelte Wirthsstube durch ein geweißtes Kabinet vergrößert. Suchen nach unsern Namen in den Fensterscheiben; aber die sind neu......... Die Steige nach Blaubeuren hinab beantrage ich, zu Fuß zu gehen. Allein es regnet. Geschieht dennoch. Unter dem Schirm und durch den Regenschleier kommt einem das Altbekannte, lange nicht mehr anders als nur in der Einbildungskraft Geschaute, immer noch nicht recht als Wirklichkeit vor. Ankunft im Städtchen; die Straße, der Marktplatz, nach fünfzehnjähriger Entfernung noch so frisch im Gedächtniß, als hätte man's gestern verlassen gehabt. Eben daß die Erinnerung Alles so lebhaft festgehalten hatte, gibt jetzt dem Wiedersehen etwas Träumerisches, da es sich von der hellen Erinnerung kaum unterscheidet. Quartier auf der Post. Runde in der Stadt und im Kloster, schon in halber Dunkelheit. Das ehedem weiße Kloster grünlich angestrichen; der Klosterbrunnen, früher laufend, jetzt in einen Pumpbrunnen verwandelt; die Gänge aus geschnittenen Hagebuchenwänden verdorben und verwildert. Rückkehr auf die Post. Dort die alten Philister, meistens unverändert, über unsern Besuch erfreut. Süskind (gleichfalls ein ehmaliger Blaubeurer, jetzt Pfarrer in der Nähe) kommt in Reitmantel und Reiterstiefeln, im ärgsten Regen. Wir schlafen in zwei anstoßenden Zimmern, und treibens vor'm Einschlafen noch so lustig und laut, wie einst auf unsern Klosterkammern."

"Samstag. Morgens, bei erhelltem Himmel, Gang auf's Rusenschloß (½ Stunde von Blaubeuren). Neuangelegter Weg,

an der Seite des Bergs allmählig hinauf, der sogenannte Tugendpfad. Vorher durch die Bleiche, gleichfalls neu angelegt, dann über die alte liebe Blau, den Pfad hinan. Dieser Anfangs frei, dann im Wald, zuerst Föhren, dann Buchen, jung und klein Gehölz, dazwischen immer größere Felsen. Auf den höchsten Spitzen steht die Burgruine, die Felsen waren einst durch Bögen verbunden, auf denen erst das Haus stand. Einige Mauern, und ein wie in die Luft hinaus gesprengter halber Bogen, stehen noch. Das Keckste, was man sehen kann. Wie wir's zuerst von unten sahen, flog ein Weih davon auf, und begrüßte uns mit seinem Geschrei. Im Sturmschritt besteigen wir die Ruine. Es wäre schmählich, rufe ich, wenn in solcher Natur nichts aus uns geworden wäre! Mittlerweile ziehen sich wieder Wolken zusammen, und auf dem Rückweg fängt es an zu regnen. Am Blautopf vorbei. Die herrliche Farbe dieses Wasserkessels war die Einbildungskraft nicht im Stande gewesen, festzuhalten, sie überraschte uns beim Wiedersehen. Ins Kloster. Der lange, hochgewölbte, dunkelgetäfelte Gang, das sogenannte Dorment, wo wir so viel tausendmal auf- und abgewandelt, in so heitern und wieder so wunderlichen Stimmungen und Entwicklungszuständen. Die Arbeitszimmer, die alten Tische, und die kleinen, tannenen Bücherständerchen. Von manchen Bekannten noch die Namen auf Gesimsen und Tischen eingeschnitten. Der Hörsaal ärgerlich modernisirt, die Säulen weggeschafft, die gothischen Gewölbe in eine flache Decke verwandelt. Allgemeiner Unwille. Besuch beim Ephorus. Der Mann, der Anfangs nicht recht traut und verlegen ist, thaut bald auf. Als er uns einen neuen Einbau mit den Worten zeigte: „Das ist die Bibliothek*stub*, oder Bibliothek*zimmer*", so hörten wir wieder ganz den alten. Bedauern, daß statt unseres vormaligen, dicken, weingrünen, nichtsnutzigen, aber lustigen Famulus, uns ein vertrockneter ehemaliger Hofdiener, sein Nachfolger, herumführt..... Nach dem Mittagessen Spaziergang auf die Ulm zu führende Straße, um die übrigen Naturmerkwürdigkeiten wieder zu sehen. Eine Reihe freistehender, kahler Felsen, darunter der mächtigste der Metzger-

felsen heißt; er ist das berühmte „Klötzle Blei glei bei Blaubeuren.“ Ein vorwitziger Wegbaumeister hatte ein Stück davon abgesprengt, um die Straße zu erweitern, was doch viel leichter durch Ausweichen auf der andern, freien Seite zu erreichen war. Und, wie triumphirend über seine Unthat, hatte er auf die Stelle, wo das Stück weggesprengt ist, die Jahreszahl 1841 einhauen lassen. Weiterhin der Rucken, mäßiger Hügel mit einer Fläche oben, wo einst eine Burg stand, Aussicht in die beiden Thäler der Blau und der Ach, Panorama der ganzen Gegend. Ich lief hinauf, wo ich auf einem Felsensitze oft geschwärmt hatte; Märklin, der den Fuß ein wenig verstaucht hatte, blieb unten stehen, und zog ihn wie ein Storch in die Höhe. Rückweg über die Wiesen an der Blau. Schönster Anblick des Rusenschlosses von unten, wo namentlich die Grotte im Felsen, auf dem es steht, sichtbar wird. Dort hauste zu unserer Zeit meistens ein Uhu, dessen Ruf Abends schauerlich durch die Gegend tönte. Auch ist dort von einem gewissen Punkte aus ein vielfaches Echo, das oft den Hörnern und Flöten der Musiker unter uns geantwortet hatte, oder wenn mehrere zugleich Halloh! hinaufschrien, tobte es wie das wilde Heer durch die Felsenklüfte. Jetzt versuchen wir's von allerhand Plätzen aus, aber das Echo blieb uns stumm. Trauriger Eindruck. Heimweg im starken Regen, aber langsam wegen des Freundes leidendem Fuß. Zu Haus verordne ich ihm Seifenspiritus, worauf er noch einen Besuch bei'm Special macht . . . . .“

„ . . . . . Montag Morgens Rückreise über Feldstetten und Gutenberg. Hier trafen wir zwei Väter mit Söhnen, die sie in Blaubeuren einliefern wollten. Märklin fragt, mit deutlich ausgesprochenem Mitleiden im Ton, ob die jungen Leute gern in's Kloster gehen? Der eine Vater, über den seltsamen Ton verwundert, gibt mit Nachdruck zur Antwort: „So viel ich weiß, schätzen sie sich glücklich, daß sie aufgenommen worden sind.“ — Wir kannten dieses Glück, da wir der theologischen Mausfalle, in welche die Jungen so arglos hineingingen, nach langen, schmerzhaften Kämpfen, vor Kurzem erst entronnen waren.“

Neuntes Kapitel.

Allgemeines über Märklin's Persönlichkeit und Denkart.

Hier nun, in der für ihn glücklichen Zeit der sieben ersten vierziger Jahre, ehe die schicksalsschwangere 48 die Welt aus ihren Fugen und auch unsern Freund in ihre Wirbel reißt, die verhängnißvolle 49 aber ihm ein frühes Ziel steckt — hier hemmen wir den Lauf der Erzählung, und lassen an ihre Stelle die verweilende Betrachtung treten. Hat sich Märklin bisher vor uns bewegt und seine Kräfte und Eigenschaften nacheinander uns zu bemerken gegeben: so stellen wir ihn jetzt wie eine hohe Bildsäule vor uns auf, die wir rings umwandeln, um sie von allen Seiten und Gesichtspunkten zu betrachten, und keinen ihrer Züge außer Acht zu lassen. Es wird dieß um so fruchtbarer für uns sein, als in einem stillen, mehr beschaulichen als handelnden Leben, und das auch im Handeln fast ausschließlich auf den scheinlosen Kreis der erziehenden Thätigkeit beschränkt war, manche Züge des Charakters und der Denkart, wenn sie auch im Zusammenhange der Lebens- und Handlungsweise nicht unwirksam bleiben, doch nicht zur Ausprägung in einer einzelnen erzählbaren That gelangen, mithin ein Rest übrig bleibt, der nur in einer solchen allgemeinen Betrachtung nachgeholt werden kann. Wenn aber andere Lebensbeschreiber dieses Gesammtbild ihres Helden erst dann aufzustellen pflegen, nachdem sie zuvor dessen Ausgang gemeldet haben: so mögen wir dazu lieber den Zeitraum der Ruhe vor dem Sturme, der unsern Freund dahinraffte, benützen, um das verrinnende

theure Leben in seinem allzuraschen Verlaufe wenigstens für unsre Betrachtung noch aufzuhalten.

Märklin war von hoher, schlanker Gestalt, aufrechter Haltung, rascher Bewegung, starkgeprägten Zügen, welche in der Ruhe den Ernst und die Tüchtigkeit seines Charakters ausdrückten, bewegt am liebsten die Güte und Freundlichkeit seines Herzens zur Anschauung brachten. Er kleidete sich sorgfältig, war ungemein säuberlich, und der Schmutz auf der Straße war ihm wie der der Gesinnung zuwider. Sein Körper war gesund und kräftig, konnte Anstrengungen und Beschwerden, wie z. B. auf Fußreisen, wohl ertragen, einzig die Hitze ausgenommen, welche unserem Freunde in jedem wärmeren Sommer schwer zusetzte, und ihn mitunter recht ungeduldig machte; weßwegen Aeußerungen wie die, daß die Hitze ihn noch toll machen werde, ihm mündlich und schriftlich sehr geläufig waren. Dieß hing mit der großen nervösen Reizbarkeit zusammen, welche Märklin's Körper für ungünstige Einflüsse von außen wie von gemüthlicher Seite überaus empfänglich machte. Gastrische und Schleimfieber, Unterleibsentzündung, Grippe, im Herbst 1846 ein Brechruhranfall, suchten ihn nacheinander, und jedesmal sehr heftig, heim. „Da hättest Du mich sehen sollen, schrieb er nach einer solchen Krankheit an den Verf. dieses Lebensabrisses, wie mich mein ungeduldiges Wesen, das Dich so oft belustigt hat, fast aufrieb und verzehrte," und noch von seinem letzten Krankenbette aus ließ er demselben scherzhaft melden, er übe sich mit großer Anstrengung in der christlichen Tugend der Geduld. Diese Ungeduld war aber nur ein Ausläufer derselben Rastlosigkeit des Temperaments, welche andererseits die physische Grundlage von Märklins rastloser Arbeitsamkeit bildete. Er selbst bekennt, sein Temperament lasse ihm keine Ruhe, auch wenn der Beruf nicht eben dränge; selbst in den Ferien findet er immer noch etwas zu schaffen, bald auf der Bibliothek, bald sonst, und kommt so nicht von Hause fort; „man sollte mir keine Vacanz mehr geben, schreibt er einmal ganz ingrimmig über sich selbst, sondern mich lieber vollends zu Tod reiten." Eben diese Ruhelosigkeit seines Wesens gab aber unserem

Freunde schon frühzeitig das Gefühl, daß ihm kein langes Leben beschieden sein werde. „Erst seit ich hier bin — schreibt er von Calw aus — und meine Thätigkeit und Sorge sich so sehr vervielfältigt hat, ist es mir recht klar geworden, was ich für eine heißgrätige, sich in sich selbst verzehrende Natur habe. Deßhalb gedeihe ich auch körperlich durchaus nicht, wie sonst alle jungen Ehemänner. Auch werde ich gewiß nicht alt, und es ist dieß keine sentimentale Floskel, sondern ich fühle, wie die Unruhe meiner Lebensgeister mich verzehrt. Dazu kommt noch die Aufregung, in welcher die Differenz unsrer Bildung von den wirklichen Lebenszuständen uns erhält." — Ein Freund, welcher viel auf die Handschrift als Abdruck des menschlichen Innern hielt, äußerte gegen Märklin oft, daß ihn dessen Handschrift in Verlegenheit setze. Denn seinem Charakter gemäß müßte diese, des Freundes Theorie zufolge, ohne Schmeichelei gesprochen, um ein Gutes schöner und fester sein. Endlich glaubte er doch die rechte Spur gefunden zu haben, und — lieber Freund, sprach er eines Tags zu Märklin, an Dir ist mir nun klar geworden, daß die Handschrift weniger den Charakter, als dessen natürliche Grundlage, Naturell und Temperament, ausdrückt, woraus der Mensch durch freie Thätigkeit erst seinen Charakter bildet; und so deutet Deine, wenn Du mir erlaubst, etwas kritzlichte Hand auf trockene Hitze als Deine Naturbeschaffenheit hin. — Aber diese Naturbeschaffenheit, was hatte Märklin auf sie gepfropft; wie hatte er die Hitze, durch Ausscheidung alles Leidenschaftlichen, ein wenig Ungeduld abgerechnet, zur sittlichen Wärme veredelt; jene natürliche Rastlosigkeit, welche, sich selbst überlassen, ebenso schnell wieder fahren läßt, was sie rasch ergriff, wie hatte er sie durch sittliche Willenskraft zur stetigen Beharrlichkeit, zur strengen Ordnungsliebe umgebildet! Wie war es ganz aus seiner eigenen Praxis heraus gesprochen, wenn er noch in den letzten Monaten seines Lebens an einen Freund, den er zum Besuch erwartete, scherzend schreibt, er wolle ihm dann Vorlesungen darüber halten, „daß der Mensch nicht blos aus Temperament und Blut, sondern auch aus blutlosem, trockenem Wollen bestehe"; wogegen der Freund

ihn belehren möge, „daß Wille und Zweck nicht allein das Himmelreich machen, sondern auch zweck- und sorgloses Genießen des Augenblicks nöthig sei.“

Was Märklin's geistige Natur betrifft, so bot sie eine schöne, fruchtbare Mischung dar, die freilich ihm selbst im Drange der Entwicklung und der Lebenskämpfe bisweilen als ein Knäuel von Widersprüchen erscheinen wollte. „Wenn Du wüßtest — schreibt er noch in reifen Mannesjahren an einen Freund — wie oft mein Inneres von Liebe zu den Menschen überströmen möchte, wie ich mich solchen ganz hingeben möchte, die mich verstünden und liebten wie ich sie: so könntest Du mich für einen Schwärmer halten, oder Du nicht, aber andere Leute. Und äußerlich bin ich wohl trocken, einförmig, ein Verstandesmensch. Meine Natur ist auch sonderbar gemischt: ich habe Anlage zu einem in sich vergrabenen Büchergelehrten, und wieder entschiedenes Bedürfniß, im praktischen Leben wirksam zu sein, worin sich das Blut des Vaters in mir ausspricht; ich habe nicht viel Geschick, das wirkliche Leben zu handhaben, und für einen eigentlichen Gelehrten bin ich auch verdorben; ich fühle oft, daß ich Mystiker hätte werden können, und zugleich ist mir eine verständige Betrachtung der Dinge unentbehrlich. So ist der Mensch aus widersprechenden Elementen zusammengesetzt; eine Einheit und doch wieder keine, sondern ein Fluctuiren, ein Schwanken zwischen Entgegengesetztem, und es sind nur wenige Silberblicke im Leben, in welchen uns wahre innerliche Harmonie und Befriedigung zu Theil wird. Ich möchte mich oft klösterlich von den Menschen absondern, oft wieder ganz in's Leben hinein; denn unser Bücherleben ist doch nur ein halbes.“ Besonders die streitfertige, gewappnete Haltung, in welche ihn der Gegensatz seiner theologischen Ansichten zu dem geltenden Glauben gebracht hatte, wußte er mit dem Milden in seiner Natur oft nicht zu reimen. „Freund Sicherer, schreibt er einmal, der neuerdings ein großer Phrenolog geworden ist, hat kürzlich auch meinen Schädel visitirt, und wenig Ehrfurcht, viel Bekämpfungstrieb gefunden; und doch bin ich eigentlich von Natur ein stiller, sanfter, friedlicher Mensch.

So wandeln Zeiten und Zustände den Menschen um. Ich habe es früher nie so klar gewußt, wie viel Weiches in meiner Natur liegt: es gränzt hier an das etwaige Gute dicht das Mangelhafte: ich möchte gern mit aller Welt in innerer Harmonie sein, ich bin nicht metallen genug, meine Individualität würde in den andern zuletzt zerfließen. Aber so ist es eben wieder gut, daß Zeit und Bildung uns unwillkürlich andere, von den gewöhnlichen abweichende Ansichten mitgetheilt haben; wir sind in diesen erst wahre Individuen, und bleiben vor dem Nivellement der Gegenwart bewahrt." — Daß sein Biograph das „Eiferartige" in Märklins Natur für ursprünglicher hält, als es diesem in manchen Stimmungen vorkommen mochte, erhellt aus dem Obigen.

Unterscheiden wir die Hauptseiten dieser Mischung in Märklin's Natur, so ist schon früher angedeutet worden, daß seine intellectuelle Begabung gut und tüchtig war, ohne ausgezeichnet zu sein. Neidlos erkannte er in dieser Hinsicht fremde Ueberlegenheit an, bekannte sich gern als Schüler solcher Freunde, die er für begabter hielt, und meinte in seiner Gewissenhaftigkeit oft, die Rechnung zwischen ihm und ihnen möchte, was Geben und Empfangen betrifft, allzu ungleich sich stellen. So war Märklin insbesondere im Gebiete der Wissenschaft eine aufnehmende und gründlich verarbeitende, aber keine productive Natur. Seine theologischen Schriften haben wenig eigenthümliches Gepräge, sondern erinnern an die Lehrer, welchen er folgte, an Hegel, Baur, und vor Allen an Schleiermacher, dessen Styl und Sprache sogar man nicht selten durchklingen hört. Daß es ihm insbesondere an schriftstellerischem Formtrieb und Formtalent fehle, dessen war sich Märklin selbst wohl bewußt. Sei er mit einem Stoffe einmal für sich im Reinen, gestand er, so habe er keinen Trieb mehr, denselben auch äußerlich zu gestalten und für Andre (außer zu praktischen, z. B. pädagogischen, Zwecken) zurecht zu machen. Auch sei der Ehrgeiz in ihm zu schwach, um ihn bei solcher künstlerischen Thätigkeit festzuhalten; da er vielmehr, sobald er für sich eine Aufgabe des Erkennens gelöst habe, zu einer andern fortzuschreiten sich getrieben fühle. Daher findet man in seinen Schriften dem Styl nirgends

eine besondre Aufmerksamkeit zugewendet: er ist im Ganzen zwar schlicht und klar, wie das Denken des Verfassers, doch nicht selten auch schleppend: die Gedanken, wie sie nacheinander sich darbieten, so werden sie am Faden der Rede aufgereiht; wo aber ein Satz schließen, wie seine einzelnen Theile unter sich, und weiterhin die Sätze unter einander, sich gruppiren sollen, das bleibt dem Zufall überlassen. Weit weniger als in seinen Druckschriften, sind diese Mängel in Märklin's Briefen bemerklich, und um so weniger, je vertrauter ihm derjenige war, an den er sie richtete. Um so mehr schrieb er nämlich aus dem Herzen: und dieses, erregt und weniger rücksichtsvoll als der Kopf, aus dem er seine Bücher schrieb, zerschnitt seine langgesponnenen Perioden, trug in seine schüchterne Darstellung kecke Lichter und Schatten ein, und ersetzte so einigermaßen den Mangel an dialektischer und rednerischer Gestaltungsgabe in seiner Natur. Auch schon wo Märklin einen geschichtlichen Stoff von der Art behandelte, daß sein sittliches Pathos dabei in's Spiel kam, wird seine Sprache alsbald viel nerviger und schlagender; wie dieß am deutlichsten seine Rede über Livia zeigt. So führt uns bei unserem Freunde Alles immer wieder auf den sittlichen Mittelpunkt seines Wesens zurück. Nicht irgend einen Zweig des menschlichen Erkennens theoretisch weiter zu führen, war seine Aufgabe, sondern das Erkannte in sich und Andern lebendig und fruchtbar zu machen; nicht als Schriftsteller in Büchern, sondern praktisch und leibhaftig in seinem ganzen Wesen, seinem Thun und Lassen, hat er die Philosophie unsrer Zeit, das Evangelium der Humanität, zur Darstellung gebracht.

Hier war unserem Freunde schon während seiner früheren Bildungsjahre, wie wir gesehen haben, die Schleiermacher'sche Lehre mit dem hohen Werthe, den sie auf die Ausbildung der Individualität legt, fördernd entgegengekommen, und noch später begrüßte er ähnliche Aeußerungen W. v. Humboldt's und Anderer mit besonderem Vergnügen. „Nur der — schrieb er aus solcher Veranlassung — ist ein wahrer Mensch, in dem sich die menschliche Natur individuell ausgeprägt und entwickelt hat. Diese Einsicht verdanke ich zuerst Schleiermacher; durch sie war mir

für mein eigenes Streben erst ein bestimmter Zielpunkt gegeben; und es liegt in dieser Einsicht auch ein hoher Genuß, wenn man mit ihr die Menschen betrachtet, wenn man lernt, das Individuelle aus ihnen herausfinden, die menschliche Natur in ihren eigenthümlichen Gestaltungen lieben, und auch Fehler und Schwächen nachsichtiger beurtheilen, weil man in ihnen die Kehrseiten eigenthümlicher Vorzüge und Stärken findet." — Als der individuellen Grundrichtung seines eigenen Wesens, gleichmäßig bestimmt durch Natur und Erziehung, war sich Märklin eines moralischen Strebens bewußt. Wenn sich einmal ein Freund über seine allzugroße Strenge in sittlichen Anforderungen beschwerte, so berief er sich darauf, das sei seine Natur, die man gelten lassen solle. Dabei verbarg er sich die Einseitigkeit nicht, die einer solchen Richtung nahe liegt. „Wäre ich nicht zu meinem Glück der Philosophie in die Hände gefallen — schreibt er — oder wäre ich Geistlicher geblieben, so hätte ich den Beischmack des säuerlichen Moralisten angenommen. Von diesem bin ich jetzt, Gottlob, befreit; das Uebrige mag immerhin bleiben." Und so unterläßt er nicht, alsbald vor der sittlichen Gefahr zu warnen, welche der von ihm selbst anerkannte Satz, daß eines Menschen Fehler nur die Kehrseiten seiner Vorzüge seien, mit sich führt. „Ich bin darin ganz mit Dir einverstanden — schreibt er an einen Freund — man muß den ganzen Menschen nehmen, wenn man ihn beurtheilen will, und die ganze Anlage eines Menschen ist ebensosehr auch die Bedingung seiner Fehler, wie seiner Vorzüge. Ich gebe auch zu, daß man im Ganzen nicht gut werden kann, ohne durch Thorheiten und Fehler hindurchzugehen. Aber in der Anwendung hievon bin ich mit euch nicht ganz einverstanden. Weil die Fehler eines Menschen meistens die Kehrseite seiner Tugenden sind, so sehet ihr sie gern als gleich berechtigt mit diesen an, und rechnet sie euch nicht genug als Schuld auf, als das, was wohl da ist, aber nicht dasein soll. Ihr meinet, die Tugend sei nichts ohne die Fehler, könne ohne sie gar nicht wirksam, nicht Tugend sein. Ganz recht im Allgemeinen; aber sie kann ganz gut ohne diesen, ohne jenen einzelnen Fehler sein. Diesen braucht man

also an sich nicht zu hätscheln oder sophistisch zu entschuldigen. Weg mit ihm! schlag ihn todt! die Natur sorgt schon von selbst dafür, daß es mit andern, mit neuen Fehlern nicht ausgeht, daß die Tugenden immer genug an uns und Andern zu thun haben. Ich fürchte nur dieses klare Bewußtsein, diese ruhige Reflexion über etwas, was wir eigentlich gar nicht wissen sollten, oder wenigstens keine Anwendung auf unser sittliches Handeln davon machen: daß nämlich die Fehler die Kehrseite des Guten sind, daß man nur durch Fehler gut wird. Hinter diese Wahrheit steckt sich sophistisch die Begierde, und macht sichs bequem, wenn man sündigen will. Die Leidenschaft äfft den Verstand, hat ihr Spiel mit uns, und indem wir meinen, ganz speculativ vernünftig uns gegen unsre Fehler zu verhalten, und sie dabei in unsrer Gewalt zu haben, machen sie uns zu ihren Dienern. Deßwegen ist euer Standpunkt gefährlich: ihr könnet leicht dazu kommen, durch jenen Grundsatz schon zum Voraus etwas, das ihr erst thun wollet, zu rechtfertigen; während höchstens hintennach das sittliche Gefühl einige Entschuldigung des begangenen Fehlers darin suchen darf." Um so weniger war Märklin geneigt, zur Beschönigung von Fehlern eine Berufung auf die Individualität gelten zu lassen, als er zu bemerken glaubte, daß umgekehrt die wenigsten Menschen alles in ihrer individuellen Natur angelegte Gute wirklich hervorbilden. „Meistens — schreibt er — ist die Natur besser, als was der Mensch aus sich gemacht hat. Darum sind die Kinder so liebenswürdig, weil der Gott noch allein in ihnen regiert. Ich betrachte oft mein kleines Mädchen mit einer Art staunender Ehrfurcht vor der Natur. Das ist noch etwas Ganzes, Ungebrochenes, ein Ideal in seiner Art. Wir sind Fragmente, Fetzen, — daher ein Lappen, dorther ein andrer, Risse und Schußwunden, welche das Leben gemacht, Flitterstaat, den man an sich gehängt hat, — Invaliden, Schauspieler, kurz Alles, nur nicht was wir sein sollten."

Keineswegs also blos das verdankte Märklin seinen philosophischen Studien, daß er, wie er selbst sich ausdrückt, gelernt hatte, neben dem Sollen der Moral auch das Sein der Natur

anzuerkennen; sondern ebenso zugleich die Schärfung jenes Sollens selbst. „Ich bin mir lebendig bewußt, schreibt er, ohne unsre wissenschaftliche Richtung wäre ich in dem alten Schlendrian der gemeinen, landläufigen sittlichen Ansichten mitfortgegangen, und hätte also auch für das sittliche Handeln keinen Kompaß gehabt.“ Den großen Grundsatz vor Allem, daß die Tugend ihren Lohn lediglich in sich selber zu suchen habe, daß die ächte Triebfeder zum Guten eben nur die Liebe zum Guten sei, verdankte Märklin dem Studium der Philosophie. Was er, nach seiner Gewohnheit, solche Stellen gelesener Bücher, die ihn durch Zusammentreffen mit seinen eigenen Ueberzeugungen inniger berührt hatten, sich als Merk- und Denksprüche aufzuzeichnen, aus dem Don Carlos sich ausgeschrieben hatte:

Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will —

das bezeichnet, wenn wir nur etwa den „Stolz“ zu edler männlicher Fassung herabdämpfen, ganz den sittlichen Standpunkt unseres Freundes. „Jene Größe der sittlichen Gesinnung, welche die ächt antiken Charaktere auszeichnet — sagt er in seinem Freundschaftsprogramm — einer Gesinnung, die das Gute um seiner selbst willen sucht, und in dem Besitze und Genusse desselben an sich befriedigt ist, findet sich seltener unter uns, und es kann auch nicht anders sein, so lange es bei uns eine Art von Glaubensartikel ist, den die Kirche unterstützt (das mildernde „oft“ des gedruckten Textes streichen wir auf unsre Gefahr in seinem eigensten Sinne weg), daß die Schwachheit der menschlichen Natur zum Guten noch andre Motive, als die Schönheit des Guten selbst verlange, und die Philosophie mit ihrer Forderung, das Gute um seiner selbst willen zu thun, als Ideologie verspottet wird.“

Unter den Glaubensartikeln, von welchen die gewöhnliche Tugend zu betteln pflegt, war unserem Freunde keiner verdächtiger, als der Glaube an Unsterblichkeit. An diesem Punkte hatte, wie er selbst sagte, seine geistige Befreiung ihren Anfang genommen, und so behielt derselbe um so mehr eine besondre Wichtigkeit für

ihn, als ihm wohl bewußt war, daß die Bildung unsrer Zeit an keinen Theil des religiösen Glaubens so zäh und selbst leidenschaftlich wie an diesen sich anklammert. An der gewöhnlichen Ansicht war ihm nicht blos die Lohnsucht und Aeußerlichkeit der Vergeltungslehre, sondern auch, in der Forderung unendlicher Fortdauer überhaupt, der anspruchsvolle Egoismus des Individuums zuwider. „Lieber läßt sich die edle Menschheit Alles nehmen — schreibt er, denn er wird immer besonders lebhaft und sarkastisch, wenn er auf diesen Punkt zu reden kommt, — als die langweilige Ewigkeit. Die Leute thäten aber doch gut, sich jedenfalls darauf einzurichten, daß sie vielleicht auch nicht forteristiren mit ihrem lieben Ich." Und in einem andern Zusammenhange sagt er: „Der Mensch bleibt schlecht bis er stirbt, und im Sterben begeht er noch die Unersättlichkeit, mit diesem Leben nicht genug haben zu wollen." Sich selbst aber bedauert er scherzhaft, daß er unter seinen gehäuften Arbeiten „sich nicht einmal freuen könne auf die jenseitige Behaglichkeit."

Dieser Glaube war unserem Freunde in jedem Betracht, als sittlicher Antrieb, wie als gemüthlicher Trost, überflüssig geworden. Hören wir, was die letztere Seite betrifft, wie er die Gesinnung, welche ihm den Verlust theurer Angehörigen ertragen geholfen (die innig geliebte Schwester war ihm wenige Jahre vorher gestorben), einem Freunde in ähnlicher Lage mitzutheilen sucht. Hier ist jedes Wort eine Perle, wir dürfen keines zurückbehalten. „Daß mich der Tod deiner Frau schmerzlich ergriffen hat — schreibt er — davon bist du überzeugt; aber ich kann mit dir darüber nicht viele Worte machen. Ich kann dich nicht trösten wollen. Du weißt selbst, was du dir sagen sollst, und wirst von selber die Wahrheit unserer Weltanschauung jetzt in diesem Falle an dir erproben. Daß es nicht so leicht ist, habe ich wohl neulich an mir wahrgenommen, als mein Knabe bedeutend erkrankte; aber ich glaube, wenn das Schlimmste eintritt, erhält oder gewinnt der Geist seine Elasticität um so mehr wieder, und lernt es um so leichter in sein inneres Leben verarbeiten. Denn das ist die Hauptsache, wenn wir doch von vorne uns nicht mit derselben

providentia specialis trösten können, wie der schlichte Christ, und die Natur ihren Prozeß, der im Ganzen wohl ein göttlicher ist, aber im Einzelnen doch uns unteleologisch trifft, ihren Prozeß von Leben und Tod, auch an uns oder den Unsrigen unerbittlich vollziehen sehen müssen, — daß dann der Geist seine Meisterschaft über die Natur ex post bewährt, und das vernunftlose Factum zu einem ideellen Gewinn in sich erhebt. Ich bin recht begierig, von dir zu hören, wie es dir dabei innerlich gegangen, und welche Erfahrungen du in dir gemacht." Und als nun der Freund in seiner Antwort, bei aller tiefen Erschütterung, doch eine männliche Fassung zeigt, da freut sich Märklin über diese „würdige Bewährung unsrer Weltansicht in ihm"; obwohl er zweifelt, daß dieselbe gerade in diesem Punkte jemals allgemein auch nur begriffen werden werde, da sich eben hier (im Unsterblichkeitsglauben) die atomistisch-egoistische Lebensanschauung concentrire, welche das Princip der gewöhnlichen Denkweise sei. „Könnte ich nur diesen verhärteten Seelen deinen Brief hinhalten, und triumphirend sprechen: hic Rhodus, hic saltavit unus ex nostris." Und wie nach einiger Zeit demselben Freunde ein Kind starb, schreibt er ihm: „Je tiefer ich es mitfühle, ein desto schlechterer Tröster müßte ich für dich zu sein glauben, wenn ich nicht wüßte, daß eine wahrhafte und aufrichtige Theilnahme, die uns nicht trösten, sondern nur mitfühlen und mitverarbeiten will, besser tröstet, als aller beabsichtigte Trost. Das Leben ist ein Kriegszug, lieber Freund; es geht nicht ohne Narben ab, wir dürfens nicht anders erwarten, und es bleibt auch bei Keinem aus. Aber wie dem rechten Soldaten die vielen Wunden und Narben den Muth und das freudige Selbstgefühl erhöhen, statt sie zu dämpfen: so soll es auch bei uns sein. — Ich kann dir nicht viel schreiben — fährt er hernach fort — so oft ich deinen Brief wieder durchlese, erfaßt mich der Schmerz aufs Neue, und ich will es dir nicht verbergen. Man täuscht sonst in solchen Fällen die Leute durch erheuchelte Ruhe und Fassung; ich möchte bei dir sein können, und mit dir weinen. Es stirbt ein Theil unseres Selbst mit einem Kinde. Lieber Freund! auch unsre geistige Natur läßt sich

nicht gebieten, sie will in allen Dingen ihr Maß, ihre Zeit, ihren Raum zur Entfaltung haben. So laß nun auch diesen Schmerz in dir gewähren, suche keinen Trost; jedes Ereigniß unseres Lebens weiß sich am besten selbst in unser Wesen einzuverleiben, und findet seine Stätte in uns, wo es zuletzt als segensreiches Element in uns wirkt. Aber übereile es nicht; und dazu gehören auch die Vorwürfe, die du dir machst. Denn wozu anders quälst du dich mit dergleichen Möglichkeiten (daß das Kind noch zu retten gewesen wäre), als um desto bälder fertig zu werden und in's Reine zu kommen? Du machst dir Vorwürfe, um dir sagen zu können, du dürfest sie dir nicht machen; dieses Beginnen aber hebt sich in sich selber als widersprechend auf. Ist nicht der Schmerz edler, geistiger, sittlicher, wenn du mit Gedanken und Gefühl auf dem Bilde des lieblichen Kindes ausruhst, das dir geschenkt, eine Quelle reicher Freuden ward, und genommen, doch unverlierbar in deiner Seele bleibt?" Und in einem spätern Briefe, wo er seine Freude darüber ausdrückt, daß der Freund sich in das schmerzliche Ereigniß allmählig fügen lerne, fährt er fort: „Ueberhaupt glaube ich, man darf den Schmerz als ein integrirendes Element unsres Lebens und unsrer Natur ansehen, und wird er nur in unser Wesen einverleibt, ihm von uns seine rechte Bedeutung und Stellung in unsrem geistigen Leben zuerkannt, so muß auch er uns helfen und förderlich sein. Wir wollen ihm daher nicht entfliehen, und wir können es auch nicht. Uns, die wir in dieser innerlichen Spannung zum Zeitbewußtsein stehen, den Männern der Zukunft, ist er ohnedieß zum steten Begleiter mitgegeben; er wird bei uns bleiben, bis wir unser Haupt in's Grab niederlegen; denn die schönere Zukunft des religiösen Bewußtseins erleben wir doch nicht."

In Bezug auf den Schmerz schließe sich hier die herrliche Ermahnung an, welche Märklin demselben Freunde gab, als dieser, durch einen kirchlichen Inquisitor bedrängt, einen Augenblick an der Möglichkeit verzweifelte, sein geistliches Amt länger fortzuführen. „Ich will nicht, daß du dich zufrieden, glücklich fühlen sollest, wenn du Geistlicher bleibst; dazu ist man ohnedieß nicht

auf der Welt, um glücklich zu sein. Du magst und wirst die ganze Last deiner Lage fühlen, aber du sollst nicht blind dagegen hinausschlagen, du sollst es männlich tragen mit der ächten Resignation eines Philosophen; du sollst nichts von der Welt wollen, aber auch das Bewußtsein haben, daß du ihr Alles geleistet, was sie von dir verlangen kann; du sollst meinetwegen fühlen, daß dir das Herz bricht, aber auch, daß du dennoch deine Pflicht erfüllt hast, in den Verhältnissen, welche dir nun einmal diese bestimmten Pflichten vorschreiben. Hast du aber dieses Bewußtsein der Pflichterfüllung, so wird dir erst das Herz nicht brechen, du wirst nicht absterben, wie du meinst, sondern es wird dir erst wieder die rechte Ruhe und Festigkeit verleihen." — Die ungetrübte Gleichmäßigkeit der Stimmung, die stoische Apathie, nahm Märklin, als undurchführbar im Gedränge des Lebens, nicht in sein Ideal des Weisen auf; er glaubte jene Sichselbstgleichheit in etwas Anderem suchen zu müssen: in dem unter allem Wechsel der Stimmung doch unverrückt festgehaltenen Streben nach dem erkannten Rechten und Guten, darin, daß man sich hieran weder durch Menschen noch durch Verhältnisse irre machen lasse; dieß sei das wahre Ideal, dieß auch eher in der Wirklichkeit anzutreffen; in allen großen Menschen der Geschichte zeige es sich verwirklicht.

Zu solcher Treue des sittlichen Strebens fand Märklin, mit Abweisung aller zweideutigen religiösen Triebfedern, nicht nur den zureichenden, sondern den stärksten, den einzig reinen und nachhaltigen Antrieb in den Lehren der Wissenschaft unserer Zeit. „Die Wissenschaft — schreibt er an einen ehemaligen Schüler, — muß für den (studirenden) Jüngling und Mann die Religion sein, d. h. die seine Gesinnung über alles Gemeine erhebende, ihm das Leben in den Ideen zum Bedürfniß machende geistige Macht." — „Unsere Denkweise — äußert er gegen einen Freund — muß auch die Macht haben, nachdem sie im Denken sich festgesetzt, im Gefühl und Willen lebendig zu werden. Ins Gefühl übersetzt wird sie Religion (oder, wie sich Märklin späterhin genauer ausdrückte, ist für den Philosophen die Religion als solche kein

Bedürfniß mehr, sondern seine Religion ist die Zusammenfassung der in der Vielheit der Erscheinungen sich brechenden Idee zur Einheit im Denken), und durch wahrhafte Sittlichkeit müssen wir unsern Gegnern imponiren, damit sie uns achten lernen, sie mögen wollen oder nicht. O, was wäre meinen Feinden hier (in Calw) und in der Gegend lieber, als wenn ich ein Lump irgend einer Art wäre! Wenn nur erst in der Mehrzahl derer, die unsre Denkweise theilen, eine rechte sittliche Tüchtigkeit sich offenbart, dann haben wir gewonnenes Spiel; so lange hingegen unsre Erkenntniß nicht in ihren Bekennern eine wirkliche sittliche Macht geworden ist, so lange ist sie auch unberechtigt, als geschichtliche Macht in den Gang der Dinge einzugreifen, und so lange wird auch das alte Princip noch das Ruder behalten." Im tiefsten Innern fand sich daher unser Freund verletzt, so oft er bei Solchen, die sich zu der gleichen philosophischen Weltansicht mit ihm bekannten, auf sittliche Unlauterkeit stieß. Es that ihm weh als Mißbrauch und Beeinträchtigung jenes Princips der Autonomie des Geistes, welchem er für sich gerade die Schärfung und Läuterung seines sittlichen Bewußtseins verdankte. Statt dessen glaubte er nicht selten zu bemerken, daß die Anhänger der Philosophie, wie er sich ausdrückt, „sich aus ihr durch Sophistik einen Freibrief für ihren alten Adam, einen Tetzel'schen Ablaßbrief zu verschaffen wissen. Was ist denn aber, — hält er Solchen entgegen, — jene Freiheit des Geistes, dieser Grundstein der Philosophie, nach der praktischen Seite hin anderes, als die vollkommenste Beherrschung und Ueberwindung alles Natürlichen, und also Eins mit der strengsten Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit? Und wer also nur auf Einem Punkte eine Bosheitssünde begeht, oder auf geniale Weise die kleinlichte Moral geringschätzen zu dürfen glaubt, erweist sich damit selbst als einen ungetreuen Anhänger der Speculation. Was soll man aber vollends dazu sagen, wenn manche von diesen oft hinter den gemeinsten Forderungen zurückbleiben, wenn das errungene Gut höherer Erkenntniß so wenig im Stande ist, sie über kleinlichte Interessen emporzuheben, und ihnen einen idealen sittlichen Schwung einzuflößen?

und gereicht es ihnen nicht zu gerechter Beschämung, wenn sie sich dadurch auf einmal wieder ganz auf gleicher Linie mit den geistig Unfreien finden, auf welche sie sonst so gerne verachtend hinuntersehen? So lange die Jünger der Speculation, oder wie sie sich nennen mögen, sich nicht zugleich durch strenge Sittlichkeit auszeichnen, wird es mir in ihrer Mitte gleichsam bodenlos zu Muthe, wenn ich mir denke, das wissenschaftlich Gewonnene solle von solchen Händen auf den Boden der Wirklichkeit verpflanzt werden. Doch nicht blos Andere will ich anklagen — fährt der gewissenhafte Mann fort — auch mich selbst, daß jener von uns errungene Standpunkt der Erkenntniß meinen Willen in so vielen Stücken noch nicht durchdrungen hat, daß ich auch bei mir jenes allgemeine Mißverhältniß unsrer Zeit zwischen dem Wissen und der Stärke des Willens und Charakters wieder finde." — Je weiter Märklin auf der Bahn sittlicher Vollendung vorwärts schritt, desto deutlicher glaubte er auch zu bemerken, wie weit er noch vom Ziele entfernt sei; von allen größern Flecken rein, wurde er um so scharfsichtiger auch für die kleinsten, die ihm noch anhaften mochten.

Als einen solchen Fehler rechnete er sich „einen gewissen Mangel an Muth an, sich gegenüber von andern Individualitäten und Ansichten fest hinzustellen und zu behaupten, wodurch er leicht in Gefahr komme, die Differenzpunkte zurückzuschieben und sich zu accommodiren." Wie schon oben angedeutet wurde, sah Märklin diese Schwäche mit als Folge einer allzustreng unterordnenden Erziehung an, und meinte, seit dem von ihm herzlich betrauerten Tode seines Vaters doch in dieser Hinsicht sich freier bewegen zu können. „Die innere Freiheit habe ich mir längst errungen; die äußere Befreiung kommt langsam nach, wie immer das Wollen und Handeln dem Erkennen nachhinkt." So äußerte sich Märklin späterhin in Verbindung mit dem Geständniß, das er ablegte, sich in Calw mehr und länger, als er hernach billigen konnte, den geltenden religiösen Vorstellungen anbequemt zu haben; doch waren es, namentlich in der spätern Zeit, mehr nur Adiaphora, in denen er lieber sich die Last einer Beschrän-

kung und selbst Inconsequenz auflegte, als daß er die Schwachen ärgern mochte. So sahen wir ihn in Brackenheim den Wirthshausbesuch mit unnöthiger Strenge vermeiden; so konnte er sich auch noch in Heilbronn nicht entschließen, das Tischgebet in Abgang kommen zu lassen. „Du lachst mich aus — schrieb er an einen Freund — daß ich zu Tische beten lasse; Du hast freilich Recht; aber was will ich machen? Die Gäste vom alten Schlag, wenn sie bei mir logiren, legen aus gedankenloser Gewohnheit die Hände zusammen, wenn sie zum Essen kommen; da kann ich sie ihnen nicht auseinanderschlagen. Und jetzt habe ich vollends einen jungen Menschen am Tisch, der's von Hause aus so gewohnt ist. So läuft einem die Geschichte überall nach, wenn man auch in der Hauptsache sich ihrer entledigt hat." Im Grunde war's Märklin's Humanität, sein Bedürfniß der Gemeinschaft: er suchte, so lange wie nur immer möglich, zu vermeiden, sich aus dem Gemeinbewußtsein der ihn umgebenden Menschheit herauszusetzen, und auch nachdem dieß in der Hauptsache hatte geschehen müssen, nahm er bei jedem einzelnen untergeordneten Punkte jedesmal wieder Anstand, mit ehrwürdigen Gewohnheiten zu brechen. Wie wenig er aber, wo es sich um wirkliche Lebensfragen handelte, Bedenken trug, den Gegensatz bis auf einen Punkt zu treiben, auf welchem der Bruch unvermeidlich wurde, das haben wir theils schon an Märklin's Verhalten in Calw gesehen, theils wird es sich noch kräftiger in seinem politischen Auftreten zeigen. Unter seinen „Lebenserfahrungen und Ansichten" hat er aufgezeichnet: „Man kann im Leben seinen Grundsätzen nicht treu sein, ohne da und dort mit den Menschen feindlich zusammenzustoßen. Leute, die mit allen Menschen in Frieden leben, sind entweder Schwachköpfe, oder Verräther an ihren Ueberzeugungen. Diejenigen Menschen sind die sittlich besten, welche viele Feinde haben." In einem Briefe vom Jahre 1841 bezeichnet er es als Wirkung des matten, nivellirenden Wesens der jetzigen Gesellschaft, dem wir uns nicht beugen sollen, daß es als unschicklich, als schlechter Ton gelte, zu lieben und zu hassen. „Lieber frischweg gehaßt und Händel, als dieses weder kalt noch warm!" ruft er aus.

Je drückender nun aber seinem Herzen voll Mitgefühl die geistige Vereinsamung war, welche seine philosophische Ueberzeugung mit sich führte, desto inniger schloß sich Märklin, wie wir schon bisher gesehen haben, an die wenigen Freunde an, mit denen ihn die Gleichheit der wissenschaftlichen Weltanschauung verband. Es ist kein Zufall, daß er im Jahre 1842 die Freundschaft zum Gegenstand eines Programms wählte. Die hohe Stellung dieses Verhältnisses bei den Alten sagte ihm ebensosehr zu, als es ihm an der neueren Zeit mißfiel, daß sich in ihr ungleich weniger Sinn für jene reine, über alles blos Conventionelle hinausliegende Freundschaft finde. Ihm war die Freundschaft, wie sie es jenen Alten war, eines der wesentlichsten sittlichen Lebensverhältnisse: Zeuge schon der ununterbrochene vertraute Briefwechsel, in dem er mit den Freunden stand, aus dem sein Biograph als aus einer Hauptquelle schöpft, und wo wieder von der Freundschaft selbst in den verschiedensten Beziehungen die Rede ist. Wie ihm Gleichheit der Denkweise hiebei Erstes und Letztes war, haben wir bereits gesehen; den Spruch Matth. 12, 49 f. führte er oft mit Beistimmung an. An der Freundschaft, welche ihn mit dem kleinen Kreise gleichgesinnter Altersgenossen verband, schätzte es Märklin als einen besondern Vorzug, daß dieselbe, im Kloster und auf der Universität angeknüpft, sich auch im spätern Leben noch die Frische und Rücksichtslosigkeit der Studentenjahre bewahrt hatte. Darum waren ihm Besuche solcher Freunde so wohlthuende Unterbrechungen des conventionellen Gesellschaftslebens, während deren er sich „wieder so jung vorkam." Insbesondere drang er darauf, daß in diesem Kreise „die edle Freiheit des Studenten sich erhalte, ganz offen, und deßwegen auch bisweilen grob gegeneinander zu sein." Dem Freunde gestattete er nicht nur, sondern forderte von ihm, wie im gleichen Falle von sich, offenen Tadel, wo der Freund ihn zu verdienen schien, und er war äußerst empfindlich, wenn er zu bemerken glaubte, daß die rücksichtsvolle Zurückhaltung der großen Welt sich auch in den vertrauten Freundeskreis eingeschlichen habe. Zwar wollte das Mißtrauen gegen die Menschen, wie es sich namentlich in der Verstimmung

der letzten Zeiten in Calw in ihm angesetzt hatte, einigemale auch in seine Empfindung für die Freunde sich störend eindrängen; doch verwies er sich dieß bald selbst. „Ich will und soll Dir trauen — schrieb er einem Freunde nach einer solchen Verstimmung —; so lange keiner von uns seine Denkweise verläugnet, welche den wahren Gehalt unseres Ich bildet — und das können wir so wenig, als der Mohr seine Farbe wechseln —, so lange müssen wir Freunde sein, wenn wir auch nicht wollten. Das braucht es auch noch, daß wir Wenigen an einander irre werden; denn von der übrigen Welt sind wir doch gehörig gehaßt und verachtet. Nein, wir sind einander treuer als wir wissen, und die Welt selbst thut das Ihrige, uns aneinander zu kitten."

Was die Menschen im Allgemeinen betrifft, so fand sich Märklin, je mehr sein Herz von Menschenliebe überfloß, je stärker er das Bedürfniß empfand, sich offen mitzutheilen und vertrauend hinzugeben, um so schmerzlicher enttäuscht, wenn er immer wieder die Erfahrung machte, daß „wir den meisten nur als Mittel dienen, und nur wenige nichts Anderes von uns wollen als eben nur den Menschen selbst wie er ist." Ohne die starke Beigabe praktischen Sinnes in seiner Natur, meint er, würde er oft höchst mißmuthig sein, „weil wir doch im Grunde so isolirt stehen, von den Allerwenigsten verstanden, und weil man sich über die Dummheit, Erbärmlichkeit und Niedrigkeit der Leute so viel ärgern muß, und — dann mitunter auch über die seinige. Ich möchte oft die Menschen hassen, wenn ich nicht einsähe, daß es dumm wäre." So begibt er sich denn an die gewöhnlichen Umgangsmenschen jeder tieferen Forderung; „ich liebe das an ihnen, sagt er, was sie hassen, oder nicht kennen, und so ist kein anderer Verkehr mit ihnen möglich, als der der Convenienz, oder um sie noch besser zu studiren."

Wie sich Märklin dieses letztere angelegen sein ließ, davon haben wir schon früher Proben gehabt; hatte doch, wie wir gleichfalls sahen, Niemand ein lebhafteres Gefühl von der Einseitigkeit des gelehrten Studirstubenlebens. „Ich habe mir schon oft gewünscht, schreibt er einmal, mein Leben in den verschiedensten

Ständen zubringen zu können: einige Jahre als Bauer, als Handwerker, als Kaufmann u. s. f., und wenn wir dann alle diese Erfahrungen in der Einheit eines philosophisch-gebildeten Bewußtseins zusammenfassen könnten, wären wir doch in viel höherem Maße Menschen, als so, wie wir in der Stube sitzen, reflectiren und studiren, oder höchstens unter unsersgleichen conversiren." Daher ergriff Märklin auf Reisen, Spaziergängen, wie schon oben erwähnt worden ist, gerne die Gelegenheit, namentlich mit Leuten der untern Stände sich in's Gespräch einzulassen; „von solchen Leuten, meint er, lerne man oft mehr, als in einer gebildeten Gesellschaft; sie lehren uns das Leben wieder von einer fremden Seite kennen; andre Kreise, Sitten, Begriffe, von denen wir nur eine ganz unbestimmte Vorstellung hatten, treten uns dann lebendig entgegen, und wir gehen immer bereichert hinweg." Und bei solchen Gelegenheiten war nun alles voraussetzungsmäßige Mißtrauen gegen die Menschen vergessen, die humanste Leutseligkeit, bisweilen nicht ohne Humor, machte sich geltend, und verfehlte ihre Wirkung nicht. Es ist ein hübsches Bild, wie der ernste würdige Märklin einmal einen 70jährigen Bauer, der sich am Heilbronner Viehmarkt im Sechsundvierziger allzu gütlich gethan, mit Hülfe eines Weingärtners aus dem Chausseegraben aufrichtet und in eine nahe Herberge bringt: der Dankbare will, wie dem Weingärtner, so auch dem Professor (den er um Stand und Namen befragt hatte) einen Schoppen reichen lassen, und Märklin ist von der „wahrhaft herzerquickenden Scene" so beglückt, daß er in verschiedenen Briefwechseln ihrer Erwähnung thut. Wie er alles Menschliche, auch das ihm persönlich noch so ferne liegende, zu begreifen und in seinem Werthe gelten zu lassen bestrebt war, zeigt auch die liebenswürdige Art, wie er sich gewisser Lieder Wilhelm Müller's gegen eine Freundin annahm. „Daß Sie mit W. Müller nicht zufrieden sind, schreibt er ihr, das thut mir leid. Und vollends wegen der schönen Kellnerinnen! Warum wollen Sie denn dieß dem Dichter nicht zugestehen, diese Variationen des Thema's der Liebe in den mannichfaltigsten Weisen? Nehmen Sie das dem Dichter, und

es fehlt seinem Kranze die schönste Blume. Oder sollen es nur nicht Kellnerinnen sein? Aber sehen Sie denn nicht, wie darin ein Triumph für Ihr Geschlecht liegt? Denken Sie sich statt des Dichters eine Dichterin; diese könnte es nicht wagen, wie jener die Kellnerinnen, so die Kellner zu preisen. Kellner hat noch Niemand poetisch gefunden; dagegen in Ihrem Geschlechte sind es alle Stände und Beschäftigungen. Also versöhnen Sie sich doch mit Müller. Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich Ihnen einen Streich spielen, und auch ein Gedicht über eine Kellnerin machen. Sie würden es mir doch zuletzt verzeihen; nicht wahr?" — Seine ganze Stimmung und Stellung zu den Menschen, nach ihren scheinbar widersprechenden Seiten, fand Märklin in dem herrlichen Spruche Schiller's zusammengefaßt, den er sich darum aus Erhard's Briefwechsel herausgeschrieben hatte: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, — das ist mein Wahlspruch."

War unter den Kämpfen in Calw Märklins Blick vorzugsweise dem theologisch-kirchlichen Gebiete zugewendet gewesen, so umfaßte er später einen weitern Kreis, und es ließe sich aus seinen Heilbronner Briefen eine Blumenlese von Aussprüchen zusammensetzen, welche die bekannte Ueberschrift: Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, tragen könnte. Wie sich diese Beobachtungen Märklins auf der einen Seite an seine Bemerkungen über die Menschen anreihen, so werden sie uns auf der andern von selbst in den letzten Abschnitt seines Lebens hinüberführen, da wir finden werden, daß er die Nothwendigkeit einer Katastrophe, wie sie das Jahr 1848 brachte, sehr bestimmt geahnt und vorhergesagt hat. „Du meinst, schreibt Märklin im J. 1843 an einen Freund, ich sei so zufrieden in mir selbst; ja, wenn Du das von meinem studirenden Menschen sagst, da hast Du Recht. Ich lebe in meinen Studien mit der vollsten Lust und Liebe, ich bin in meinem Hause glücklich. Aber das ist doch nur ein halbes Leben. Und was darüber hinausgeht, da ist wenig ungetrübte

Lust und Freude. Menschen, Zeit, Leben, alles das ist mir oft so zuwider, daß ich wünschen möchte, wie in einem Kloster, ganz nur in meinen Arbeiten leben zu dürfen. Die Zeit ist so schlecht als möglich, so schlecht als nur eine, als jede solche, die keine große Idee hat, welche sie begeistert. Für was sollen wir uns in dieser Zeit begeistern? Für den Staat wie er ist, können wir es nicht, denn das Beste darin sind einige Ansätze für die Zukunft; für Eisenbahnen und Dampfmaschinen, das ewige Geschrei in allen Zeitungen und Gasthöfen, kann sich kein vernünftiger Mensch begeistern; die Kirche und Religion aber ist ja unser erstes und Hauptkreuz. Also fällt der Wille, der doch immer das Hauptagens ist, überall zwischenhinunter, oder vielmehr in die Sackgasse der kleinlichten Privatinteressen und des persönlichen Egoismus, wo er sich nun bestmöglich aufstutzt, und seine Blöße mit schönen Titeln ausstaffirt, als da sind: Sorge für das Wohl seiner Familie; glückliches Fortkommen in der Welt; öffentliche Sittlichkeit und Religiosität (Pfarrer); Volksbildung (Pädagogen); naturgemäße Ausbildung der Individualität (Philosophen). Hätten wir ein rechtes Volks- und Staatsleben, einen Staat, für den man sich begeistern könnte, für den es der Mühe werth wäre, zu leben, dann würde es bald anders kommen, dann gäbe es einmal wieder wahre Tugend, wie bei den Alten, nicht dieses heuchlerische Schattenbild derselben in der jetzigen Religion und Moral, und gesunde Tugend, frei von dem hypochondrisch-katarrhalischen Unbehagen bei den jetzigen Philosophirenden und Denkenden, wie z. B. bei uns beiden. Ja, lieber Freund, die ganze Zeit taugt nichts, und auch wir selber zu nichts mehr, als daß wir vielleicht die größere Einsicht haben, daß sie nichts taugt. Die frische Energie des Handelns, die ungebrochene Kraft des Willens, fehlt uns. Wir müssen auch zuvor noch begraben sein, damit die neue Zeit sich über unsern Gräbern erheben kann. Die Zeit ist in allen geistigen Gebieten unproductiv: in Philosophie und in den Künsten; sie kann nur kritisiren, räsonniren, lamentiren, oder sich selbst anlügen. So stehts, und darum laß uns in ein Kloster gehen, oder uns ganz in die Wissenschaft begraben."

Nicht selten vergleicht Märklin unsre Zeit mit der des Untergangs der griechisch-römischen Welt. „Das ist ein edler Geist, schreibt er im Jahre 1841, dieser Tacitus. Wir leben in einer ähnlichen Zeit. So stoisch, so verbissen, so ingrimmig, wie damals die Edleren, müssen auch jetzt Alle werden, die einen freieren Blick und ein tieferes geistiges Interesse haben. Wir stehen zu unsrer Zeit wie die Stoiker zur römischen Welt, wir haben nichts als die Befriedigung unsres subjectiven Bewußtseins durch ächte Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst." Bald darauf führt er die Parallele weiter aus. „Ists nicht eigentlich bei uns schon — fragt er — wie zur Kaiserzeit vor der Geburt des Christenthums? Da wie dort a) die Freidenkenden, gleich den Epikureern, Stoikern, Neuplatonikern; b) die Priester und Pfaffen, die pro aris et focis kämpfen; c) die Menge, die gedankenlos am Alten hängt, Weiber und weibische Naturen, die eigentlich allein noch Religion haben; d) die Halbgebildeten, gleich den üppigen Römern, die nichts als Sinnengenuß, Behaglichkeit suchen, und ihre Eitelkeit befriedigen wollen. Sage mir, obs nicht so ist? Aber steht auch eine neue Epoche, eine Reform, vor der Thüre? Oder heißt es: après nous le déluge? d. h. wenigstens eine neue Völkerwanderung, die das alte untaugliche Staats- und Kirchengebäude überfluthet? Und wir selber, gehören wir nicht doch auch mit zur massa perditionis?" — „Unsere Zeit, sagt Märklin ein andermal, hat einen großen Glaubens- und Charakter-Bankrutt gemacht. Die Frommen wollen sichs nun, wie verdorbene Kaufleute, nicht anmerken lassen, daß die Schubladen leer sind, sie stutzen ihr Lädchen mit alten Fetzen und Ladenhütern neu auf. Wir gestehen den Bankrutt, aber wir wissen nicht, wie zu helfen und neu zu schaffen, und haben die moralische Kraft nicht, Leben und Gut und Ehre aufzuopfern. Auch wir sind nicht die Organe des Weltgeistes; auch über uns wird die Nachwelt gerechtes Gericht halten."

Den Bruch so unerträglicher Zustände durch Krieg und allgemeine Verwirrung glaubte Märklin oft schon in der Nähe zu sehen, oft aber rückte ihm derselbe, und jedenfalls der Hervor-

gang einer bessern Zeit aus dem Chaos, in weitere Ferne. „Die Zeit ist freilich scheuslich, schreibt er im Jahre 1841; aber es ist so gut und recht. Je schlimmer, desto weiter kommen wir vorwärts, desto näher liegt der Anbruch eines neuen Tages. Ich glaube, es muß zuletzt auch noch ein Krieg dazu kommen, der wird in Politik und Religion Fortschritt und wieder Wahrheit bringen." Ein andermal findet er, wir seien erst die Albigenser: „und wie lange brauchte es von da noch bis zur Reformation!" Oft sehe er sein neugebornes Töchterchen darum an, was es wohl, wenn es am Leben bleibe, noch erleben werde. „Gehen unsere Kinder bessern Zeiten entgegen? Ich glaube kaum. Vielleicht unsre Enkel. Oder am Ende hat die ganze jetzige Bildung schon ihren Kreis durchlaufen, und es kommt eine neue Völkerwanderung."

Zehntes Kapitel.

Die politischen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849; Märklin's Betheiligung an denselben und sein Tod.

Hatte noch vor wenigen Jahren unser Freund sich darüber beklagt, daß wir „draußen in der Welt und Gegenwart nichts schaffen können, sondern unthätig zusehen müssen, bis die Zeit dasjenige in der Wirklichkeit ausbrüte, was wir in unsern heißen Köpfen schon fertig haben“: so schien nunmehr mit den letzten Februartagen des Jahrs 1848 der langgehäufte Ideenvorrath auf einmal lebendig, und auch der bis dahin auf die Gedankenwelt beschränkte Mann zur Mitthätigkeit an ihrer Verwirklichung berufen zu werden. Mit den befruchtenden Regenwolken, welche laue Westwinde uns brachten, kamen Schlag auf Schlag die Nachrichten von der Volkserhebung in Paris, der Abdankung des Julikönigs, bis zur Errichtung der Republik. Wer, der die Alten gelesen, sich an den Zeiten eines Perikles und Scipio begeistert hat, wäre ganz ohne Schwäche für jenes Wort? Es elektrisirte selbst denjenigen einen Augenblick, der, wie Märklin und sein Biograph, an die Möglichkeit dieser Staatsform unter uns nie ernstlich dachte. „Nun haben wir doch noch erlebt — schrieb Märklin nach der Mitte des März — was wir in unsern kühnsten Träumen nicht gehofft; es ist wieder der Mühe werth, zu leben. Mag es nun auch in der nächsten Zeit noch kopfüber gehen: ich lasse mir Alles gefallen, da man doch wieder Vernunft und Bewegung in dem Gang der Geschichte sieht. Ich für meine

Person sehe dieser ganzen Bewegung mit der innigsten Freude und mit der größten Ruhe zu. Persönlich bin ich mit Wünschen irgend einer Veränderung meiner Lage nicht betheiligt; fordert die Zukunft Opfer von uns, so bin ich dazu zum Wohle des Ganzen gern bereit." Er fügt noch bei, wie unter diesen Ereignissen das Gemischte seiner Natur sich nicht verläugne: halb sei er Gelehrter und könne mitten im Sturme sich auf Stunden ganz in seine Studien vertiefen; aber mit der andern Hälfte ziehe es ihn in's Leben hinein, und er wäre unter Umständen fähig, selbst „mitdreinzuschlagen."

Doch schon vor Ende des März gab der Gang der Ereignisse unserem Freunde zu Besorgnissen Anlaß, die indessen seine Hoffnungen noch nicht überwogen, seinen Muth nicht niederschlugen. „Alles in der Welt — hatte er schon vor Jahren aus nichtpolitischer Veranlassung an einen Freund geschrieben — ist nur im Anfang rein und erfreulich; dann kommt die Lumperei der Menschen darüber, und es ist aus." So äußert er auch jetzt: „Die ersten Wochen waren groß, erhebend, schön; jetzt trübt sich der Himmel schon bedeutend wieder. Es thut Noth, daß man sich auch mitten durch die drohenden Verwirrungen hindurch den Glauben an die große Idee, welche die bewegende Seele dieser Gährungen ist, fest erhalte. Ob Europa im Stande ist, diese Idee gesetzlicher Freiheit, freier Entwicklung der Nationalitäten, freier Bewegung der Individualität, zu verwirklichen, das muß die nächste Zukunft schon zeigen. Bei uns in Deutschland hat dieser große Umschwung die Masse politisch allzuroh gefunden, und daran, fürchte ich, werden wir, wenigstens in der nächsten Zeit, vielfach zu leiden haben. Aber gehe es wie es wolle, wir müssen uns vor der Nothwendigkeit der geschichtlichen Bewegung beugen; die alten Zustände waren überlebt, faul, des Menschen und Bürgers unwürdig; nach ihnen kann sich kein Denkender zurücksehnen. Es bleibt nichts übrig, als der Zukunft ruhig, muthig und auf persönliches Glück und Behagen verzichtend entgegen zu sehen."

Als in Heilbronn wie anderwärts eine Bürgerwehr errichtet,

und Männern jeden Standes bis zum fünfzigsten Jahre der Eintritt in dieselbe angesonnen wurde, fiel dieß unserem Freunde so wenig lästig, daß es ihm vielmehr, selbst abgesehen von der politischen Bedeutung eines solchen Instituts, auch persönlich willkommen war, sofern es seinem bisherigen gelehrten Stubenleben eine naturgemäße Ergänzung versprach. Er nannte diese Bürgerwehrübungen eine seiner liebsten Märzerrungenschaften, und beschrieb mit Humor den entfernten Freunden, wie der ehemalige Helfer und nunmehrige Professor jetzt in einen trotzigen Krieger umgewandelt, mit Kepi und Büchse, unter Handwerkern, Weingärtnern, Wirthen und Kaufleuten, dreimal in der Woche um 4 Uhr Nachmittags vom Markte aus auf den Exercierplatz hinausziehe, um erst in der Dämmerung mit den Kameraden im stolzen Bewußtsein heimzukehren, sich zu Rettern des Vaterlandes herangebildet zu haben. Eine Schützenleiche, die er mit ansieht, veranlaßt ihn zu dem scherzhaften Auftrag an einen Freund, für den Fall, daß er selbst ohne letzte Willensäußerung wegsterben sollte, doch ja dafür Sorge zu tragen, daß bei seiner Beerdigung sein Charakter als Bürgerwehrmann nicht vergessen, ihm die gebührenden Kriegerehren erwiesen, und seine militärischen Verdienste in's Licht gestellt werden mögen.

Doch auch in ernsterer Weise, als durch diese kriegerischen Spiele, zog gleich von Anfang die Märzbewegung unsern Freund in ihre Kreise. Um die Stellung zu begreifen, die er hiebei von vorne herein annahm, müssen die Leser den politischen Boden kennen, auf den er sich gestellt fand. Der demokratischen Bewegung gegenüber, die, von Frankreich ausgegangen, sich bald in Baden einen Hauptherd gründete, war für Würtemberg Heilbronn der ausgesetzteste Posten. Die letzte bedeutende Stadt am Würtembergischen Neckar, ehe dieser in's Badische übertritt, liegt es durch Nachbarschaft, Verkehr und Naturell der Bewohner durchaus unter pfälzischem Winde. Die 46 Jahre seiner Verbindung mit der Würtembergischen Monarchie hatten die Erinnerung an die durch Jahrhunderte bestandene reichsstädtische Verfassung nicht ganz auslöschen können, und daß diese, zum Heile des Gemein-

wesens, nichts weniger als rein demokratisch gewesen war, kam nicht in Betracht. Ungeachtet die Quellen des Wohlstandes in der fruchtbaren Gegend, der gewerbsamen Stadt mit dem bedeutenden Gemeindevermögen (erst vor wenigen Jahren war die Bürgerschaft zum erstenmale mit Communalabgaben in Anspruch genommen worden) ergiebiger waren, als an vielen andern Orten, so hatte doch die rasche Zunahme der Bevölkerung, die für einen großen Theil der Handwerker immer ungünstiger sich gestaltenden Gewerbs- und Handelsverhältnisse, nicht am wenigsten aber auch Luxus und Genußsucht, den Wohlstand des mittleren Bürgerstandes sehr herabgebracht, und die theuren Jahre 1846 und 1847 hatten einen Geist der Unzufriedenheit, des Räsonnirens gegen die Regierung, der Mißgunst gegen alle Wohlhabenden, verbreitet. Dazu kam auf der einen Seite, daß der Kern der Besitzenden in Heilbronn, die höhere Kaufmannschaft, von dem Vorwurf einer geldaristokratischen Abschließung gegen den Kleinbürger nicht freigesprochen werden konnte; während auf der andern Seite die Fabriken bereits anfingen, in der Stadt und Umgegend eine Proletarierbevölkerung heranzuziehen.

Außer diesen entzündlichen Stoffen waren nun aber auch zwei Leitorgane der politischen Bewegung in Heilbronn schon vor den Märztagen in Bereitschaft: ein sogenanntes Volksblatt und ein Volksmann. Jenes, das „Neckardampfschiff", durch die Concurrenz mit dem älteren „Heilbronner Tagblatt" von selbst auf Opposition angewiesen, bis dahin jedoch durch die Censur im Kreise kleinlichten Localhabers festgehalten, warf sich nun in die große Politik, pflanzte, sehr bezeichnend, am 1. April die Fahne der Republik als das einzige Heil für Deutschland auf, mit der Einladung an die Heilbronner, die Herwegh'sche Arbeiterschaar, welche man damals erwartete, „sittliche Menschen, die in gut geleiteten Vereinen in Frankreich die Principien der Gesittung erhalten haben", und deren Absicht vorerst die Durchführung der Republik in Deutschland sei, brüderlich aufzunehmen. Fortan hieß in diesem Blatte die constitutionelle Monarchie eine „alte Lotterfalle", ein Selbstwiderspruch, so ungereimt, „wie eine gußeiserne

Pelzkappe"; in ihr herrsche eine geld- und familienstolze Minderheit über das fleißige Volk; nur in der demokratischen Republik, der besten und hauptsächlich wohlfeilsten Staatsform, komme „das Volk" zu seinem Rechte, die arbeitenden Klassen in den Genuß der Früchte ihrer Arbeit. In Prosa und Versen wurde Hecker gefeiert; die Scheue, die alleinseligmachende Staatsform mit Gewalt durchzuführen, als spießbürgerliche Bedenklichkeit verhöhnt; die Verfügungen des Märzministeriums gegen Ruhestörungen im Lande als reactionäre Maßregeln bitter getadelt, und vollends die Unterdrückung des badischen Aufstandes mit Hülfe Würtembergischer Truppen als Eingriff in die Sondersouveränetät, welche jedem deutschen Volksstamm zustehe, streng verurtheilt. Was durch Besitz oder Bildung hervorragte, hieß Reactionär, oder „Krebsritter" in der witzigen Sprache des Blattes; jeder Versuch eines solchen, sich fortan politisch geltend zu machen, wurde als nicht länger zu duldende Bevormundung des Volkes dargestellt; als ächter Volksmann nur derjenige gelten gelassen, welcher Schurz und Kittel des Arbeiters trug.

Ein solcher war nun auch bereits gefunden, ein Robert Blum im Kleinen, freilich nur in demselben Maßstabe, wie Heilbronn ein Leipzig im Kleinen heißen mag. Ein Bierbrauer, der katholischen Confession angehörig, war L. Hentges, durch Ronge angeregt, zum Deutschkatholicismus (später zum Protestantismus) übergetreten, und hatte aus dieser Veranlassung mehrmals in öffentlicher Versammlung Vorträge gehalten, die ihn den Urtheilsfähigen zwar als fertigen Stegreifredner, dem, wo ihm die Gedanken ausgingen, doch die Worte nie ganz versagten, der Masse aber als ein Wunder von naturwüchsiger, volksthümlicher Intelligenz erscheinen ließen, noch ehe ihn die Märzbewegung von der geistlichen auf die politische Rednerbühne berief. Der Volksmann war behutsamer als das Volksblatt: er spottete über die Männer der gesetzlichen Ordnung, aber mahnte doch, diese nicht zu verletzen; nannte die Bourgeoisie einen Krebsschaden, den man ausschneiden müsse, aber protestirte doch höchlich, wenn man ihn einen Mann des Umsturzes nannte; verstand vortrefflich die Kunst, Alles zu

versprechen, und doch im Grunde nichts zu sagen. Man kennt den ganzen Mann mit seiner — sei es mehr natürlichen Verworrenheit, oder absichtlichen Zweideutigkeit, wenn man die Erklärung liest, die er nach seiner Wahl in das deutsche Parlament, aus Anlaß seiner Bezeichnung als reinen Republikaners in einem öffentlichen Blatte von sich gab: „Ich erkläre hiemit feierlichst, daß ich allerdings ein Mann bin, der nur sein Mandat in der Absicht übernommen hat, seinen Mitbürgern und dem gesammten deutschen Volke volle Rechte und Freiheiten erringen zu helfen, was nach allen Vorgängen nicht durch ein politisches Komödienspiel möglich ist, daß aber der Weg, auf dem es geschehen soll, nun und nimmermehr ein solcher sein kann, der wieder dem alten Regierungssystem zuführt, noch viel weniger aber ein solcher sein darf, der den Rest unserer Kräfte nutzlos vergeudet, in jedem Falle aber eine Regierungsform voraussetzt, in der jene Männer, die jetzt dem Volke die Liebe seiner Vertreter und der von ihm geachteten Mitbürger stehlen wollen, Gegenstand der verdienten Verachtung sind." Und als er von dem mißlungenen Werke endlich selbst zurückzutreten sich bewogen fand, da war er sicher überzeugt, nur das Uebergewicht der Doctoren und Professoren in der Nationalversammlung trage daran die Schuld; mit lauter Männern „aus dem Volke" hätte Alles ganz anders gehen müssen!

Nach längerer verworrener Gährung holten sich die Heilbronner die Losung, wie billig, in Heidelberg, auf der Volksversammlung am 26. März. Bis in die Nacht hinein warteten die heilsbegierigen Schaaren auf das verspätete Dampfboot, das die Theilnehmer, ihren Hentges an der Spitze, zurückbringen sollte. Freudenfeuer brannten, Böllerschüsse und Lieder ertönten, als es nun ankam, unter Musikbegleitung gings auf den Marktplatz, und von der Rathhausstaffel herunter verkündete Bürger Hentges den Gruß der Heidelberger an die Heilbronner, versprach, Gut und Blut für die Rechte des Volkes dranzusetzen, mahnte, die bisherigen Männer des Rückschritts mehr zu bemitleiden als zu verachten, und für jetzt in Ordnung nach Hause zu gehen. Das geschah nun zwar; aber die Aufregung stieg von Tag zu Tage;

in Wirthshausversammlungen hielt ein verlaufener Apotheker-gehülfe aus der Umgegend, von Heidelberg mitheraufgekommen, derselbe, der hernach als zeitweiliger Redacteur des Dampfschiffs die Fahne der Republik aufsteckte, blutrothe Reden im Heinzenschen Style; während die früheren Führer der Bürgerschaft, gemäßigt freisinnige Männer hauptsächlich aus dem Advokatenstande, als Aristokraten bei Seite geschoben wurden.

Hiemit schien unserem Märklin der Strom der Bewegung im Begriffe, in ein falsches Bette geleitet zu werden, und um hiegegen als guter Bürger so viel zu wirken, als seine Gründe gelten mochten, ließ er in das Heilbronner Tagblatt vom 28. März, ohne Beifügung seines Namens, eine „Mahnung" einrücken, in welcher er vor Ueberstürzung, vor Mißbrauch der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes, warnte. „Ferne sei es von uns, sagt er hier unter Anderem, öffentliche Volks- oder Bürger-Versammlungen ungern sehen zu wollen. Sie sind gut und nothwendig zur Erhaltung des öffentlichen Sinnes. Aber daß immer nur die Stimme der Einsicht, die Stimme der Besonnenheit darin sich hören lasse! Mit Recht hat sich neulich eine Anzahl hiesiger ehrenwerther Bürger gegen die ersten Anfänge des Mißbrauchs der freien Presse offen ausgesprochen. Ebenso ist es Pflicht jedes Bürgers, sich gegen allen Mißbrauch öffentlicher Versammlungen offen auszusprechen. Jede Versammlung gestatte nur dem Bürger das Wort, der mit Einsicht und Besonnenheit zu reden weiß. Weg mit allen Reden, die nur das Feuer schüren, die mehr verlangen, als die Zeit ertragen kann, und durch freche Behandlung der Tagesfragen den Beifall der Bürger sich erwerben zu können meinen! Nichts könnte den Feinden der neuen Ordnung erwünschter sein, als auf solche Fälle hinweisen und sagen zu können: dieß ist das für Freiheit reife, das mündige Volk!" — Hatte Märklin in diesem Artikel selbst schon geäußert, solche Stimmen werden jetzt Vielen nicht angenehm sein, so kannte er seine Leute nur allzugut. In einer Volksversammlung, die am 30. März im Theaterlokale abgehalten wurde, mußte der anwesende Märklin mit anhören, wie der

volksthümliche Bierbrauer seine Mahnung von der Scene herab Satz für Satz vorlas und kritisirte, wie dessen versammelte Anhänger, besonders die edle Heilbronner Turnerschaft, über jeden seiner Sätze in ein wieherndes Gelächter ausbrachen, und wie eine Stimme dicht neben ihm ausrief: „Das hat ein Aristokrat — das hat ein Schurke geschrieben!" — Alles dieß nimmt Märklin, seiner Würde sich bewußt, schweigend hin, thut aber am andern Tage seinem Kritiker schriftlich zu wissen, daß er der Verfasser der Mahnung ist. Hierauf eine öffentliche Erklärung von Hentges in der bekannten zweideutigen, dießmal fast sinnlosen Manier: „In Bezug auf die persönliche Gesinnung habe der Verfasser der Mahnung ganz auch seine Ueberzeugung ausgesprochen; er begrüße ihn daher aus vollem Herzen als einen Freund des besonnenen, aber festen Fortschritts, und bedaure nur, daß der Artikel nicht durch seine Haltung Zweideutigkeiten abgeschnitten habe; was er aber gegen einzelne Punkte desselben gesprochen, habe einzig der Sache, nicht der Person gegolten."

Kurz darauf war der Widerspruch, welchen die constitutionelle Partei gegen die einseitig demokratischen Wahlen in den Ausschuß des vaterländischen Vereins erhoben hatte, im Neckardampfschiff als Versuch der Geld- und Bildungs-Aristokratie denuncirt worden, die Leitung jenes Vereins in ihre Hände zu bringen. Hiegegen trat Märklin im Tagblatte vom 18. April mit einer dießmal von ihm unterzeichneten Erklärung auf. Nicht um Standesinteressen handle es sich, — dieß sei vielmehr nur die entstellende Beschuldigung von Solchen, welche jeden gemäßigten Freund der Freiheit als Aristokraten und Reactionär in Mißcredit zu bringen suchen — sondern um politische Parteien. Und was sei denn das Losungswort der angegriffenen Partei? „Ich will es dem Einsender sagen, wenn er es nicht weiß. Das Losungswort ist: besonnener Fortschritt auf dem Wege der Freiheit; Freiheit und Recht für alle Bürger auf gleiche Weise; Freiheit für Alle gegenüber von terroristischer Beherrschung durch eine Minorität; eine geläuterte, auf volksthümliche Grundlagen gestellte, constitutionelle Monarchie. Dieß ist meine politische Ansicht;

dieß ist — ich bin es vollkommen überzeugt — die Ansicht des weitaus größten Theils meiner Mitbürger. Mögen uns Wenige oder Viele auf dieses hin als Aristokraten, als Reactionäre, oder als Zurückgebliebene verschreien, es ist mir völlig gleichgültig; ich will ihnen noch mehr Stoff dazu geben, indem ich offen sage: ich habe das vollste Zutrauen zu unsern jetzigen neuen Ministern; ich halte eine Republik für unsere Verhältnisse für ein Unglück; ich halte den preußischen Staat für berufen zur Leitung der Angelegenheiten Deutschlands; ich halte es für verkehrt, wenn man den arbeitenden Klassen von der Einführung einer Republik mehr Abhülfe verspricht, als von der Kräftigung und Fortbildung der constitutionellen Staatsform. Mögen Jene solche Aeußerungen noch so mißfällig beurtheilen, wie gesagt, es kümmert mich nicht; ich erkenne keinen andern Richter über mich an, als mein Gewissen. Aber ich halte es für Bürgerpflicht, daß Jeder, unbekümmert um Mißdeutung, seine Ueberzeugung offen ausspreche."

Lange schon hatte Märklin bei allen denjenigen Bewohnern Heilbronns, welche sein Wirken kannten und sein Wesen zu würdigen fähig waren, als Intelligenz wie als Charakter in hohem Ansehen gestanden: jetzt erst und insbesondere auf den zuletzt erwähnten Artikel hin wurde es auf Einmal Vielen klar, daß sie in ihm den geeignetsten Candidaten für das Frankfurter Parlament in ihrer Mitte haben. Es erging eine Aufforderung an ihn, öffentlich als Bewerber aufzutreten, und er that dieß zuerst am 19. April, in einer Wählerversammlung, mit einer Rede, in der er sich über die Aufgabe eines Reichstagsabgeordneten und seine eigene politische Gesinnung aussprach. Zwar sei für einen Abgeordneten nach Frankfurt ein politisches Glaubensbekenntniß nicht so leicht und einfach, wie für den Abgeordneten in die Kammer eines einzelnen deutschen Landes — „nicht so einfach, weil es die Sache selber nicht ist. Gilt es in der Kammer eines einzelnen Landes, ein schon stehendes Haus sich nur wohnlicher als bisher einzurichten, alles Veraltete und Störende zu entfernen, Anderes den Zeitbedürfnissen anzupassen: so gilt es in

Frankfurt, ein von Grund aus neues Haus zu bauen. Wozu dieß Haus uns dienen soll, das wissen wir wohl: wir wollen in ihm als einer festen Burg wohnen, die uns Sicherheit, Recht, Ordnung und Freiheit verbürgt; aber die einzelnen Theile desselben, die innere Einrichtung des neuen Baues? ja, darüber sind die Baumeister selber noch keineswegs ganz im Reinen. Die Reichsversammlung ist es, die erst in die sich durchkreuzenden Meinungen und Wünsche Ordnung und Klarheit bringen soll." Wohl gebe es nicht wenige Fragen, über welche schwerlich viel Streit werde entstehen können; aber es gebe auch andre, über welche zum Theil schon jetzt ein lebhafter Meinungskampf entbrannt sei. Als solche Fragen berührt Märklin die über Republik oder constitutionelle Monarchie, über den an Deutschlands Spitze zu stellenden Staat, wo er sich im Sinne seiner früheren Erklärung ausspricht. — Also abermals für Preußen, gegenüber von alten Stammesantipathien und jenen neuen Vorfällen in Berlin, welche den Eintagspolitikern, mit denen er's zu thun hatte, das Blut vom Herzen in den Kopf getrieben, und ihnen damit die Fähigkeit nüchterner Ueberlegung ein für allemal geraubt hatten, wären sie auch nicht überdieß von solchen gehetzt worden, welche Preußen nicht an der Spitze Deutschlands wollten, weil sie die Monarchie, weil sie überhaupt eine feste Staatsordnung nicht wollten! Uebelberathener Freund! Was konnte es helfen, solche Menschen zu erinnern, daß in politischen Dingen nicht das augenblickliche Gefühl, sondern die ruhige, von dem Eindrucke des Augenblicks unbeirrte Ueberlegung zu entscheiden habe; daß Könige ja nicht unsterblich seien, die Personen auf dem Throne wechseln, auch mit der Befestigung der wahrhaft constitutionellen Monarchie immer gleichgültiger werden müssen; „dem preußischen Staat und Volk aber solle, so hoffe er, in unserer Stimmung nichts entgegenstehen. Wir wollen jetzt eben ein einiges Deutschland begründen; weg also mit allen den bisherigen Abneigungen zwischen den einzelnen Staaten! sie seien begraben zugleich mit der alten Zeit, der sie angehören, und die wir zu Grabe getragen haben." Es sei; nun aber, in der Frage vom vierten Stande,

wird doch hoffentlich unser Candidat, wie so mancher andre, geheimnißvoll an seine Tasche klopfen, als hätte er das Arcanum darin, um auf Einmal aller Noth ein Ende zu machen; er wird wenigstens vom „Recht auf Arbeit, vom Schutze der Arbeit gegen das Kapital," ein paar gewichtige Worte fallen lassen. Auch das nicht. Im Gegentheil, er läugnet ausdrücklich, daß es ein solches Universalmittel gebe! Wie mehrere Ursachen zur Entstehung jener Uebel, so werden auch mehrere zu ihrer Heilung zusammenwirken müssen, und diese werden sich in einem einigen starken Deutschland eher finden lassen, als in dem bisherigen getheilten. Und indem er nun seine Hoffnung ausspricht, daß es dem deutschen Parlamente gelingen werde, eine Magna charta libertatum für Deutschland zu Stande zu bringen, — eine Form, in welche sich freilich der belebende Geist ächter Bürgertugend erst ergießen müsse, um sie fruchtbar zu machen — schließt er mit den Worten: „Als einst die römische Welt auf dem religiösen Gebiete durch das Christenthum wiedergeboren werden sollte, da sah (so erzählt die Sage) der Kaiser Constantin, als er gegen einen seiner Feinde zu Felde zog, am Himmel über der Sonne das Zeichen des Kreuzes mit der Schrift daneben: Mit diesem Feldzeichen wirst du siegen! Heute gilt es die politische Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes; sie wird nicht ohne Wehen und Kämpfe möglich sein. Aber stellen wir uns nur dazu unter das rechte Feldzeichen. Und was ist dieses? Die Liebe zu unserm großen deutschen Vaterlande. Dieß ist das Feldzeichen unter dem sich alle politischen Meinungen, die es wohl mit dem Vaterlande meinen, sammeln müssen; und unter diesem Feldzeichen werden wir siegen!"

Auf den gebildetern Theil der Bürgerschaft, aus welchem die Versammlung größtentheils bestand, verfehlte diese, mit männlicher Kraft und dem Feuer der Ueberzeugung vorgetragene Rede eines entsprechenden Eindrucks nicht; aber die anwesenden Demokraten konnten nur durch Hentges ruhig erhalten werden, der, gleich Robert Blum, die Kunst trefflich verstand, das Roß, das er unten mit den Sporen kitzelte, oben hübsch im Zügel zu halten, und

hernach von dem gerührten Publikum seine Großmuth preisen zu lassen, daß er nicht alles niederritt. Hatte sonach Märklin selbst in der Stadt nur einen Theil der Wähler für sich, so stand es auf dem Lande noch mißlicher. Wer kannte da den Professor, außer soweit, daß er Professor, d. h. ein Besoldeter, d. h. Angehöriger einer volksfeindlichen Kaste, Aristokrat und Reactionär sei? Und wer kannte andrerseits den Bierbrauer, „den Mann aus dem Volke," nicht? wer ihn aber etwa noch nicht kannte, der lernte ihn jetzt als Volksheiland kennen, da er allerorten mit seinen vielverheißenden Stegreifreden auftrat. Märklin that dieß nicht, und es wäre auch gewiß vergeblich gewesen. Denn als er noch einmal in Neckarsulm sich in gediegener Rede vernehmen ließ, so wurde er zwar vom dortigen Wahlcomité zum Abgeordneten, Hentges zum Ersatzmann vorgeschlagen; aber auf die Massen hatte dieser ungleich größeren Eindruck gemacht. Natürlich! versprach er nicht radikale Abhülfe aller Schäden? setzte er nicht den verhaßten Preußischen Farben seines Mitbewerbers die damals besser gelittenen Oestreichischen entgegen? Daß er aber dabei unter den großen Kaisern aus dem Hause Habsburg auch die Hohenstaufen aufzählte, was verschlug dieß? Das Neckar-Dampfschiff bezeugte ihm hernach doch, er habe neben edler Volksthümlichkeit auch „tiefe geschichtliche Kenntniß" gezeigt.

Und nun trat gar noch ein dritter Bewerber auf, der sich bis daher hinter der Scene gehalten, und nur für den Fall, daß die Wahl von selbst auf ihn fiele, sich zur Annahme derselben bereit erklärt hatte, der Märzstadtschultheiß, Rechtsconsulent Klett, und zwar alsbald mit dem guten Rathe an Märklin, von fernerer Bewerbung abzustehen, weil sie doch vergebens sein, und nur dazu dienen würde, die Stimmen zum Vortheil der Gegenpartei zu zersplittern. Daß die Anhänger Märklins die Forderung umkehrten, und vielmehr dem neuauftretenden Candidaten den Rücktritt zu Gunsten des vor ihm auf dem Platze gewesenen nahe legten, war insoweit natürlich; allein wie mochten sie diese Zumuthung einem Manne machen, der ja, wie er oft genug versicherte, selbst nichts that, seinen Freunden aber unmöglich verbieten konnte, was sie für ihn thun wollten,

und der im Falle des Gelingens ihrer Bemühungen als frommer Christ dem Rufe des Himmels nicht ungehorsam sein durfte?

Immer größer wurde mittlerweile die Spannung der Parteien; in eine Versammlung von Weingärtnern, die sonst immer wohlgesinnt gewesen waren, zu gehen, wurde Märklin abgerathen, da man für Unannehmlichkeit nicht stehen könnte; noch beunruhigender aber waren die Gerüchte, die sich über gewaltsame Scenen verbreiteten, welche bei der letzten, entscheidenden Versammlung, am Abende des 22. April, von Seiten der demokratischen Partei bevorstehen sollten. Und als nun auch mehrere von Märklins Anhängern sich hatten einreden lassen, durch dessen Rücktritt würde dem gebildetern der beiden Gegencandidaten der Wahlsieg gesichert werden, auf den sich Märklin doch keine Hoffnung machen könne; als sie mit dieser Vorstellung noch unmittelbar vor jener Hauptversammlung ihn bestürmten: da gab er, durch Zeit und Zureden gedrängt, einer Sache überdrüssig, welche ihn in den ungleichen Kampf mit dem Unverstande auf der einen, der Intrigue auf der andern Seite verwickelt hatte, einem seiner Anhänger den Auftrag, in der so eben beginnenden Versammlung seinen Rücktritt von weiterer Bewerbung auszusprechen. Der öffentlichen Erklärung, die er im Tagblatte über diesen Schritt gab, fügte er noch einige Worte über das Vorurtheil bei, welches ihm in den Augen der Mehrheit der Wähler entgegengestanden hatte. „In der That — sagt er, — es kann, zumal im jetzigen Augenblick, keinen bedauerlicheren Irrthum geben, als einem Mitbürger schon darum, weil er dieser oder jener Klasse der Gesellschaft angehört, die reine und volle Liebe zum Vaterlande abzusprechen; als diese zum Privilegium der Männer des Volkes, in dem willkürlich beschränkenden Sinne, in welchem dieses Wort jetzt so oft gebraucht wird, zu machen; als in einer Zeit, die gerade an der Aufhebung aller Vorrechte der Stände, an der politischen Gleichstellung aller Bürger arbeitet, die alte unselige Spaltung zwischen den bisherigen Ständen und Klassen der Gesellschaft, das Mißtrauen des einen Theiles der Bürger gegen den andern, neu hervorzurufen und zu befestigen. Vergessen wir es doch nicht, daß das Volk, dem

jetzt eine neue, höhere Gestaltung seines politischen Lebens beschieden ist, nicht eine einzelne Klasse, daß es die Gesammtheit aller Bürger ohne Unterschied der Stände und Klassen, daß es die ganze, ungetheilte Nation ist. Und ein Mann des Volkes zu sein, ist nicht ein Vorrecht, das einer um seines Berufes oder Standes willen in Anspruch nehmen darf; ein Mann des Volkes ist jeder, der es mit der ganzen Nation, mit seinem Vaterlande, gut und redlich meint, der dessen Wohl und Wehe im Herzen trägt, der sich fähig fühlt, seine besonderen Interessen, sein Privatwohl dem Wohle des Vaterlandes unterzuordnen und zu opfern. In diesem Sinne, aber auch in keinem andern, bin auch ich mir bewußt, ein Mann des Volkes zu sein; in diesem Sinne werden es noch viele Andere sein, die man jetzt in der Hitze der politischen Parteiung nicht als solche anerkennen will. Vergessen wir es nicht: Einigkeit ist jetzt unsre erste Pflicht, und die Einheit des ganzen Vaterlandes, auf die jetzt alle unsre Wünsche gerichtet sind, kann nur zu Stande kommen auf dem Grunde der Einigkeit und der ächten Vaterlandsliebe aller seiner Bürger."

In jener erleuchteten Bürgerversammlung erregte die Nachricht von dem Rücktritte des verhaßten Aristides unendlichen Jubel; bei der in den nächsten Tagen vorgenommenen Wahl aber siegte Hentges, der jedoch seinem Ersatzmann Klett später das Vergnügen abtrat, die Hefen der parlamentarischen Thätigkeit in Frankfurt und Stuttgart, die ihm selbst doch gar zu trübe und übelschmeckend waren, an seiner Stelle auszutrinken.

„Von der Wahlbewerbung — schrieb Märklin drei Wochen später an einen Freund — nichts weiter; ich habe die klarste Ueberzeugung, daß ich so am vernünftigsten gehandelt habe. Ich bin jetzt auch ganz froh, daß ich nicht Abgeordneter geworden bin. Das ist nicht meine Sphäre, und zudem werden sie wohl in Frankfurt wenig Gutes mehr ausmachen können. Mir ahnt, wir müssen noch durch eine blutige Revolution hindurch; wenn uns der Himmel überhaupt eine politische Existenz schenkt, so will er sichs theuer bezahlen lassen. Die Fürsten sind unverbesserlich, das Volk politisch roh, voll unklarer, nur um so mehr fanati-

sirender Gedanken. Es freut mich, daß du mit mir sympathisirst in diesen Dingen. Du bist ein Aristokrat, wir sind es alle. Merkwürdig, daß dieses Wort bereits als Bezeichnung eines Verbrechens gilt, eines Verbrechens an der Majestät des Volkes. Und was heißt denn Aristokrat sein? Wollen, daß das Volk in dem Maße an der Ausübung der politischen Rechte, an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil nehme, als es dazu durch Einsicht befähigt ist; wollen, daß der Verstand, die Bildung, der Geist, herrsche, nicht die Zahl, die Masse, der Körper der Nation. Das wenigstens ist unsre Aristokratie. Jetzt aber müssen wir die politische Weisheit uns bereits aus den Bierstuben geben lassen; an der Stelle des Einen Souveräns, der uns doch noch mit äußerem Anstand mißhandelte, haben wir Tausende von brutalen Souveränen, die es noch viel weniger leiden können, daß man seine eigene Ansicht hat, die aus Neid Alles nivelliren, zu sich herunterziehen wollen. Ich befestige mich immer mehr in meinem Widerwillen gegen die Republik, namentlich auch deßhalb, weil eine Republik die Unabhängigkeit und Charakterfestigkeit mehr gefährdet, als eine constitutionelle Monarchie, und weil sie öffentliche Charaktere ungeheuer schnell abnutzt, so daß sich dann an die Stelle solcher an sich edleren, gemeinere, rohe Demagogen schieben. In der Republik muß sich einer entweder mehr als recht ist nach der Meinung des Volks richten, oder seine öffentliche Thätigkeit wird unmöglich, und der Götze von gestern wird heute vom Volk selber zerschlagen und im Kothe herumgeschleppt. Wie gehts denn dir? — fragt er den Freund (Rapp). Du fischest. Glückseliger! Könnte ich es nur auch. Mir ist es in diesem Heilbronn so entleidet. Weißt du keine Nachtwächterstelle in deiner Nähe, oder ein ähnliches bescheidenes Aemtchen? In meiner Vacanz kommen wir zu Euch; ich sehne mich recht nach Euch und nach friedlicher Stille."

Doch auch jetzt noch durfte nur ein Fall eintreten, wo die Betheiligung an den öffentlichen Dingen ihm unter dem Gesichtspunkte der Bürgerpflicht erschien, so sehen wir Märklin alsbald auf den Posten eilen, und selbst den ausgesetztesten, wenn er ihm

angewiesen wird, mit Selbstaufopferung annehmen. Das Neckardampfschiff hatte so eben wieder durch eine im rohesten Jacobinertone gehaltene „Musterung von Heilbronn" alle bessern Bürger gegen sich aufgebracht, die es überdieß ungerne sahen, daß in Folge der Richtung und Sprache jenes Blattes ihre Vaterstadt auswärts immer mehr in den Ruf des ruchlosesten und verrücktesten Demokratennestes gerieth. So gedachte denn eine Anzahl derselben durch öffentlichen Protest gegen das demokratische Blatt die Ehre der Stadt zu wahren, und Märklin übernahm die Abfassung des Protests. Da die Vernunft in Heilbronn damals jedenfalls ecclesia pressa war, so ergab sich als der einzig praktische Weg der der Circulation des Actenstücks unter den Gleichgesinnten zur Unterschrift; doch die Halbheit der guten Bürger fürchtete eine so entschiedene Sonderstellung; es wurde eine Bürgerversammlung im Rathhaussaale beschlossen, und Märklin unterwarf sich, gegen seine bessere Einsicht, der Stimmenmehrheit. Natürlich strömen nun die Demokraten zu der Versammlung; um ihrer Sache desto gewisser zu sein, erklären sie den Raum im Saale für zu beschränkt, und stellen sich auf dem Markte auf, wo alles Volk zuläuft; die Erklärung soll von der Rathhausstaffel herab verlesen werden, und Märklin gibt sich dazu her! Es wäre keine Möglichkeit gewesen, sie unter den Mißfallensäußerungen der Menge, die großentheils aus dem Publicum eben jenes Blattes bestand, zu Ende zu lesen, wäre nicht Hentges, der zu großer Entmuthigung der Protestmänner so eben von Frankfurt heraufgekommen war, abermals vermittelnd dazwischen getreten. Sie sollten die entworfene Erklärung zurücknehmen, und künftig friedfertigern Sinn beweisen, so wolle er dafür sorgen, daß auch das Dampfschiff seinerseits sich mäßige, verlangt und verspricht er: und die guten Bürger beeilen sich, die Adresse und ihren Verfasser fallen zu lassen! Welcher Anblick: der edle Patriot, der einsichtsvolle Mann, unter einer unverständigen, durch schlaue Führer verhetzten Menge, von schwachen Anhängern im Stiche gelassen, von eben dem Manne mit übermüthiger Großmuth in Schutz genommen, dem er kurz vorher im Wahlkampf unterlegen war.

Dieß hatte sich um Pfingsten zugetragen, und noch keine Woche später wurde Heilbronn militärisch besetzt. Unter dem daselbst garnisonirenden achten Infanterieregiment hatten sich, in Folge des Fraternisirens mit dem demokratischen Theile der Bürgerschaft, bedenkliche Zeichen von Meuterei kund gegeben: eine Adresse an die Staatsregierung war von einem Fourier entworfen und von Unterofficieren und Soldaten unterzeichnet worden, in welcher über bisher dem Soldaten vorenthaltene Menschen- und Bürgerrechte geklagt, gänzliche Umgestaltung der militärischen Strafrechtspflege, Entfernung des Kriegsministers, Soldzulage, Anrede mit Sie, besonders aber das verlangt wurde, daß bei'm Ausziehen in's Feld dem Soldaten immer erst gesagt werden solle, gegen wen oder was es gehe, indem sie nicht gesonnen seien, sich ferner als willenlose Werkzeuge zu ihnen unbekannten Zwecken gebrauchen zu lassen. Der Verfasser der Adresse war zwar alsbald verhaftet, doch in Folge des gewaltsamen Andringens von Soldaten und Bürgern wieder freigegeben worden. Das war denn doch auch dem langmüthigen Märzministerium zu viel, es schickte eine angemessene Truppenmacht, um das meuterische Regiment abzuholen, das sofort in Ludwigsburg entwaffnet und purificirt wurde. Nun folgten sich die Adressen von Heilbronner Bürgern und Turnern mit „Mannesthräne" und „Händedruck" an die edeln deutschen Brüder vom 8ten Regiment, die Stützen des Vaterlands; da doch jedes Vaterland, selbst ein republicanisches, unfehlbar verloren wäre, wenn es ein solches Gebahren der bewaffneten Macht zulassen wollte.

Bei allem Ekel vor der demokratischen Kleinstädterei seines Wohnortes hatte aber Märklin das Interesse an der großen Bewegung keineswegs verloren, und benützte daher seine Sommerferien zu einem Ausfluge nach Frankfurt. Hier, am Krater des kochenden Vulcans, fühlte er sich wieder gehoben, und ein Brief, den er über diese Reise an eine Freundin schrieb, läßt zwar die Ueberwältigung durch die mächtigen Eindrücke nicht verkennen, erinnert aber durch die selbstverläugnende Objectivität der ganzen Anschauung an G. Forsters Briefe aus Paris. „Sie wissen

— schreibt er — daß ich in den letzten Tagen in Frankfurt gewesen bin. Ich danke diesem Ausfluge eine lebendigere Anschauung der dortigen Parteien mit ihren hervorragenden Führern, und eine deutlichere Vorstellung von dem, was die nächste Zukunft bringen wird. Wir sind mitten im Strome der Revolution. Man kann nicht mehr fragen: wird uns die nächste Zeit Gutes oder Schlimmes bringen? Diese Begriffe, in welche wir unsere Wünsche und Besorgnisse kleiden, verwirren und trüben unsern Blick. Die Revolution geht mit Naturnothwendigkeit ihren Gang. Machen wir uns nur deutlich, was die nächste Zukunft uns bringen muß. Sie bringt uns unausbleiblich den Sturz der einzelnen Dynastien in Deutschland, voraussichtlich auch den Fall der Monarchie überhaupt und den Versuch einer Republik, wenn auch diese nicht lange Bestand haben sollte. Diese einzelnen Dynastien und Throne haben keine Sympathien im Volke, sie erscheinen fortwährend als Hemmungen der Verwirklichung eines einheitlichen Deutschlands, die dynastischen Interessen, fürchtet man, werden die nationalen immer wieder durchkreuzen; wozu noch 34 Fürsten, wenn man eine höchste Executivgewalt geschaffen hat? diese an der Spitze und unten im Volke das demokratische Princip in den Grundrechten der Nation, zermalmen die unmächtigen Souveränetäten in ihrer Mitte nothwendig. Aber das wird nicht so glatt und unblutig gehen. Die nächste Zukunft bringt uns noch mehr Anarchie als wir schon haben, vielleicht Bürgerkrieg; sie bringt uns die Herrschaft der Masse, die Niederlage des Bürgerthums gegenüber von dem sogenannten Volke. In der Bourgeoisie ist mehr Bildung, aber auch mehr Egoismus, Feigheit, Entblößung von Idealität. Jeder duckt unter, wenn der Sturm herankommt, und glaubt sich für sich retten zu können; um so gewisser gehen alle zu Grunde. Das Volk hat theils nichts zu verlieren, theils ist es eher noch für Ideen empfänglich, es handelt rasch, seine ganze Politik liegt in seinem augenblicklichen Gefühl; Ehrgeizige stellen sich an seine Spitze; Neid und Haß gegen die höhern Klassen, natürliche Unerschrockenheit, persönlicher Muth, das Alles zusammen gibt ihm den Sieg in die Hand. Die höheren Klassen

wollen eine Reform, aber keine Zerrüttung. Allein wie ist eine Revolution möglich ohne Zerrüttung, Auflösung des Bestehenden? – Davor schrecken die Ehrgeizigen und das Volk nicht zurück; sie handeln rasch, und während jene sich bedenken und lange berathen, entgleiten ihnen die Zügel, und fallen den untern Schichten zu. Vielleicht wird dann diese Zeit der Anarchie und des innern Krieges die Uebergangsperiode zu einer deutschen Gesammtmonarchie, oder zu einer Mehrheit von Republiken nach Art der nordamerikanischen. Wer will das wissen? Aber je freier wir uns von Furcht und Hoffnung erhalten, desto besser werden wir diese Zeit überstehen. Die alten, bisherigen Zustände sind rettungslos verloren, sie verdienen es auch nicht anders. Aus Sturm und Noth muß doch zuletzt etwas Besseres hervorgehen, wenn auch wir es nicht mehr erleben. Das Schwerste ist immer, über der unserem Auge zunächst liegenden Trübung der Idee durch unreine Leidenschaften und Interessen der Einzelnen den Glauben an die Idee selbst sich nicht rauben zu lassen; den Glauben, daß die jetzige Revolution der Anfang und die Bahn zu einer vernünftigern Gestaltung der staatlichen Verhältnisse, zu einer neuen Macht Deutschlands ist, daß, wenn auch durch schwere Kämpfe, die Menschheit eine höhere Stufe ihres Gesammtseins ersteigen wird."

Doch, sich thätig an der Bewegung zu betheiligen, dazu fand sich Märklin mit jedem Tage weniger versucht. „Ist es Schuld oder Verhängniß von unsrer Seite — schreibt er im Juli, — daß wir sterben werden, ohne mit dem wirklichen Leben in ein befriedigendes Verhältniß gekommen zu sein? Bisher stieß es uns ab, weil es zu sehr mit unsern Ideen, religiösen und politischen, contrastirte: jetzt scheinen diese auf dem Punkte zu sein, in's Leben zu treten, aber so beschmutzt durch den aufgewühlten Morast der Menschheit, daß wir sie zwar immer noch in dieser Befleckung erkennen, aber uns an ihrer Verwirklichung nicht betheiligen mögen. Also immer nur das Betrachten, das Reflectiren, nie das Handeln, das Leben, das unmittelbare Genießen der Wirklichkeit. Und doch, was hilft das Klagen hierüber? Das ist nun einmal unsre Natur, und das letzte Gesetz ist doch immer,

seiner Natur getreu zu bleiben.“ Dieß war es auch, was ihm seinen Aufenthalt in Heilbronn so peinlich machte. „In einer Zeit wie die jetzige — schreibt er — kann man nur erträglich leben, wenn man entweder von den Bewegungen gar nicht berührt wird, oder wenn man die Möglichkeit hat, an denselben in irgend einer Weise, sei es mithandelnd oder schreibend, sich zu betheiligen. Dieß nicht zu können vermöge seiner zufälligen Lage und Verhältnisse, und dabei von dem schlechten Bodensatze der Bewegung doch immer berührt zu werden, ist das Unerträglichste. Ich lese jetzt nach langer Zeit wieder Göthe's Dichtung und Wahrheit, und flüchte mich dadurch in eine Art von Asyl für Empfindung und Reflexion.“ Bisweilen macht er durch Scherze über die Tollheit um ihn her seinem Herzen Luft, wie er im August einmal einem Freunde die Nachricht gibt, er habe einen Verein gestiftet mit dem Namen „demokratischer Verein des souveränen Volks von Heilbronn, dessen erster Artikel laute: Jeder Mensch wird als souverän geboren. Art. 2. Alle wissenschaftliche Bildung, als aus aristokratischen Tendenzen hervorgehend und gegen das Princip der Gleichheit verstoßend, findet in dem neuen einigen Deutschland keinen Platz.“

Im Herbst gaben mehrere Zusammenkünfte mit dem Verfasser dieses Lebensabrisses, der seit Juli Heilbronn verlassen hatte, und besonders ein schneller gemeinsamer Ausflug nach Baden und Freiburg, angenehme Abwechslung; über letztern erließ Märklin an einen Freund ein Bülletin im Zeitungsstyle: „Freiburg, den 17. October. Gestern Vormittag sind die drei berühmten Reisenden, Strauß, Kauffmann und Märklin, auf ihrer Tour durch das badische Oberland hier angekommen, nachdem sie den Tag zuvor beim schönsten Wetter Baden-Baden besucht, und daselbst Abends im Theater der Vorstellung von „Dorf und Stadt“ angewohnt hatten. Sie trafen hier manche Bekannte unter dem hier liegenden Würtembergischen Offiziercorps, namentlich den Stabsoffizier Hauptmann v. Fischer, in deren Begleitung sie gestern Nachmittag bei starkem Regen unsern ehrwürdigen Münster besichtigt, und dabei ihre volle Bewunderung über dieses herrliche

Denkmal deutscher Baukunst ausgesprochen haben. Da sich das Wetter heute etwas gebessert hatte, so haben sie diesen Mittag einen Ausflug in das Höllenthal gemacht. Wie man vernimmt werden sie morgen die Rückreise antreten, da Dr. Strauß wegen ständischer Commissionsarbeiten nächsten Donnerstag wieder in Stuttgart anwesend sein muß."

Zu Winters Anfang finden wir unsern Freund wieder in Studien und Lectüre vertieft. „Mir ist es am wohlsten — schreibt er der Freundin — unter den Schatten der Geschichte und Literatur. Hier kann man auch allein unparteiisch sein. In der Gegenwart und gegen sie können wir das nicht. Wer weiß, ob wir einen Girondisten, oder gar Danton, so beurtheilt hätten, wie wir es jetzt thun, wenn er in unmittelbarer Wirklichkeit vor uns gestanden wäre? Gegenwärtig lebe ich vollends unter den fernsten Schatten. Ich habe wieder die alte Geschichte zu dociren, und da bin ich ein paar Wochen bei den Aegyptiern und andern in die Schule gegangen; jetzt geht's wieder zu den Griechen, wo es einem erst recht heimisch zu Muthe wird. Den 2ten Band der Göthe'schen Briefe an die Stein habe ich nun auch gelesen; ich freue mich für Sie, daß Ihnen diese Lectüre noch bevorsteht, sie thut einem in der tiefsten Seele wohl. Nach dem Abendessen lesen wir Auerbach's Dorfgeschichten; kennen Sie diese? Wo nicht, so müssen Sie sie lesen; es ist der Mühe werth, ich nehme den Hut ab vor Respect gegen den Mann. Der weiß die Wirklichkeit, die ganz gewöhnliche, poetisch zu fassen und zu gestalten — keine romantischen Excurse in's Mittelalter, zu Rittern und Gnadenbildern, keine Freiligrath'schen Löwenritte, u. dgl.; sondern das Judendorf Nordstetten, Bauern, Knechte, Kühe, Hairlen, und doch Alles schöne poetische Genrebilder, und in aller Einfachheit oft voll lyrischer Tiefe." Selbst an Jean Paul, (dessen Siebenkäs) kam Märklin um diese Zeit wieder. „Ein schöner Contrast — schreibt er, dieses Klein- und Stillleben, und die Kanonade von Wien. Jetzt, seit ein paar Tagen, regen mich die Berliner Geschichten weit mehr auf, als im Ganzen die Wiener gethan haben. Denn dort ist auf der einen Seite mehr

gemessene Haltung, auf der andern diese schreckliche doctrinäre Blindheit — wie von Gott geschlagen rennt dieser König in sein Verderben! Und weil dieser Mensch uns seit Jahren so viel Herzeleid gemacht, so nimmt man hier eher Partei mit der Linken. Ich würde nicht das mindeste Mitleid mit diesem verstockten Romantiker fühlen, wenn ich morgen in den Zeitungen lesen sollte, er sei von Haus und Hof gejagt worden."

Zwischen Weihnachten und Neujahr brachte der Verfasser dieses Lebensabrisses, vor seinem Abzug aus der Heimath, noch einige schöne Tage im Märklin'schen Hause zu, und bei dieser Gelegenheit sahen sich beide Freunde zum letzten Male. Ein fleißig unterhaltener Briefwechsel trat jetzt wieder an die Stelle des persönlichen Umgangs, der ihnen, nach der Repetentenzeit abgebrochen, seit 6 Jahren zur Lebensgewohnheit geworden war.

„Ich lebe so für mich hin, — schrieb Märklin im Februar 1849, — komme außer meinem Hause nur Mittwoch und Samstag in die bekannte Abend-Gesellschaft, wo glücklicherweise kein politisches Pathos ist, und der Humor sich wieder ganz recolligirt hat. Denn die Politik ist doch höchst unerquicklich, und verengt Gemüth und Verstand des Menschen. Ich lese die Zeitungen, schimpfe über die Frankfurter Linke, die Oestreichische Regierung, unsre Kammer, vergesse das bald, und vergnüge mich dann in meinen Studien. Jetzt lese ich eben viel in den griechischen Lyrikern, und habe viel Genuß davon." Einen Vers von Theognis fand Märklin dabei ganz auf die Gegenwart anwendbar:

Vielfach regen sich Kräfte des Frevelen unter den Menschen;
Aber des Herrlichen auch, auch des Behülflichen viel.

„Der Frühling ist angebrochen — schrieb er zu Anfang des März — und lockt einen aus den vier Wänden mächtig hinaus. Wenn's nur auch Frühlingshoffnungen in unsrer deutschen Welt gäbe! Ich verzweifle ganz an einer vernünftigen Lösung dieser Dinge, und ich glaube auch, dieses jetzige Geschlecht ist einer neuen Ordnung des Lebens nicht werth. Die mit innern und äußern Fäden noch mehr am Alten hängen — Adel, Geistlichkeit,

Beamte, Kaufleute — sind keine sichern Träger der neuen Ordnung; das übrige Volk ist so roh, dumm, passiv, daß man für dieses oft eher den Absolutismus, als eine solche maßlose Freiheit wie die jetzige, wünschen möchte. Schrecklich: die Gunst des Himmels hat freigebig alle Materialien zum Bessern vor uns hingeschüttet, und nun fehlt es an Menschen, am Boden dazu, in dem jenes wurzeln könnte. Wir werden früher oder später noch eine zweite Revolution bekommen, vielleicht il faut passer par la république, und dann kann eine neue Centralmonarchie das richtige Maß und Gleichgewicht von Freiheit und Rechten und von Gewalt festsetzen." — Als nun in der Reichstagssitzung vom 21. März die deutsche Kaiserkrone nur mit so schwacher Majorität dem König von Preußen übertragen wurde, da äußert Märklin, so fern ihm auch seit lange die Politik liege, so habe er doch bei der Nachricht von dieser unseligen Abstimmung im Innersten gefühlt, daß das Vaterland kein leerer Name sei. Er ist erschüttert davon, daß die Deutschen auch in diesem entscheidenden Augenblicke ihre Uruntugend nicht haben verläugnen können, und sieht nun wieder Alles chaotisch vor dem Blicke liegen. „Wir Deutsche sind ja nicht einmal im Stande, die Formen für bessere, vernünftigere Zustände zu schaffen; und wenn auch diese einmal geschaffen wären, wo ist dann der Geist, um sie zu erfüllen und zu beleben? Es fehlt ja überall das lebendige Nationalgefühl; und wo keine Begeisterung für irgend eine große Form des menschlichen Zusammenlebens ist, sei es Staat, Vaterland, oder Religion, da kann in einem Volke auch keine ächte Sittlichkeit sein." Es komme nun Alles darauf an, ob der König von Preußen gescheidt genug sei, die Wahl ohne Mäckeln anzunehmen. „Thut er es nicht, nun, so mag die Welt, d. h. Deutschland, in Stücke gehen. Dieß ist noch die einzige mögliche Lösung ohne Bürgerkrieg und Revolution."

Eine neue politische Anregung gab unsrem Freunde, der mittlerweile auch Mitglied eines neuerrichteten vaterländischen Vereines geworden war, im April die Bewegung in Würtemberg zur Durchführung der Reichsverfassung. Diese Bewegung unter-

stützte Märklin aus voller Ueberzeugung; er war mit ihr nach Zweck und Mitteln einverstanden. Es freute ihn der sichere Instinkt, mit dem alle Schichten und Parteien des Volks auf Errichtung eines deutschen Reiches, auf Verwirklichung der Nationalität, drangen, er begann wieder zu hoffen, daß wir Deutsche doch berufen seien, noch eine Nation zu werden. Dann war aber auch die geordnete, würdige Weise ganz in seinem Sinne, in welcher der Volkswille sich dabei kund gab, und der günstige Erfolg war ihm insbesondere auch als ein Merkzeichen für das Volk willkommen, wie es zu Werke gehen müsse, um etwas auszurichten. Daß durch diesen Sturm die Monarchie noch mehr erschüttert werde, befürchtete er nicht; aber eine Lehre sei er für die Fürsten, daß sie mit einem Schein-Constitutionalismus nicht länger auskommen können, sondern mit einem ächt-constitutionellen Regimente Ernst machen müssen.

Im Mai brach der badisch-pfälzische Aufstand los; „scheuslicher waren die Zustände noch nie, als jetzt, — schrieb Märklin — wo jeden Augenblick auch bei uns in Würtemberg sich dieselben Scenen wie in Baden wiederholen können, und wo man sich ganz wehrlos der rohen Gewalt preisgegeben sieht." Zu Ende Mai begannen seine Pfingstferien, und obwohl er an eine weitere Reise unter den Constellationen der Reutlinger Volksversammlung nicht denken konnte, so fand er doch, bei den trostlosen politischen Zuständen, das Stillsitzen doppelt unerträglich, und faßte daher rasch den Entschluß, Frau und Töchterchen nach Calw zu den alten Freunden zu bringen, während er selbst mit seinem Sohne sich nach Teinach begab, und dort und in der Umgegend in den herrlichen Tannenwäldern, an den heilenden Quellen, vom heitersten Wetter begünstigt, den Wilhelm Meister nach langer Zeit wieder lesend, 12 Tage lang „ein idyllisches Leben führte, unbekümmert um die Welthändel, die ihm so fern lagen, als ob es in der Türkei wäre." Das reine nur allzu flüchtige Glück jener Tage hat Märklin in einer rührenden Elegie an die Quelle von Teinach ausgesprochen, für welche er einst, noch in Calw, die classische Inschrift:

AEGROTOS SANO
SANOS RECREO

verfaßt hatte, worauf sich der Eingang der Elegie bezieht.

„Hätt' ich doch nimmer gedacht, du würdest so freundlich mir lohnen,
Spät noch, daß ich dereinst Sprache der Stummen geliebt.
Ja du labest auch mich, den Ermatteten, gütige Nymphe!
Und dein liebliches Thal beut mir Erquickung und Ruh."

Bestürmt von dem wirren Getöse der politischen Parteien und Schlagwörter, habe er sich zu ihr, in den Schooß der Natur geflüchtet, und nun

„Mögen sie draußen auch toben und Himmel und Erde bewegen:
Hier besänftigt bei dir friedliche Stille das Herz.
Tief im Schatten der Bäume verträum' ich müßige Stunden,
Und in dem einsamen Wald flüstern Dryaden mir zu.
Drunten, wo sich der Pfad durch des Thales Krümmungen schlängelt,
Hüpft, wie ein munteres Kind, mir zu den Füßen der Bach.
Aber droben die Burg, ernstblickend, erzählt mir von alten,
Stürmischen Zeiten, das Haupt golden vom Lichte bekränzt.
So verfließen in seliger Ruh mir Stunden und Tage;
Eins nur quält mich: zu früh rücket das Scheiden heran.
Hemme den eilenden Wagen, o Helios, gönne mir Armen
Lang noch des heutigen Tags süßes, behagliches Glück!"

In Heilbronn wieder angelangt, fand sich unser Freund aus der reinen Waldluft alsbald wieder in die verdorbenste politische Atmosphäre versetzt. Die Reste des Frankfurter Parlamentes hatten sich nach Stuttgart übergesiedelt, und nun war der souveräne Heilbronner Unverstand nicht länger zu halten. Gegen alle Gesetze versammelte sich die Mehrheit der Bürgerwehr bewaffnet auf dem Markte, und von mehr als 1000 Bürgern wurde, nicht ohne Terrorismus gegen die Widerstrebenden, eine Adresse unterzeichnet, in der sie, in offenem Widerstreite gegen die Würtembergische Regierung und Ständekammer, welche sich über die Verfügungen des Rumpfparlaments und seiner Regentschaft weislich die Cognition vorbehalten hatten, mit feierlichem Eidschwur gelobten, dem Rufe der letztern, im Fall er an sie erginge, Folge leisten zu wollen. So rückte denn am 12. Juni abermals, wie beiläufig

ein Jahr vorher, Militär in Heilbronn ein, die Bürgerwehr wurde für aufgelöst, die Stadt in Belagerungszustand erklärt. „Also zum Belagerungszustand — schrieb Märklin hierüber an den entfernten Freund — hätten wir es nun glücklich gebracht. Es mußte so weit kommen; die Beule war reif. Du kannst dir vorstellen, wie glücklich wir sind, von dem Dienste in einer Bürgerwehr, wie die hiesige war, entbunden zu sein. Ob aber für die Zukunft gründlich geholfen ist, möchte ich bezweifeln. Es ist zu wenig sittlicher Kern in der hiesigen Bevölkerung; neue Anlässe von außen her werden früher oder später wieder Alles neu aufrühren; von geordneter Ruhe und Sicherheit wird so bald nicht die Rede sein. Wenn ich von Heilbronn weg kommen könnte, so würde ich mich glücklich preisen. Uebrigens haben diese Tage auch komische Scenen in Menge dargeboten; die Contraste waren prächtig: diese Bürgerwehrmänner, die am ersten Tage, weil man da zögernd verfuhr, ihre Waffen nicht abgaben, ja Abends mit denselben sich versammelten, drohend abzogen, sich betheuerten, lieber ihr Leben als die Waffen zu lassen, — und die dann an den folgenden Tagen, wie in einer Treibjagd, von den Reitern eingefangen, zerknirscht zurückgebracht wurden, oder heimlich in andern Kleidern sich wieder in die Stadt schlichen, oder von ihren Weibern in den nächsten Dörfern abgeholt wurden. In Ellhofen, so erzählt man, hatte der Barbier den ganzen Tag mit Abnehmen der Bärte der Kriegshelden zu thun."

Der Wahrheit zur Steuer ist hier nicht zu verschweigen, daß Hentges um diese Zeit durch eine Katzenmusik, die er sich zuzog, sich bei Vernünftigen mehr Ehre erwarb, als im vorigen Jahr durch seine ziemlich unverdienten Ovationen. Er weigerte sich, die eben erwähnte Adresse zu unterzeichnen, und nun zog das souveräne Volk, in zweistündigem Mißconcerte vor seiner Wohnung, den unfügsamen Götzen in den Koth. Dieselbe Mißfallensäußerung, damals in Heilbronn und an vielen andern Orten so ehrenvoll, als jetzt bereits wieder die Ungnade der Regierungen zu werden anfängt, war einige Monate vorher auch Rümelin von seinen Landsleuten zu Theil geworden. War er

doch einer der wenigen Würtemberger in Frankfurt, welche zeigten, daß in ihrer Heimath über dem blinden Enthusiasmus der politische Verstand, über der ehrgeizigen Demagogie der redliche Patriotismus nicht ganz abhanden gekommen sei. „Man ist allmählig so hartschlägig, — fügt Märklin der Meldung dieser letzten Scene in einem Briefe bei — daß man sich wenig mehr um dergleichen Vernunftgründe des süßen Pöbels bekümmert. Aergerlich ist nur, daß die Ohnmacht der Behörden dabei jedesmal glänzend an den Tag tritt."

„Oft — schreibt Märklin um jene Zeit an die Calwer Freunde — sagen wir unter einander: wenn wir nur noch in Calw und Teinach wären! Die Dinge und Zeiten bleiben eben trostlos, und wir wollen und müssen uns schon darauf einrichten, nichts Gutes und Erfreuliches mehr in unsern öffentlichen Zuständen zu erleben. Denn mit der Meinung der kurzsichtigen Bourgeoisie, daß jetzt Alles gewonnen sei, kann ich mich nicht trösten; vielmehr nur damit, daß zuletzt doch, nach allen Stürmen und Widerwärtigkeiten, wenn auch wir es nicht mehr erleben, auch unserem deutschen Vaterlande noch eine vernünftige Gestaltung beschieden sein müsse."

Im Juli waren die Wahlen für die verfassungrevidirende Versammlung in Würtemberg vorzunehmen, und dadurch wurde Märklin noch einmal — zum letztenmal — in politische Thätigkeit hineingezogen. Der vaterländische Verein wählte ihn mit den meisten Stimmen in seinen Ausschuß, und so suchte er denn in Wählerversammlungen und Tagblattartikeln weniger für einen Candidaten, als gegen den demokratischen Mitbewerber zu wirken. „Ich sehne mich, — schreibt er — wenn morgen die Wahl vorüber ist, wieder ganz zu meinen Studien zurück zu kehren. Mit aller Politik ist's ohnedieß jetzt trostlos im höchsten Grade. Wir Deutschen sind die unglücklichste, jämmerlichste Nation, die es je gegeben hat. Und Friedrich Wilhelm IV.! Nun, über den brauchen wir doch unsre Meinung nicht zu ändern, wenn auch über alles Andere!" Daß Märklins Mahnungen in Bezug auf die Wahl in Heilbronn umsonst waren, versteht sich. Da Hentges

in Ungnade gefallen war, so wurde der ehemalige Redacteur des Neckardampfschiffes zum Abgeordneten gewählt.

Hatte sich Märklin im Juni in Teinach gleichsam mit der Natur noch geletzt, so bereitete er sich im August, ohne es zu ahnen, auch noch einen festlichen Abschied von der Kunst. Göthe's hundertjähriger Geburtstag nahte, und diesen gedachte er im vertrauten Kreise durch Vortrag des Egmont mit Beethovens Musik zu feiern. Wie herrlich sind die Worte, mit denen er einen Freund zu dieser Feier einladet: „Was thun wir denn am Ende auf der Welt, wenn wir uns nicht wenigstens an einzelnen Tagen und bei besonderen Anlässen aus der Elendigkeit des wirklichen Lebens in diese Freistätten der Kunst oder Wissenschaft oder Freundschaft flüchten, um jene zu vergessen und uns an den goldenen Früchten zu erfreuen, welche die Menschheit erzeugt und hoch über den Schmutz des Bodens in die reine Luft der Idealität erhoben hat?“ Nur aus sechs Personen bestand die erlesene Gesellschaft: Märklin und Kauffmann mit ihren Gattinnen und zwei musikalische Jungfrauen von Heilbronn. Märklin las den Egmont, Kauffmann (durch seine tiefgemüthlichen Liedercompositionen dem Publikum lange nicht nach Verdienst bekannt, durch seine Gabe, die Tondichtungen der großen Meister frei aus dem Gedächtniß auf dem Klaviere vorzutragen, den Freunden unschätzbar) spielte die Klavierstücke, und die Mädchen sangen die Lieder. Nie wird die kleine Gesellschaft vergessen, wie ergreifend schön Märklin den Monolog Egmonts im Kerker las; bei der Stelle von dem Klange der Mordart, die an des Lebens Wurzel nascht, mußten die Zuhörerinnen sich die Augen trocknen.

Im September erfreuten Märklin nach einander Besuche der Freunde Rapp und Vischer, wobei er sich mit dem letzteren mehr als bisher auch politisch verständigte, „und so lebe ich — schrieb er nachher an den ersteren — im Augenblick in dem wohlthuenden Gefühle neu erfrischter und befestigter Freundschaft mit den verschiedenen Freunden. Die Politik bewegt mich nur in zweiter Linie, wie sie bei mir überhaupt nie das erste Interesse

bilden kann; nur so weit sie mit nationalen, wirklich patriotischen Stimmungen zusammenhängt, trifft sie mich im Innersten. Denn für die Idee, einem großen, mächtigen, geachteten Vaterlande anzugehören, der Bürger eines solchen Staats zu sein, noch zu erleben, daß wir nicht mehr Gablenberger, sondern Deutsche sind, dafür schwärme ich noch immer. Indessen erfreue ich mich gegenwärtig an Gervinus über Shakespeare, was ein vortreffliches Buch ist, das Du Dir auch verschaffen mußt."

Im October endlich, während seiner Herbstferien, gedachte Märklin seinen lang gehegten Plan eines Besuchs in München, bei dem Verfasser dieses Lebensabrisses, auszuführen. Schon im Frühling hatte er demselben geschrieben, daß er ihn dieses Jahr noch sehen müsse, und daß er im Herbst dieß möglich zu machen hoffe. „Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?" hatte er ahnungsvoll hinzugefügt. Jetzt kündigte er dem Freunde den Tag seiner muthmaßlichen Abreise und Ankunft in München an; „in der frohen Hoffnung, Dich zu sehen, wenn nicht indessen der Himmel einfällt, oder die Cholera uns heimsucht" — so schloß er seinen letzten Brief. Am 13ten hatten die Freunde (Kauffmann sollte ihn begleiten) von Heilbronn abreisen wollen; aber am 11ten nöthigte ein rheumatisches Fieber mit Schmerzen im Schulterblatte Märklin, sich zu legen. Der Anfall schien Anfangs nicht bedenklich; man hoffte ihn durch die gewöhnlichen Mittel zu beseitigen: allein nach einigen Tagen stellte sich Abends Schlummer mit Delirium ein, und das Fieber nahm einen typhösen Charakter an. Seine Studien, sein Amt, die Seinigen und seine Freunde waren es, mit denen Märklin in seinen Phantasien sich am meisten beschäftigte; doch warfen auch die politischen Stürme, die ihn so tief erschüttert hatten, bedenkliche Schatten hinein. Er hielt Vorträge aus der Geschichte in klarer, gewählter Sprache, rief einzelne Schüler auf, oder sprach über Poesie und Literatur. Die Namen seiner Freunde waren beständig in seinem Munde; er dictirte Briefe an sie, und ließ Trauben packen für ihre Kinder. Einige Stunden lang verfolgte ihn das Bild eines Volks-Aufstandes: er verlangte heftig seine Kleider, da es ja

Feigheit wäre, sich der Sache entziehen zu wollen; dann fragte er wieder, ob die Kinder reisefertig seien? denn er wähnte sich mit den Seinigen auf der Flucht. In der letzten Nacht wurde er ruhiger, und man glaubte eine günstige Krisis sei eingetreten: aber es war der ewige Friede, der über ihn kam, und ohne Laut, ohne Zuckung hauchte er in der Frühe des 18. Octobers sein schönes Leben aus. Er war 42 Jahre und nicht ganz 4 Monate alt geworden.

Die Bestürzung, die Trauer, über Märklins Tod war in den Kreisen, in denen er gewirkt hatte oder gekannt war, allgemein. War freilich der Verlust der Gattin und der beiden Kinder, von welchen der Sohn binnen weniger Wochen in das obere Gymnasium, also in den unmittelbaren Unterricht des Vaters, übergehen sollte, ohne Vergleichung der größte: so war doch auch seinen Freunden der edlere Theil ihrer selbst, seinen Schülern ein unersetzlicher Lehrer, den bessern seiner Mitbürger und so manchen Andern,

— die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,

in ihm ein Gut genommen, das sie zum Theil erst jetzt in seinem vollen Werthe erkennen mochten. In Calw zeigte sich bei der Todesnachricht das allgemeinste Leid; die ehemaligen Nachbarn weinten und klagten, und die Leute liefen in das Gärtner'sche Haus, um zu fragen, ob es denn wahr sei, daß Märklin gestorben.

Am Nachmittag des 20. October wurde er begraben. Sein vieljähriger Freund, Dekan Georgii von Brackenheim, hielt, schwer ringend mit seiner Empfindung, eine gediegene Rede, welcher der Schwager und ein College des Verstorbenen noch einige Worte nachschickten. Unter Gesang von jungen Bürgern versank der Sarg, der die Hülle eines so edeln Geistes umschloß. Im Kreise standen mit der Familie die Freunde, lauter Männer in der besten Kraft der Jahre, ganz gebrochen von Schmerz, unfähig, die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten. Aber in diesem

Schmerze stieg der Geist des Todten in ihr Inneres, wo er leben wird, so lange sie selber leben.

So dauert der edle Mensch in allen denen fort, welche geistige Einwirkungen von ihm empfingen; aber im zweiten, dritten Geschlechte pflegt sich gemeinhin das persönliche Gepräge solchen Fortlebens zu verwischen. Wer auf unsre Väter, als Lehrer, als Freund, bestimmend wirkte, das wissen wir Söhne allenfalls noch; aber von unsern Großvätern wissen wir's nicht mehr, wenn gleich die Nachwirkung jener Einflüsse auch auf uns noch nicht aufgehört hat. Unser Freund, obwohl er in seiner Bescheidenheit nur auf die unpersönliche Fortdauer in den Früchten seines Thuns Anspruch machte, hat durch die Gediegenheit seines Wesens wie Wenige ein persönliches Fortleben verdient: daß ihm dieß zu Theil werde, und er in dieser verklärten Gestalt auch auf solche wirken möge, bis zu denen sein Einfluß bei Leibesleben sich nicht erstreckte, das ist der Zweck der nun vollendeten Darstellung, welche ein trauernder Freund als Standbild auf seinem Grabe errichtet.

STRAUSS, David F
Christian Maerklin